

Zeitschrift: Beiheft zum Bündner Monatsblatt
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: 8 (1998)

Artikel: Mehrsprachigkeit und Sprachmischung in der neueren
bündnerromanischen Literatur
Autor: Riatsch, Clà
Kapitel: 4: Formen und Funktionen von Mehrsprachigkeit in einzelnen Texten
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-821097>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

iv. Formen und Funktionen von Mehrsprachigkeit in einzelnen Texten

Wie in der Einleitung angekündigt, werden in diesem Abschnitt einzelne Texte vorgestellt, die aufgrund einer lockeren Verbindung von formalen, funktionalen und inhaltlich-thematischen Indizien zu verschiedenen Gruppen zusammengefasst sind. Diese Gruppen dienen lediglich als Orientierungshilfe für selektive Lektüre; sie bilden nicht die Grundlage der unten (vi.) unternommenen Versuche einer typologisierenden Einordnung dieser, aber auch anderer Texte. Literarische Funktionen von Stilmitteln lassen sich nur im Rahmen des ganzen Textes erfassen und beschreiben. Dieser von Formalisten und Strukturalisten so insistent hervorgehobenen Tatsache wird im folgenden Rechnung getragen. Dabei wird aber nicht vergessen, dass Texte keine Objekte, keine «Kometen» sind, sondern Kommunikationsakte zwischen Menschen, im Rahmen einer Sprache, einer Kultur, einer Zeit. Die Texte werden also vor dem Hintergrund der skizzierten sprachlich-kulturellen Gegebenheiten gelesen.

iv.i. Sprachkontakt als Bedrohung: ein Dauerthema

Die für das Romanische bedrohliche Kontaktsituation und die entsprechenden Reaktionen seitens der romanischen Sprachpflege machen das Thema der *Sprachbedrohung* und möglicher Gegenmassnahmen zu einem Dauerbrenner der sprachpflegerisch engagierten Literatur. Die im Bereich des «Sprachgedichts» skizzierten Motive, Verfahren und Argumentationsmuster sollen bei der Lektüre der folgenden beiden Texte, einer sehr frühen und einer zeitgenössischen literarischen Polemik gegen den Einschub deutscher Elemente in die romanische Rede, nicht vergessen werden.

IV.1.1. P. Baseli Carigiet, *Il Romontsch tudestgau* (1848)

Der Text der von P. Baseli Carigiet verfassten, von Tuor vorgetragenen Satire wird hier in der von Gadola veröffentlichten Fassung zitiert³¹⁷. Der Titel bestimmt das «verdeutschte Romanisch» als Thema, der Untertitel nennt die Satire als Gattung und Funktion des Textes. Der Text lautet:

Il Romontsch tudestgau

(Satyra. Declamau per St. Alois 1848, da Student Tuor da Sumvitg)

Tudestgs, Franzos e Talians han uss declamau ditg e bein,
E creian d'aver delectau las ureglias de lur auditurs
Cun lur lungatgs cultivai, il quals nus pér uss emprendein.
Tgi sa, sch'ei fuss ca lubiu, de plidar en romontsch, mes Signurs?

5 Mo pertgei buc esser lubiu
Sin nies oz aschi sclariu?
Noss'epoca de plein concessiuns
Assentescha cun pauc' condiziuns.

Il pur sco'l signur, gl'advocat sco'l student nunschenadamein
[tschontschan
10 Mintgin, sco ei plai, el lungatg della mumma, e quei ei caussa pli
[biala,
Che voler s'ostentar en jasters lungatgs, che las forzas ca
[tonschan!

Mo eis ti bein schi de fei
De vegnir neunavon cun de quei,
El qual ins sa gnanc patertgar
15 Ils auters eunc meins educar?

Tal'uisa plidav'ina gad'in um de scola zun fin
Cun siu instruend inductor, favorit della mumma lungatg,
Il qual enstagl la dueivla rispost'ha tertgau: ti eis in...;
Al qual pli che dretg ei carschiu las ureglias... quei muoss'il
[partatg!

20 Tut tgi che vul pretensiun
Far sin civilisaziun,

Quel sto silmeins figurar
Ch'el sappi tudestg tschintschar! –

25 Tschell'uisa schei gie, ne sarei vossa bucha tier tut quei che vegn
Neunavon tier mintg'occurenza de gronda ne pintg'impurtonza;
Pertgei il romontsch, mo lungatg d'idiots, ei quel che retegn
Gl'avanzar della stim'et honur tiels commembers de vossa
[avdonza! –

30 Perquei mein Gutachtung wär' der,
Für zu kommen ein Mann und ein Herr,
Das Deutsch allweil sprechen muss mann.
Respetieren wird uns Jedermann.

35 Tgi che sa ne vul buca plidar tudestg, po allura willkürlich
Manizar denter ungeniert expressiuns ded in'autra Mundart,
Gl'ei der Ton e la moda dil temps, et il Zeitgeist anfla natürlich
D'era far il Mischen cun caussas diversas per bun'u malart! –

Tal lungatg ei quei buc zitgei prächtig? –
Tgei ei also giebein pli vernünftig,
Che de star vid il sura Vorschlag? –
Il Beschliessen duess far il Bundstag.

Der zentrale Gegenstand des satirischen Angriffs ist die Vorstellung eines unbehebbareren Prestigedefizits des Romanischen, das einen Sprachwechsel zum Deutschen dringend nahelegt. Wo dieser nicht gelingen will, soll eine möglichst grosse Anzahl deutscher Einschübe in die romanische Rede anzeigen, dass der Sprecher das vermeintlich fehlende Prestige seiner Sprache im Rahmen seiner Möglichkeiten durch Anlehnung an eine Kultursprache zu beheben versucht. Das mangelnde sprachlich-kulturelle Selbstwertgefühl treibt den «schlechten Romanen» in die Selbstverleugnung, macht ihn zum Verräter am Eigenen. Falsches Deutsch und «Sprachgemisch» verweisen auf das Scheitern dieses Verrats, ihre Lächerlichkeit fällt als Strafe auf den Verräter zurück.

Die angegriffene falsche und die propagierte richtige Einstellung zur Erstsprache werden, als von der Satire bekämpfte und geforderte Normen³¹⁸, von zwei textinternen Sprechern vertreten: der «um de scola zun fin» (V. 16) vertritt den Sprachwechsel, der «instruend instructur» (V. 17) vertritt, als Alter Ego des Satirikers, die Sache des Romanischen. Der «instructur» ist

offensichtlich ein subalterner Dorfschullehrer, der «um de scola» ein «Gelehrter», vielleicht auch ein vorgesetzter Behördenvertreter. Damit könnte der Text auf die Konflikte um die Kontrolle des Schulwesens (Unterrichtsstoff und Unterrichtssprache) anspielen, in die lokale und kantonale Behörden während des ganzen 19. Jahrhunderts verwickelt waren³¹⁹. Die Verteilung der Redebeiträge und Standpunkte auf die beiden Personen (V. 16f.) macht nicht eindeutig klar, ob das ganze dem Einspruch des «um de scola» (VV. 12–15) vorausgehende Segment oder nur die dritte Strophe (VV. 9–11) zur Rede des «instructur» gehören. Davon abgesehen gehört ein erster Teil (VV. 1–11) der Propagierung des Romanischen, ein zweiter (VV. 12–15, 20–39) seiner Anschwärzung durch den «um de scola», der das Deutsche propagiert und sich mit seinem Deutsch gleichzeitig lächerlich macht. Auf den ersten Einspruch des «um de scola» reagiert der «instructur» statt mit der «dueivla risposta», der «angemessenen Antwort» (V. 18), mit der unausgesprochenen, durch die Aposiopese: «ti eis in...» (V. 18), «las ureglias...» (V. 19) dem Leser überlassenen Beschimpfung seines Gegners als Esel. Damit mündet der indirekte Angriff dieser dialogischen Satire an der Schnittstelle der beiden gegensätzlichen Reden in offene Polemik gegen den Vertreter des falschen Standpunktes³²⁰.

Der erste Teil beginnt mit der rhetorischen Erfragung der Erlaubnis eines romanischen Vortrages im Anschluss an diejenigen der «Tudestgs, Franzos e Talians» (V. 1), die glauben, die Zuhörer «cun lur lungatgs cultivai», «mit ihren kultivierten Sprachen» (V. 3) erfreut zu haben. Dass das ironische Lob nicht den Texten, sondern den Sprachen ausgeteilt wird, ist im gegebenen Kontext wenig erstaunlich und zeigt nur einmal mehr, wie selbstverständlich die Bewertung des Textes mit der Bewertung der Sprache verknüpft wird. Die bissige Ironie, mit der die Erlaubnis für einen romanischen Vortrag erbeten wird, findet in der sarkastischen Anrufung der Aufklärung, «nies oz aschi sclariu», «unsere so aufgeklärte Gegenwart» (V. 6) ihre Fortsetzung. Die Verbindung von Ironie und Zitat³²¹ zeigt sich hier in der Vorführung der Widersprüche im Verhalten des liberalen Gegners, der sich auf die Aufklärung beruft, für eine «epoca de plein concessiuns», «Epoche voller Zugeständnisse» (V. 7) verantwortlich ist, absurderweise aber möchte, dass der Gebrauch des Romanischen bewilligungspflichtig wird. Die Parteinahme für das Romanische erfolgt also aus einer katholisch-konservativen, gegen die Aufklärung und den Liberalismus gerichteten Position. Die dritte Strophe feiert in fast perfekten Hexametern die Verbreitung des Romanischen als Muttersprache aller: das gereimte Stereotyp «Il pur sco'l signur», «der Bauer wie der Herr» (V. 9) betont die klassenübergreifende, tiefere Verbindung der romanischen Gemeinschaft. Dieser ungenierte Gebrauch

der Muttersprache, «[...] nunschenadamein tschontschan | Mintgin, sco ei plai, el lungatg della mumma [...]» (V.9f.) sei besser als die Ostentation von Fremdsprachen, die man doch nicht beherrsche: «[...] s'ostentar in jasters lungatgs, che las forzas ca tonschan!» (V.11). Mit diesem sehr häufigen Argument³²² ist das Übel namhaft gemacht, das der Gegner in seiner Rede vorführen wird. Dieser ironischerweise als «um de scola zun fin» (V.16) angesprochene Ignorant vertritt zunächst die Ansicht, auf romanisch lasse sich nicht denken (cfr. V.14), geschweige denn erziehen (cfr. V.15). Dann beginnt seine sprachlich wie argumentativ sehr «unsaubere» Propaganda zugunsten des Deutschen, die sich selbst durch die Unvereinbarkeit von Inhalt und sprachlicher Form *ad absurdum* führt. Nach dem Prinzip des sich selbst disqualifizierenden Gegners fordert dieser zunächst, jeder Romane müsse Deutschkenntnisse «silmeins figurar», «wenigstens vortäuschen» (V.22), wenn er Anspruch auf Zivilisiertheit erhebe. Diese Bedingung wird durch die Morph-Für-Morph-Übersetzung: «pretensiuon far sin» (nach: «Anspruch erheben auf») ausgedrückt, eine eindeutige Interferenz, die die Gefahr der Mehrsprachigkeit veranschaulicht und deren Befürworter als inkompetenten Sprecher seiner Erstsprache diskreditiert. In der nächsten Strophe stellt er den Prestigemangel des Romanischen fest, dieser «Idiotensprache», «lungatg d'idiots» (V.26), die ihre Sprecher daran hindere, «stim'et honur», «Achtung und Ehre» (V.27) zu erlangen³²³. Das häufig als Grund von realer Interferenz und Entlehnung angegebene Bedürfnis, das Prestige des Romanischen zu steigern³²⁴, entlockt dem inkompetenten Eiferer zunächst eine Kostprobe seiner Deutschkenntnisse. Artikelfehler und Wortverschnitt: «der Gutachtung» (V.28), interferentielle Funktionserweiterung von «für» und «kommen» aufgrund von romanischem «per» und «vegnir» in der Lehnübersetzung «Für zu kommen ein Mann» (aus: «Per vegnir in um», V.29), fehlende Unterscheidung von «dass» (Konjunktion) und «das» (Relativpronomen), von «man» und «Mann» in den Formen «mann» und «Jedermann» (V.30f.), Angleichung des Internationalismus an die romanische Lautung im Verb «respetieren» (V.31): diese Abweichungen von der schriftdeutschen Norm können allesamt als stereotype Formen der Simulation von «Romanendeutsch» gelten. Romanen, die nicht Deutsch können oder es nicht reden wollen, wird die Häufung deutscher Einschaltungen in die romanische Rede empfohlen. In den ersten beiden Einschaltungen: «willkürlich» und «ungeniert» doppelt sich die metasprachliche Empfehlung durch gleichzeitige Selbstvorführung. Neben plausiblen und belegbaren Einschaltungen wie «ungeniert» (V.33), «il Zeitgeist» (V.34), «il Bundstag» (V.39) und dem häufigen Muster «far il Mischen» (V.35), «far il Beschliessen» (V.39)³²⁵ kommen auch unwahrscheinliche, den Arti-

kel einschliessende Umschaltungen wie «Gl’ei der Ton e la moda» (V. 34) vor. Das zentrale Verfahren der verzerrenden Karikatur ist die gegen alle entsprechenden Restriktionen verstossende extreme Häufung³²⁶ der Einschübe. Beim letzten Vers handelt es sich um ein stereotypes «Dialektmuster», das zur Veranschaulichung der «Mischsprache» von Domat/Ems gebraucht wird³²⁷. Falsches «Romanendeutsch» und durch gehäufte Kodeumschaltungen und Lehnelemente geprägte romanisch-deutsche «Mischsprache» zeigen eine der Absicht ihres um Prestige bemühten Benutzers genau entgegengesetzte Wirkung: sie weisen den übereifrigen «Gelehrten» als Ignoranten aus und schaden dem Prestige seiner Erstsprache. Ohne Bezug auf den Text von Carigiet erläutert J. U. Gaudenz genau diesen Sachverhalt: «Da nossa vart nun han mai mancà quels chi s’han laschats impuoner dal tudais-ch sco lingua plü derasada e plü cultivada e chi han cret da stuvair güdar davo a la s-charsdà e strettezza da nossa lingua tras impraists da là. Bain blers as han adüna vuglü dar üna tscherta importanza, in dovrand tanter aint plets tudais-chs, per mossar che ch’els sapchan tuot! Our da la bocca da Bifrun avain nus però fingià udi ch’ün tal masdüglöz deriva dad ignoranza – cha minchün fetscha meglder d’imprender il prüm inandret sia aigna lingua.» (1945:58). Die falsche Suche nach Prestige durch unbedarfte Anlehnung an die Kontaktsprache ist offensichtlich auch hundert Jahre nach P. Baseli Carigiets *Romontsch tudestgau* noch immer ein Ärgernis.

IV.1.2. Jon Nuotclà, *Üna malatia rantaivla* (1982)

Nuotclàs Kurzgeschichte erzählt vom Kampf des alten Michel gegen die «ansteckende Krankheit» der Einschaltung deutscher Elemente (in erster Linie Lehnwörter) in die romanische Rede. Die Inhaltsparaphrase lässt zwei zentrale Bereiche des metaphorischen und mythischen Inventars dieses Textes erkennen. 1) Die Kontaktsprache Deutsch ist eine Krankheit, der Sprachkontakt bedeutet Ansteckungsgefahr. 2) Die Krankheit verhindert, dass die Angesteckten mit ihren Ahnen kommunizieren können.

Als Grossvater und Enkel erstmals vor dem Haus zusammensitzen, wird der Enkel von einer Frau aus dem Nachbarhaus angesprochen:

(1) Üna duonna bain ruelada ha tschögnà clomond ün nom da tuot oter cling co «Michel». Lura ha’la agiunt alch cha’l bazegner nun ha inclet. L’abiadi però ha respus: «Jo, jo, das machen i scho, i gon sofort Frau Niederösch». Il vegliet sül vamporta es stat be stut cha Michel savaiva uschè bain tudais-ch. Indegnà d’eira’l però dal möd co cha quista duonna Jösch ha pronunzchà seis nom.

Michel, ha'la dit sco sch'ella dovress quist pled bel ed aposta per sgrattar il catar our da la gula. (S. 19)

Dass der Grossvater über die (Schweizer)Deutschkenntnisse des Enkels staunt, passt zur Information des Vorkontextes, wonach er als weltabgewandter Einsiedler dreissig Jahre lang nie im Dorf gewesen ist. Interessanter ist seine Entrüstung über die (schweizer)deutsche Form «Michel» [mìxɛl] seines romanischen Namens «Michèl» [miçɛl], den er an seinen Enkel vererbt hat. Die Entrüstung wird zunächst auf die Art der Aussprache («die Art wie (sie) [...] ausgesprochen hat») zurückgeführt, dann, durch den herabsetzenden Vergleich: «als brauche sie dieses Wort extra dazu, sich den Katarrh aus der Kehle zu kratzen», auf den velaren Charakter des im Romanischen unbekanntem Reibelautes [χ]³²⁹. Von der Aussprache des Namens ist nochmals die Rede, als sich die Dame gegenüber dem Grossvater lobend über den Enkel ausspricht:

(2) «Der Michel ist ein braver Bursche». Michel ha darcheu dudi il catar aint illa gula da la dama e quista jada ha'l eir badà l'intunaziun tuottafat fosa da seis nom. Offais è'l stat sü ed es i da port'aint sainza dir pled. (S. 20)

Obwohl die Dame mit dem Grossvater hochdeutsch spricht, hört dieser auch diesmal denselben «Katarrh»³³⁰. Zudem fällt ihm jetzt das paroxytone «Michel» anstelle des endbetonten romanischen «Michèl» als «gänzlich falsche Betonung seines Namens» («l'intunaziun tuottafat fosa da seis nom») auf. Die Beleidigung ist so gross, dass er die Kommunikation kommentarlos abbricht und sich abwendet. Die aggressive Anfeindung des Schweizerdeutschen, der Zweitsprache fast aller Rätoromanen, mit dem metaphorischen Stereotyp der «Halskrankheit», die betont einseitige und einsprachige Bewertung der deutschen Form des Namens als «falsche Betonung», der abrupte Gesprächsabbruch sind allesamt Indizien einer besonderen, «identitätsstiftenden» Funktion des Namens, den man der Vereinahmung durch die Kontaktsprache keineswegs preisgeben darf. Die Identitätsfunktion ist hier durch symbolische Aspekte der Vererbung des Namens vom Grossvater auf den Enkel akzentuiert³³¹.

Nachdem der Grossvater über die Deutschkenntnisse des Enkels gestaunt hat, staunt er über dessen Romanisch:

(3) Cur cha seis abiadi til ha dat il tircrauv avant co ir, dschond: «Eu vegn svelto in butia, fa il bain e metta il «schrubaziar» aint il

«verzügcasta», ha pover Michel stuvü constatar, cha la tschanscha discurrüda a Paterlonas nu d'eira plü sia lingua. Amo üna ter pezza ha'l tgnü il tirscauvs in seis mans airis, segnats d'improntas da la stantusa lavur da sia lunga vita. (S. 19)

Angesichts von zwei deutschen Lehnwörtern in einem romanischen Satz des Jungen muss der Alte feststellen («ha stuvü constatar»), dass die mündliche Umgangssprache des Dorfes «nicht mehr seine Sprache» ist. Beide Lehnwörter sind durch Einschluss in die direkte Rede und durch Anführungszeichen doppelt markiert, «schrubaziar» steht zudem im Kontrast zum romanischen «tirscauvs» des Vor- und des Folgekontextes und wird somit als unnötige Neuentlehnung vorgeführt³³².

Selektive Wahrnehmung und Panik vor dem Fremdeinschub finden im Traum des Alten eine interessante Verdichtung. Zu den Ahnen im Jenseits spricht der Junge nur noch in Fremdeinschüben:

(4) L'es gnü sül töffin, cul tirscauvs in man. Tuots til han bivgnantà cun grond dalet, ma Michel nun ha inclet pled. Adüna marmuognaiva'l «schrubaziar, verzügcasta, schrubaziar, verzügcasta». Tuots til han clomà: «Ve tantüna nan pro nus, tü toccast pro nus!» Ma l'abiadi Michel es passà speravia ed es svani aint illa tschiera. (S. 20)

Die zwanghafte Wiederholung der immergleichen Lehnwörter verhindert die Verständigung mit den Ahnen. Der Traum des Alten stellt die Verbindung her zwischen der puristischen Distanz gegenüber einzelnen Lehnelementen und einem mythischen Argument der Spracherhaltung, wonach die «unreine Sprache» die Kommunikation mit den Ahnen verhindert³³³. Ein besonderes Problem stellt die romanisierende Graphie von «verzügcasta» dar. Sie kann als isoliertes Spiel mit dem expressiven Potential der Metagraphie aufgefasst werden, sie kann aber auch der Hervorhebung der Adaptation als «Maske» dienen, der Verstellung des sich «getarnt» einschleichenden, deutschen Wortes³³⁴.

Die nächste Begegnung mit Fremdeinschüben macht der Grossvater vor der Affiche, die vor der Ansteckung durch den Bazillus der Deutschsprachigen warnt. Der Dorfweibel will das mit Reissnägeln an die neue Schulaustüre befestigte Manifest entfernen und kommt dabei ins Schimpfen:

(5) «Quist barloc dal diavel, set «raisnagals» douvra'l per francar sia strambaria. Cha a Paterlonas daja da quists «spinnars» nu

vessa cret.» Ils plets «raisnagals» e «spinnars» transmüdan la tschera da Michel. (S. 23)

Wie schon in (4) sind die Lehnwörter durch Einschluss in die direkte Rede und durch Anführungszeichen doppelt markiert, «raisnagel» ist zudem durch den Gebrauch von «pideras» im weiteren Vorkontext des Erzählers (cfr. *ibid.* 22) kontrastiv hervorgehoben. Die metasprachliche Wiederaufnahme und Kommentierung der beiden Lehnwörter schliesst ihre Isolierung als Indizien gefährlicher Krankheitsherde ab. Der Grossvater fragt den Sprecher, ob er nicht manchmal über dem linken Ohr Kopfschmerzen habe. Der andere will wissen wieso:

(6) «Pervia cha tü hast dit «raisnagals» e «spinnars». Sch'eu nu'm fal, sun quai plets tudais-chs ed eu n'ha cret cha tü sajast da lingua rumantscha. Uossa taidla bain, sur l'uraglia schnestra es quella part dal tscharvè culla «hirnvindung» ingio chi's rechatta il «sprechcentrum». Quai hana declerà tschella saira aint illa televisiun... tudais-cha. Eu supuon cha'l bazil chi transmüda tia favella rumantscha in üna tudais-cha s'ha fichà aint in teis «sprechcentrum»». (S. 23)

Im Sinne der puristischen Maximalforderung absoluter «Einsprachigkeit» sieht der Grossvater einen Widerspruch zwischen der Zugehörigkeit zur romanischen Sprachgemeinschaft («esser da lingua rumantscha») und dem Gebrauch von Lehnwörtern, die trotz suggerierter lautlicher und eindeutiger grammatikalisch-morphologischer Integration³³⁵ («raisnagals», «spinnars») bezeichnenderweise als «plets tudais-chs», «deutsche Wörter», eingestuft werden. Dass der Purist die von ihm beanstandeten Fehler selber mindestens so häufig macht, entspricht durchaus realen sprachlichen Gegebenheiten vieler puristischer Schriften und wird in sprachpflegerischen Auseinandersetzungen auch immer wieder genüsslich ins Feld geführt³³⁶. Immerhin könnte sich der Grossvater hier mit dem Hinweis verteidigen, dass für «Hirnvindung» und «Sprechzentrum» in keinem romanischen Wörterbuch ein Vorschlag gemacht wird. Stattdessen erschrickt er zu Tode:

(7) Tgnond il scuffel manaja Jon da Betta: «Char Michel, in quist cas est però eir tü infectà nüglia mal, perche il «sprechcentrum» e la «hirnvindung» sun bain plets tudais-chs, o na?» Pover Michel da Crastota vain sblach per bocc'aint. Propcha, el gnanca nu's vaiva inaccort, cha eir el douvra plets tudais-chs daspö ch'el viva

a Paterlonas. Es quai pussibel? Eir el infectà, sainza far surasèn?
Che bazil malign! (S. 23)

Was den Kontaktlinguisten wohlbekannt ist, wirkt auf den Grossvater schockierend: die tatsächliche «Mehrsprachigkeit» der eigenen Rede kann in der Selbsteinschätzung des Sprechers völlig falsch veranschlagt werden³³⁷. Innerhalb der Krankheits-Metaphorik wird dieser Sachverhalt als besonderes Indiz der Bösartigkeit des ansteckenden Bazillus («bazil malign!») gewertet. Die Folge der schmerzlichen Selbsterkenntnis sind Selbstkontrolle und Zensur:

(8) Ils meidis svutran aint in seis tscharvè, precis sco quels aint illa televisiun. «Sast tü, che chi chattaran aint in meis «sprech...» Plü inavant nu riva'l cun seis marmuognöz, perche cha'l schnuizi til sdarlossa. Quist pled schmaladi nur rabla'l plü our da seis vocabulari. (S. 24)

Die puristische Selbstkontrolle kann die automatisierte, «krankhafte» Einschaltung zwar nicht rechtzeitig verhindern, doch immerhin unterbrechen. Der Sprecher erschrickt ob der Hartnäckigkeit des «verfluchten Wortes», «pled schmaladi». Die Konsultation des Arztes setzt den Grossvater neuen Gefahren aus:

(9) Michel es ch'el spetta sül docter aint il «Wartezimmer». (S. 25)

Die Anschriften «Wartezimmer» und «Sprechzimmer», eine Frau, die auf deutsch ihre Leiden beschreibt, die Arztgehilfin, die ihn auf deutsch hereinbittet und seinen Namen wiederum auf dieselbe traumatisierende Art ausspricht, die Michel mit «catar aint illa gula», «Katarrh im Hals» (cfr. [1] und [2]) assoziiert. In (9) liesse sich das Spiel mit der «Krankheit des Arztes» auf die Sprache des Erzählers anwenden: das unmarkierte, unkommentierte «spettar sün» ist eine Lehnübersetzung des deutschen «warten auf», die das romanische «spettar a» allmählich verdrängt³³⁸.

Vom Arzt erfährt Michel, dass das «Zentrum des guten Willens», «il center da la buna vögli» (S. 25) noch nicht infiziert ist. Als Heilmittel bekommt er ein Medikament, das die Durchblutung des Gehirns fördert, und ein Wörterbuch verschrieben. Die Beschreibung der Konsultation des Wörterbuchs bringt neues Licht in die Frage der abweichenden Graphie:

(10) I til fan imbüttamaints pervia ch'el ha demoli cun seis «raisnagals» il bel portal. Michel ria stigl, driva il cudaschun, sfögliä inavant ed inavo, marmuognond: «rai--spettai, rei, quai es inandret, – reis». [...] Lura, a la fin, disch Michel franc ed inclegiantai-vel: «reisnagel», quai as scriva cun e-i, quia til vaina, «pidera» ha'l nom quist indriz, in rumantsch, pidera d'fier dit plü precis. Pideras, inclet, fini culs «raisnagals», nunesa meis signuors!» (S. 26)

Die Kommentierung der abweichenden Graphie aus der Innenperspektive der Person und damit aufgrund ihrer graphischen Norm kommt einer eindeutigen Bestimmung ihrer Indirektheit gleich: ««raisnagal», wie die Person schreiben würde.» Als plausibler Anlass der Metagraphie dient die dem Romanischen fremde Graph-Laut-Relation («ei» für [aj]). Nach dieser klaren Zuweisung können rückwirkend auch andere Metagraphien wie «verzügcasta» (cfr. [4]) auf die Person zurückgeführt werden. Durch ihr Spiel mit mangelnder Kompetenz reiht sich diese Art Metagraphie in jene Figuren der «Sprachkomik» ein, in denen Naivität, Inkompetenz oder Behinderung normgerechte sprachliche Kommunikation auf irgendeiner Ebene verhindern³³⁹. Die nicht-mimetische Verwendungsweise der Metagraphie zeigt sich exemplarisch daran, dass in der direkten Rede des Grossvaters, der die Graphie von «Reissnagel» eben gelernt hat, schon wieder «raisnagals» geschrieben wird.

Ihr volles polemisches Potential entfaltet diese Stelle erst im Kontrast zum Vorkontext (cfr. [7] und [8]). Dieser Kontrast suggeriert, dass der Alte mündlich zuviel, schriftlich zuwenig «deutsch kann», dass seine unkontrollierten Einschübe deutscher Lehnwörter gerade kein verlässliches Indiz einer umfassenden Kompetenz in der Kontaktsprache sind. Was hier vorgeführt wird, entspricht einem bekannten Argument der sprachpflegerischen Polemik, die «Sprachmischung» als Indiz mangelhafter Beherrschung *beider Sprachen* auffasst³⁴⁰.

Eine umfassendere Interpretation von Jon Nuotclàs *Üna malatia rantaivla* müsste sich vor allem dem ambivalenten Zusammenspiel von ironisch-humoristischen und sprachkämpferisch-ernsten, polemischen Momenten widmen. Die Metaphorisierung der Kontaktsprache als Krankheitsherd, des Lehnwortes als Bazillus, der «Mischsprache» als hirnpathologisches Phänomen, das sich durch sprachpflegerische Medikamente heilen lässt, ist in dieser überspitzten Form eine deutliche Ironisierung. Diese erfolgt aber auf dem Hintergrund einer generell sehr deutlich von organistischen, «biologischen» Vorstellungen geprägten sprach- und kulturkämpferischen Pole-

mik Nuotclàs. Die ironisch-humoristischen Akzente dämpfen das Pathos und ermöglichen eine Neuformulierung des sprachpflegerischen Anliegens, das als solches keineswegs ironisiert wird. Dies bestätigt übrigens die offen polemische, ja gehässige Darstellung des Schweizerdeutschen als «Halskrankheit». Damit fällt der Text hinter neuere Positionen der offiziellen Sprachpflege zurück, die für ein Ende der Stigmatisierung der Kontaktsprache, auch des Schweizerdeutschen, plädieren³⁴¹. Bei Nuotclà zeigt sich trotz spielerischer Brechungen ein kausaler Zusammenhang von Zweisprachigkeit und Sprachverfall. Die grösste Gefahr für das Romanische ist das Schweizerdeutsch des Jungen, die sprachpflegerische Arbeit leistet, trotz anfänglich falscher Selbsteinschätzung, der Alte. Ganz anders schätzt Cathomas die Situation ein: «Es tönt paradox, aber es ist so: je besser ein Rätoromane auch Schwyzertütsch kann, desto eher ist er bereit, das Rätoromanische bewusst zu pflegen und zu erhalten.» (Cathomas 1981:114).

IV.2. Komplexe Funktionen von Mehrsprachigkeit in zeitgenössischen «Regionalromanen»

In Jon Nuotclàs *Il tunnel* (1991) bedrohen Spekulanten und Touristen die Existenz einer Bauernfamilie; Leo Tuors *Giacumbert Nau* (1988) ist «jenen gewidmet, die unsere Täler verkauft haben und sie heute verkaufen. Sie seien verflucht». Bei Nuotclà ist die Hauptfigur ein Bauer, bei Tuor ein Hirte; beide sind Aussenseiter; beide hadern mit der spätkapitalistischen Konsumgesellschaft, die die Natur zerstört. Da es hier nicht um Gattungsfragen in Zusammenhang mit neuer Bauernepik, Heimatliteratur und «Hirtenroman» geht, wurden diese Gemeinsamkeiten des Aussenseiters als Vertreter einer bedrohten Region und Tradition im dehnbaren Begriff des «Regionalromans» zusammengefasst. Zusammen vermitteln die beiden Texte eine Vorstellung der unterschiedlichen Nutzungsmöglichkeiten sprachlicher Kontaktphänomene in erzählender Prosa.

IV.2.1. Sprachmimesis und Ideendiskurs in Jon Nuotclàs *Il tunnel* (1991)

Das Thema dieses Romans, die zentralen Sequenzen seines Aktionsdiskurses, lassen sich auf einen einfachen Nenner bringen: «Massentourismus und Spekulation gefährden die Existenz eines romanischen Bauern». Im Aktionsdiskurs bedrohen die Fremden die ökonomische und familiäre Basis des Bauern; im oft expliziten Ideendiskurs bedrohen sie seine in der Arbeit,

der Familie, der Dorfgemeinschaft und der Sprache verankerte «Identität»³⁴². Die aufgrund dieses Themas zu erwartende Nähe zu heimatliterarischer Tradition und Stereotypie wird von zentralen Sequenzen des Aktionsdiskurses und einer sehr deutlichen organischen Metaphorik im Bereich des Ideendiskurses bestätigt³⁴³. Die Verteilung der Sprachen scheint im Wesentlichen die strukturbestimmende Opposition von Figuren, Handlungen und expliziten Wertungen zu spiegeln: Deutsch als negativ bewertete Sprache der Kolonisatoren und Kollaborateure; Romanisch als positiv bewertete, bedrohte Sprache der kolonisierten Opfer. Dieses einfache Schema wird durch komplexere narrative und motivisch-thematische Zusammenhänge modifiziert, stellenweise auch ganz aufgelöst. Im Bereich der Aktionen führen vor allem die Liebesgeschichten der beiden «gemischten» Paare (Clergia Felsch – Herbert Sanzin; Armon Felsch – Hildegard Sanzin) zu dialogisch vielfältigen Interaktionen der beiden Sprachen und der mit ihnen verbundenen Wertungen. Die ausgeprägte Tendenz des Textes zur Nachahmung «abweichender» Sprachverwendung zeigt sich im Einzelsprachlichen wie im Zwischensprachlichen. Innerhalb des Romanischen handelt es sich vor allem um die Simulation von Behinderungen wie Stottern und Schwerhörigkeit; im zwischensprachlichen Bereich stehen phonetische, grammatikalisch-syntaktische Interferenzen und Kodeumschaltungen im Vordergrund. Das fragmentarische Romanisch der Deutschen wird vor allem durch phonetische Interferenz («Akzent») dargestellt, das vollständigere, aber nicht normgerechte «Romanendeutsch» vor allem durch grammatikalisch-syntaktische Interferenzen aus dem Romanischen und durch unkontrollierte Einschaltungen aus dem Schweizerdeutschen. Die nicht ausschliessliche, stellenweise aber klar dominante komische Funktion dieser Simulation von «gestörter» und «unreiner» Sprachverwendung lässt sich mit der ernstesten thematisch-ideologischen Antithese zwischen dominanter und bedrohter Sprache nicht immer vereinbaren. Diese Unvereinbarkeit macht das Sprachspiel des Romans interessant.

Zunächst eine schematische Übersicht über die vorhandenen Varietäten und ihre Grobverteilung auf die Figuren:

1) *Romanische Varietäten:*

1.1. Normgerechtes Schriftvallader mit expressiven Einschüben aus der mündlichen Umgangssprache. Häufigste «Sprache» des Erzählers und der meisten Figuren.

1.2. Umgangssprachliches Vallader mit (schweizer)deutschen Einschüben: Clergia Felsch, Armon Felsch

- 1.3. Idiolektale, ausdrucksseitig auffällige Vallader-Varianten:
 - 1.3.1. Stottern und «Kinderphonetik»: Stianin
 - 1.3.2. «Wortbrei» («mösa da plets»): Dumeng Patin.
 - 1.3.3. «Dicke Zunge» («lengua grossa»): Crispin Marchet
- 1.4. Vallader mit tirolerdeutschem «Akzent»: Honnes
- 1.5. Vallader mit hochdeutschem «Akzent»: Herr Sanzin, Herbert Sanzin, Hildegard Sanzin
- 1.6. Schrifturselvisch: Text von Huonders *Pur suveran*

II) *Hoch- und schweizerdeutsche Varietäten:*

- II.1. Normgerechtes Schriftdeutsch: Plakate, Buchtitel, Telefonbucheinträge etc. Personenrede: Hildegard Sanzin
- II.2. Hochdeutsch mit deutschem Dialekteinschlag: Herr Sanzin, Hebert Sanzin, ein deutscher Oberst
- II.3. Hochdeutsch mit «falschen» Schweizerdeutsch-Einschüben: Herr Sanzin
- II.4. «Romanendeutsch»: code-switching Hochdeutsch-Schweizerdeutsch mit Interferenzen aus dem Romanischen: Armon Felsch und Clà Lüzza

III) *Italienisch und Englisch:*

einzelne Lehnelemente in der Personenrede von Armon Felsch

Im folgenden geht es nicht um die vollständige Auflistung von Belegen für Gebrauch, Imitation und Kommentierung dieser Varietäten, sondern um die Erörterung einiger besonders signifikanter Beispiele ihrer Koexistenz, Überschneidung und Konfliktualität. Diese werden vom Text nicht nur mimetisch vorgeführt, sie werden auch immer wieder ausführlich besprochen und kommentiert. Diese Kommentierungen können auch *in absentia* erfolgen, beispielsweise als «Zusammenfassungen» des sprachhistorischen und sprachkämpferischen Stranges der skizzierten Fabel:

(1) In cumün as dudiva a discuorrer daplü tudais-ch e talian sco rumantsch. Ils indigens vaivan occasiun da muossar chi nu sajan nimia barbars. I discurrivan perquai eir els tudais-ch. Cha lur tudais-ch nu d'eira perfet s'inclegia, ma la devisa d'eira, s'adattar. Tuottüna megl der tschinch da Chatratsch chi discuorran lur tudais-ch falomber co ün fulaster chi discuorra malamaing rumantsch. (S. 278)

Hier wird die sprachsoziologische Quintessenz aus der erzählten Vereinnahmung des Dorfes durch Spekulation und Massentourismus gezogen: im Dorf hört man mehr Deutsch und Italienisch als Romanisch. Für das Deutsche ist diese Feststellung durch die deutschsprechenden Personen des Romans mimetisch abgestützt, für das Italienische, das von keiner Person gesprochen wird, nicht. Damit werden hier nicht die im fiktiven Unterengadin des Textes gezeigten, sondern die im germanisierten Oberengadin real gegebenen sprachlichen Verhältnisse kommentiert. Ironische Kritik gilt dem Prestige-Gefälle zwischen den beiden Sprachen im Bewusstsein von Romanen, die deutsch redend zeigen wollen, «dass sie keine Barbaren sind». Kritisiert wird ferner die von Sprachkämpfern oft gerügte, übertriebene sprachliche Anpassungsbereitschaft der Romanen. Ihr anpasserischer Übereifer lässt sie vergessen, was der Erzähler insistent hervorhebt: dass sie mit ihrem «nicht perfekten», «wackeligen» («falomber») Deutsch nicht wirklich zweisprachig sind, zur Anpassung also eher bereit als fähig sind.

Statt sie selber zu ziehen kann der Erzähler die sprachhistorische Bilanz auch von einer Person ziehen lassen:

(2) Tanter ün süerv vuclina ed üna boccada panzetta constatescha il barba: «Da nu crajer co cha Chatratsch s'ha müdà infra pacs ons daspö ch'eu sun stat quia l'ultima jada. In cumün as doda bod daplü tudais-ch e talian co rumantsch.» Quai es il svilup, char barba», declera Armon cun tun sarcastic [...] (S. 175)

Die Feststellung des schwindenden Anteils des Romanischen im mehrsprachigen Dorf wird hier dem aus Zürich angereisten Onkel Risch überlassen. Als Aussenstehender ist er zugleich der Unbefangene und der Naive, der vom Direktbetroffenen Armon in «sarkastischem Ton» darüber aufgeklärt wird, dass dies eben «il svilup», «der Fortschritt» sei. Offensichtlich ist diese Erklärung an die Person delegierte, in sprachkämpferischer wie heimatliterarischer Tradition bestens verankerte, auktoriale Polemik.

Im Roman treten zwei Liebespaare auf, die sich aufgrund der asymmetrischen, einseitigen Zweisprachigkeit³⁴⁴ logischer- und realistischerweise auf (hoch)deutsch unterhalten müssten. Die allgemein übliche Übersetzung anderssprachiger Personenrede in die Sprache des Erzählerdiskurses³⁴⁵ wird zum Gegenstand einer metasprachlichen Kommentierung, die für das Verhältnis zwischen mimetischer Darstellung und besprechender Polemik im erzählerischen Umgang mit Mehrsprachigkeit sehr aufschlussreich ist:

(3) Armon ha lura dit: «Che sigl ch'eu n'ha dat.» Natüralmaing ch'el ha dit quai per tudais-ch: «Welchen sprung ich gemacht han.» E Hildegard ha respus: «Adüna lavurar.» Ün pêr plets rumantschs vaiv'la imprais ad ün cuors d'instà l'on passà. Oramai cha Armon savaiva meglder tudais-ch co Hildegard rumantsch, hana discurrü insembel tudais-ch. (Remarcha da l'autur: Scha'l roman dess ir inavant in lingua rumantscha, nu'm resta oter co da tradüer in rumantsch las conversaziuns chi seguan. Il muond da Quadras d'eira apunta tudais-ch, eir scha las chasas vaivan noms ed inscripziuns rumantschas. Dapertuot ingio cha las duos linguas as concurrenzaivan, gniva la lingua dals indigens apunta a la cuorta.) (S. 285f.)

Die Kommentierung der «Verfälschung» und ihre Richtigstellung durch Rückübersetzung *in praesentia* ist auch ein Mittel der Illusionswirkung, der Suggestion einer textunabhängigen Realität der Personenrede. Die Übersetzung *in praesentia* dient hier zugleich der spielerisch-satirischen Hervorhebung des auffälligen, «wackeligen» Romanendeutsch des Bauern. Typisch dafür ist die Lehnübersetzung der idiomatischen Wendung «dar ün sigl»: «einen Sprung machen» (für: «zusammenzucken»)³⁴⁶ und die Kodeumschaltung von Schrift- zu Schweizerdeutsch zwischen Partizip («gemacht») und Hilfsverb («han»). Die auf deutsch angesprochene Hildegard antwortet mit einem elliptischen, aber nicht ungeläufigen romanischen Satz, was zunächst mit dem Hinweis, sie habe in einem Sommerkurs «ein paar Worte» romanisch gelernt, plausibel gemacht wird. Statt ihre folgenden romanischen Redebeiträge auf eine stark eingeschränkte Kompetenz zuzuschneiden, erklärt sie der Erzähler als «Fälschungen», als Übersetzungen zur Herstellung der sprachlichen Einheitlichkeit von Personenrede und Erzählerdiskurs: «Wenn der Roman auf romanisch weitergehen soll [...]». Diese Erklärung bietet nicht nur die Gelegenheit für eine kleine Polemik – hinter den romanischen Häusernamen verbirgt sich die «deutsche Welt» («muond tudais-ch»), in der Konkurrenzsituation zieht das Romanische den Kürzeren – sie problematisiert das Verhältnis von Erzählerdiskurs und Personenrede, von Mimesis und Sprachpolemik innerhalb der «Mehrsprachigkeit» des ganzen Textes.

Das offene Eingeständnis der Verfälschung der Personenrede durch ihre Übersetzung bedeutet keineswegs, dass dieses Prinzip konsequent durchgehalten würde. Es gibt auch ambivalente Zwischenlösungen und Widersprüche zwischen kommentierender Kodezuweisung und mimetischer Sprachverwendung:

(4) Il giuven culs ögls blaus posta üna Coca-Cola. El discuorra tudais-ch da scrittüra. Id es ün da Quadras, s'impaisa Clergia [...] «Ein Coca Cola.» Nus vain be Pepsicola, es quai eir dret. «Selbstverständlich, auch gut.» «Sehr gern.» Fich gugent nu disch'la a tuot ils giasts chi postan alch. (S. 101)

(5) «Bun», disch il giuven in seis dialect tudais-ch da Baviera, «eu vess gust dad insajar co cha quai es a mangiar cul sdun caffè e micluns e per quai supplicha, ch'Ella, bella giunfra, vegna in mia abitaziun a far micluns e caffè.» (S. 111f.)

Beispiel (4) ist ein in der Situation «Restaurant» und im Handlungszusammenhang «Bestellungsaufnahme»³⁴⁷ stark eingebundener Dialog zwischen Clergia als Serviertochter und Herbert als Gast anlässlich ihrer ersten Begegnung im Restaurant. Herberts «Schriftdeutsch» («tudais-ch da scrittüra») vermittelt im gegebenen Rahmen eine Information über seinen Status, die es Clergia erlaubt, ihn innerhalb der «morphologie sociale»³⁴⁸ des Dorfes als in «Quadras» wohnenden Touristen zu identifizieren. Die Dialogwiedergabe setzt mit der deutschen Bestellung ein, die im nächsten Turn von der Serviertochter leicht modifiziert wird. Diese Modifizierung wird vom Gast verstanden, akzeptiert und im letzten Segment seiner Antwort zur Bestätigung sogar wiederholt: «es quai *eir dret.*» (Clergia)/«Selbstverständlich, *auch gut.*» (Herbert). Der diese Modifizierung enthaltende, zweite Turn ist aber auf romanisch wiedergegeben, womit die mimetische Plausibilität des ganzen Dialogs empfindlich gestört ist.

In (5) widerspricht die Kodezuweisung: «in seinem bayrischen Dialekt» der romanischen Wiedergabe der Personenrede. Zu diesem Widerspruch *in praesentia*, dem keine komische Funktion³⁴⁹ zu entsprechen scheint, gesellt sich derjenige zwischen den Kodezuweisungen von (4) und (5), wonach Herbert einmal «Schriftdeutsch» (4), einmal «bayrischen Dialekt» (5) spricht, was nicht unmöglich, nur funktionslos ist. Auffällig bleibt, dass dieser Text sich einerseits in Verletzung schriftsprachlicher Normen um die mimetische Wiedergabe spezifischer Eigenheiten mündlichen Sprachgebrauchs bemüht, andererseits im Bereich problemlos herstellbarer Authentizität auffällig undiszipliniert verfährt.

Ein wichtiger Bereich mimetischer Sprachwiedergabe ist die phonetische Realisierung der Personenrede, die sowohl bei auffälligen, «aphasischen» Eigenheiten romanischer native-speaker wie bei verschiedenen Formen phonetischer Xenismen («Akzente») romanisch sprechender Deutschsprachiger wie deutsch sprechender Romanen im Vordergrund steht.

Die auffälligsten romanischen Reden sind diejenigen von Stianin (6), Dumeng Patin (7) und Crispin Marchet (8):

(6a) Da quel di davent es stat Bastian Nudèr, nomnà a Chatratsch Stianin, daplü co be il crabot dal lö chi gnanca nu savaiva dombrar infin desch. E sch’el murdieuaiva cun seis öglins languiduoss per üna cigaretta o per ün toscan, «Ttü – tütütü – fffümasch tü», opür, «bbunas ccigalettas, ququellas chcha tü ffümasch», lura minchün til dumandaiva: «Voust üna», e per Stianin d’eira lura Nadal. (S. 14)

(6b) Armon ha dit cun gnir plü daspera: «Bom, bom, hoz est darcheu fervent», e Stianin ha repeti: «Felvent, felvent.» (S. 161)

(6c) Fingjà dalönch innan vaiva’l intenziun da dumandar a Stianin perche ch’el vairamaing taglia laina in nots da clergluna. La risposta da quel schani barloc ha fat ad Armon gronda impreschiun. «P-per sdluagliar (sdruagliar), sch-scha l-la glüna l-lia» (ria) – Stianin ha dozà l’ögliada sü vers il tschêl – «e-esa s-scumandà d-da d-dulmil (durmir). (S. 162f.)

Das Stottern von Stianin muss auf dem Hintergrund der Charakterisierung der Person und ihrer Einbindung in den erzählerischen Kontext betrachtet werden. Stianin ist ebenso geistesschwach wie seelenvoll, mit prophetischen Gaben und dem Übernamen «orma da Chatratsch», «Seele von Chatratsch», ausgezeichnet³⁵⁰. Der Umgang mit Stianin wird zum Prüfstein für den Charakter der «Normalen», seine Abschiebung in die psychiatrische Klinik ist eine offensichtliche, konkretisierende *mise-en-abîme* des auf «Seelenverlust» zugeschnittenen Ideendiskurses der anti-modernistischen Fabel³⁵¹. Die Bindung an eine solche Person verleiht der durch Stottern und «Kinderphonetik» ([l] für [r]) gekennzeichneten Rede symbolische Aspekte, die sich nicht auf die von Stierle beschriebene, «ungreifbare Tücke des Objekts» oder die scheinbare «Widerspenstigkeit des Mediums»³⁵² reduzieren lassen. In (6a) wird Stianin mit dem einschlägigen «crabot» («Stotterer, Stammeler») charakterisiert, das hier zugleich seine Geistesschwäche («unfähig, bis auf zehn zu zählen») anspricht. «Crabot» ist ein Lehnwort aus tirolerischem «Krawat», «Krabat»; die obsolete und hier nicht aktualisierte Bedeutung des Etymons «Kroate» ist ein Hinweis auf die historische Seite der unten noch deutlicher hervortretenden Assoziation von Fremdsprache mit sprachlicher Behinderung³⁵³. Neben der stereotypen Simulation des

Stotterns durch Verdoppelung und Verdreifachung der Anlaute ist die Rede von Stianin durch die als «Kinderphonetik» angesprochene Realisierung von [r] als [l] gekennzeichnet. In (6b) wird diese Unterdifferenzierung *in praesentia* gezeigt; Stianin wiederholt das letzte Wort des Redebeitrags von Armon, «fervent», und er wiederholt es zweimal. Hier werden Aspekte der Sprachkomik sichtbar, die mit Fremdbestimmung, mechanischem Nachsagen, Automatismus³⁵⁴ zu tun haben. In (6c) wird «Kinderphonetik» simuliert; die durch Redundanz und Kontextdetermination gesicherte Verständlichkeit wird durch erläuternde Klammern des Erzählers nochmals gesichert. Stianin wird zwar als «schani barloc», «komischer Kauz» (S. 162), gekennzeichnet, Armon ist aber von seiner Antwort «tief beeindruckt» («grond'impreschiun»). Auch er wird von den Dörflern zunehmend als «curjus schani», «seltsamer Kauz» (S. 278), eingestuft, in Stianin und Armon treffen sich zwei Aussenseiter-Figuren, zwei aus der Dorfgemeinschaft ausgestossene, nicht angehörte und ungeliebte «Propheten». Stianins Stottern wird durch Ernst und Tragik der Person aus der oberflächlichen Komik der Sprachbehinderung herausgelöst und als sprachliches Emblem des «Andersartigen» neu definiert. Im Stottern verweigert er sich dem reibungslosen, automatisierten Vorankommen der falschen Welt, in der er lebt.

(7a) Dumeng dumonda fond sia solita mösa da plets: «Nunha'l dit chalapatia sajaündals megl ders artichelsinsia butia. Chacun quel aslaschafar ils megl ders affars.» (S. 43)

(7b) [...] e Dumeng Patin dà üna da sias solitas marmuognadas mal inclegiantaivlas aint pel magöl da biera sco sch'el discurriss cun quel: «Lasbutias, ils butiersedoterscromers hastinvlidà dan-omnar, maquai saràstat beünasvista, m'impaisa.» Id es da star be stut co ch'el vain quella saira our da sia tanna. (S. 43)

Die Rede von Dumeng Patin ist durch Besonderheiten im Bereich der prosodischen, suprasegmentalen Artikulation gekennzeichnet, die durch Missachtung der graphisch normalen Markierung von Wortgrenzen angezeigt werden. Die Kennzeichnung dieser Besonderheiten als «mösa da plets», «Wortbrei» (7a) lässt sich als Hinweis auf die Vernachlässigung prosodischer Akzente und auf Auslassung der Pausen³⁵⁵ auffassen. Damit ist seine Rede im Bereich des Rhythmus auffällig, dessen konnotative Werte von Kerbrat-Orecchioni vorsichtig als «valeurs floues et virtuelles»³⁵⁶ umschrieben werden, die nur im Zusammenhang mit der Denotation

aktualisiert werden. In (7b) werden die Redebeiträge von Dumeng Patin allgemein als «marmuognadas mal inclegiantaivlas» («schlecht verständliche Brummeleien»)³⁵⁷ gekennzeichnet. Zudem spricht er hier in sein Bierglas hinein, «sco sch’el discuriss cun quel», «als spräche er zu diesem». Damit sind «Wortbrei» und «Brummeln» als Indizien einer autistischen, um Verständlichkeit und Kommunikation unbekümmerten Haltung dargestellt, die in ihrer Starrheit³⁵⁸ durchaus in Analogie zur Komik der «Schwerhörigkeit» (unten 9a–9b) beschrieben werden könnten.

Die folgenden Beispiele stammen aus der Rede von Crispin Marchet, dem Vermittler zwischen Bauern und Viehhändler, dem der Markt, «marchà», schon im Namen eingeschrieben ist:

(8a) A Crispin Marchet, chi fa quia da masset, cugnuoscha’l però. Quel disch cun sia plachina: «Saar Roosenberger. El s’interessa per üna da tias triimas. Vus vaivaat bain intenziun daa, da vender?» (S. 116)

(8b) «Id ees la buuna racoolta chi chaatscha ils predschs», declera Crispin cun dischanza. (S. 117)

(8c) La fatscha da Crispin as vaiva ins-chürida e gnanca si’amiaivlezza teatrala nun es rivada da zoppantar la gronda dischillusium. «Tü, tü t’inrüclaraaasch, quai vezzaraasch», vaiva’l dit. (S. 131)

(8d) Crispin sföglija seis cuntschaint taquint: «Damaja id es uschè. Sar Rosenberger less cumprar impustüt tias trais trimmas cul numer d’uraglia 22461, 22475 e 22638, quai sun la Mera, la Minda e la Muletta, sch’eu nu’m fal, quant dumondast?» (S. 129)

Seine Reden (8a–8b) sind durch die als Phonostylem³⁵⁹ fungierende Vokaldehnung gekennzeichnet, die im gegebenen Zusammenhang (Beruf des Sprechers, Situation) «Gefälligkeit, Heuchelei, Einseifung» konnotiert. Dieser konnotative Inhalt wird in (8a) durch den Begriff «plachina», «Speichelleckerei» im Vorkontext expliziert. In (8b) wird dieselbe Vokaldehnung im Folgekontext als Ausdruck von «dischanza», «Überheblichkeit», gewertet, doch kann sich diese Einschätzung auch auf den denotativen Inhalt der Erklärung beziehen. In (8c) ist die Konnotation der Vokaldehnung im gleichen Sinn wie in (8a) als «amiaivlezza teatrala», «theatralische Freundlichkeit», expliziert. In (8d) ist Crispins Rede phonetisch gänzlich unauffällig,

was eher auf mimetische Inkonsequenz als auf die Hervorhebung einer speziellen semantisch-kontextuellen oder situativen Verschiedenheit zurückzuführen ist.

Die Beispiele (6)–(8) zeigen, wie sehr die Konnotation auffälliger phonetischer Realisierungen vom Zusammenspiel mit ihrem jeweiligen «Rahmen» zusammenhängt, wie häufig dieser «Rahmen» die konnotative Information beschreibend vorwegnimmt oder nachliefert. Die Polyvalenz der entsprechenden Konnotationen rührt auch von der zwangsläufig vereinfachenden Verschriftlichung her: «Der Versuch, die wirklich gesprochene Sprache hereinzuholen in den literarischen Text, ist, man muss es ohne Umschweife sagen, eine Chimäre. Er scheitert am Medium der Schriftlichkeit selbst.» (Gauger 1990:206).

In den beiden folgenden Beispielen entsteht die Komik aus einer Behinderung im Bereich der Rezeption, aus der für «Missverständnisse» verantwortlichen Schwerhörigkeit eines Dialogpartners:

(9a) Jachen Patin chi'd es dür d'uraglia as decida da büttar inavo pür davo culazchun e sia duonna vain be spüfs aint in stalla e cloma: «Taidla co chi fan guerra, nos Dumeng e tschels.» Jachen respuonda: «Che esa cun vadels?» (S. 202)

(9b) Armon manaja sainza lönch stübgjar. «Sperain üna matta.» Ün pa stutta dumonda Clergia: «Perche?»
Eir Niculo as partecipescha a la discussiun. El doda però mal, pover Niculo: «Salata, es sana», disch el [...] (S. 259)

In (9a) hört der Schwerhörige vom Redebeitrag seiner Frau nur die letzten beiden Wörter: «e tschels», missversteht sie als «vadels» («Kälber»), die er zum Gegenstand einer zusammenhanglosen Nachfrage macht. Diese Sprechhandlung des Schwerhörigen erfüllt alle von Stierle genannten Bedingungen des Komischen: sie ist fremdbestimmt (durch die Behinderung), afunktional und unkontrollierbar (cfr. 1976:239), die von ihr ausgehende Bedrohung der Handlungswelt ist «akzidentell und eliminierbar» (250), als komisches Faktum ist sie folgenlos und enthebbar (cfr. 251). Wenn in (9a) auf der vom Subjekt nicht kontrollierten, metaphorischen Ebene ein versteckter Gegen-Sinn aufscheint («die andern» sind im angesprochenen Zusammenhang tatsächlich «Kälber»), so ist die Reaktion des Schwerhörigen in (9b) völlig absurd. «Sperain üna *matta*» («Hoffen wir auf ein Mädchen») – «*Salata*, es sana» («Salat ist gesund»). Das sehr beliebte komische Verfahren des «Missverständnisses» spielt mit der Vernachlässi-

gung pertinenter Unterschiede der Ausdrucksform zugunsten mehr oder weniger grosser Ähnlichkeiten der Ausdruckssubstanz³⁶⁰.

Wenn wir nun von diesen Typen ausdrucksseitiger Auffälligkeit romanischer Rede zu den fremdsprachigen «Akzenten» oder phonetischen Xenismen wechseln, stossen wir auf überraschende Ähnlichkeiten in der mimetischen Darstellung und Beschreibung.

In den beiden folgenden Textstellen wird die merkwürdige Metapher der «dicken Zunge» zur Umschreibung und Erklärung artikulatorischer Besonderheiten der Rede von native speakers einerseits, der romanischen Rede von (primär) Deutschsprachigen und der deutschen Rede von (primär) Romanischsprachigen andererseits gebraucht. Die beiden Kontexte zeigen allerdings, dass die «grobe Zunge» längst nicht nur auf fremde «Akzente» (phonetische Xenismen) verweist:

(10) «Crajust ch'eu piglia üna estra, üna cun lingua grossa chi nu riva dad imprender ün pled rumantsch, ed incleger incleg'la be quai chi tilla va per staila. Lura stuna plü gugent nubil.» «Uschè malas nu suna lura, las Tirolaisas. Quella da Duosch Pol discuurra rumantsch sco üna da quia, dal rest sast sgüra eir tü cha las Tirolaisas imprendan meglder rumantsch co quellas sü da la Bassa [...]» (S. 23)

(11) [...] Fingià daspö lönch ha'l üna crotscha e füma brissagos e toscans – sco'ls marchadants – ma sia lingua es massa grossa, i tilla manca l'eloquenza per marchantar. Impustüt cur ch'el discuurra tudais-ch s'haja l'impreschiun ch'ella as muainta sco aint illa rascha. (S. 116)

In (10) reagiert Armon auf den Rat seiner Mutter, eine Magd aus dem Tirol anzustellen, um sie später vielleicht zu heiraten, mit Entrüstung: er wolle auf keinen Fall eine «Fremde» heiraten, «eine mit dicker Zunge, die kein Wort Romanisch lernen kann». Die befürchtete lautliche Interferenz – sie allein ist empirisch zu beobachten – wird metaphorisch auf organische Behinderung zurückgeführt und metonymisch mit der Unfähigkeit der Spracherlernung überhaupt gleichgesetzt. Gegen diese xenophobe Übertreibung und Verallgemeinerung wehrt sich die Mutter mit dem konkreten Hinweis auf eine Tirolerin, die romanisch «wie eine Einheimische» spricht und der ihrerseits gefährlich «völkischen» Behauptung, die Tirolerinnen lernten, das wüssten alle, leichter romanisch als die Deutschschweizerinnen, «quellas sü da la Bassa».

In (11) wird dieselbe Metapher der «dicken Zunge» des Crispin Marchet in ganz anderem Zusammenhang gebraucht und erläutert: «sia lingua es massa grossa, i tilla manca l'eloquenza per marchantar», «seine Zunge ist zu dick, es fehlt ihr die Eloquenz zum Feilschen». Wie in (10) die Fähigkeit, Fremdsprachen zu lernen, schliesst die «dicke Zunge» hier die «Eloquenz» aus. Unabhängig davon, ob hier eine Synonymie («Eloquenz» = «Artikulationsfähigkeit») oder eine Metonymie-Synekdoche zugrundeliegt, bestätigt die Stelle, dass die Fähigkeit «fliessender» phonetischer Realisierung in der volkstümlichen Definition von Eloquenz und Sprachgewandtheit zum wichtigsten, wenn nicht gar zum einzigen Kriterium wird. In symmetrischer Entsprechung zu (9) tritt die Behinderung durch die «dicke Zunge» beim Romanen stärker hervor, wenn er deutsch spricht: «die Zunge bewegt sich im Harz». Solche Metaphorik ist nicht idiosynkratisch, sie entspricht einer alten Assoziation von Fremdsprache mit sprachlicher Behinderung³⁶¹.

Im folgenden einige Beispiele der Besonderheiten des Romanischen im Munde von (primär) Deutschsprachigen:

(12a) El nu sa co ingrazchar avuonda ad Armon pel documaint da cultura paurila genuina, «bodenständiges Brauchtum», disch el ed imprometta da trametter üna fotografia ingrondida. Adressa: «Aarmon Feelsch, Bauer, Chatratsch», scriva'l sü. Co cha quel pronunzcha meis nom, s'impaisa Armon, lura svanisch el e sia vacha aint il s-chür da la cuortsuot. (S. 74)

(12b) La vista es fina, las survaschellas s-chüras, ögls brüns surrian, la bocca ha lefs sco la madonna aint illa baselgia catolica. «Ach, welche Überraschung!» o alch simil disch quella bocca surmananta. «Herr Aarmon Feelsch, kommen Sie doch rein.» (S. 207)

(12c) «Herr Aarmon Feelsch», vaiv'la dit. «Curius co ch'ella vaiva pronunzchà meis nom.» Ad Armon haja parü da til avair dudi a pronunzchar uschè fingià ünsacura in ün oter lö. Aarmon Feelsch, Aaa lung e Feelsch cun ün e schlungunà e serrà sco chi til dischan ils Puters. (S. 233)

(12d) «... Tumentsch Paatin ... gute Eier» Clergia s'impaisa: «Aha, quella cumpra ils övs da Dumeng Patin. «... schade ... fehlt ... Golf.» Clergia: «El spetta cun brama chi fetschan inavant cul traget da golf sün Quadras.» (S. 98)

Wie in Nuotclàs *Üna malatia rantaivla*³⁶² wird die auffällige Lautung des eigenen Namens «in fremdem Mund» zum Gegenstand obstinater Nachahmung und Kommentierung. In (12a) notiert sich Herr Sanzin die Adresse Armons, den er gerade neben seiner bekränzten Kuh photographiert hat. Das Photo wird zunächst in einem Segment freier indirekter Rede als «documaint da cultura paura genuina» bezeichnet, dann als «bodenständiges Brauchtum», eine Übersetzung *in praesentia*, die sich als nachgeschobenes, authentifizierendes Zitat aus der direkten Rede präsentiert. Die zweifelhafte Entsprechung «cultura»: «Brauchtum» verschärft die Polemik gegen die folkloristische Sichtweise des Touristen³⁶³. Die Darstellung der dem Bauern auffallenden Aussprache seines Namens lässt eindeutig nur die Vokaldehnung: «Aarmon Feelsch» als Auslösungsmoment der konnotierten Fremdheit erkennen, doch impliziert diese Dehnung aller Wahrscheinlichkeit nach auch eine Verschiebung des Akzentes von der letzten auf die vorletzte Silbe³⁶⁴. In (12b) kommt dieselbe Aussprache des Namens aus dem «verführerischen Mund» («bocca surmananta») von Hildegard Sanzin, in (12c) wird sie zum Gegenstand einer Gedächtnisarbeit Armons, der sich an (12a) oder (12b) zu erinnern versucht. Das den fremden «Akzent» ansprechende «curius» kann bei der gegebenen Rückbindung an die Person auf eine positive, weniger exotische als erotische Komponente des Xenismus³⁶⁵ hindeuten. Die anschließende Charakterisierung des Lautes verbindet Vorführung und Beschreibung: «Aaa lung» und verweist zur Kennzeichnung des langen, geschlossenen [ɛ] auf das Oberengadinische: [ɛ̃] «wie es die Oberengadiner sprechen.»³⁶⁶ In (12d) werden die «Gesprächsfetzen» wiedergegeben, die Clergia bei ihrer Arbeit als Serviertochter im Restaurant aufschnappt. Dabei wird die Gelegenheit genutzt, «Dumeng Patin» und «Tumentsch Paatin» *in praesentia* gegenüberzustellen. Neben der stereotypen Vokaldehnung und wahrscheinlichen Akzentvorverschiebung («Dumèng Patin» zu «Tùmentsch Pàtin») zeigt sich die Eliminierung der Stimmhaftigkeit: [t] für [d] und die Ersetzung des dem deutschen Phonemsystem unbekanntes, palatalen [č] durch [ç]. Beide Ersetzungen haben eine reale Grundlage, sind aber zugleich Stereotype der literarischen Simulation des «deutschen Akzents» im Romanischen wie im Italienischen³⁶⁷.

In den folgenden Stellen ist vom Romanischen die Rede, das Clergia Herbert, ihrem deutschen Geliebten, beibringt:

(13a) La chadafö es pitschna e Herbert disch ch'el vuless imprendder rumantsch: die Tasse – la coppina, der Teller – il plat, die Gabel – la furcletta, das Messer – il curtè. Herbert imprendda svelta e davo paca pezza sa'l fingià dir ün pêr frasinas cuortas. Cul pled

plaininpigna ha'l però ter fadia. Clergia muossa co chi's tegna la lengua per pronunzchar il «gn». Herbert prouva da far davo, vain adüna plü daspera per verer precis co cha la bocca as muainta e co cha la lengua as combla vers il palat. In ün dandet sainta Clergia ils lefs frais-chs da Herbert chi's schmachan sün seis. Our dal «gn» daja ün «m» e lura cumainzan las lenguas as giovantar, üna in rumantsch e tschella in tudais-ch ed i s'inclegian stupend. Cun ün stumpel flaivel as deliberescha Clergia davo üna pezza da la branclada e disch ch'ella stopcha ir a chasa. Ella es cotschna sco üna frousla. Davant porta in piertan disch Herbert darcheu «plaininpinia.» (S. 157)

(13b) Herbert imprenda darcheu divers plets rumantschs. Vin, tuaglia da maisa, el disch tualia, bun di, buna not ... Da pronunzchar inandret «mia chara» – el disch mia tschara – nu til grataja neir bricha cumbain ch'el as dà tuotta fadia. El repeta quists plets ad ün repeter sco scha'l rumantsch existiss be our dals pletins «mia chara». In ün dandet, tuot inaspettadamaing disch el «plaininpinia». I croudan tuots duos sül canapè, ella in rain ed el in buttatschas suraint.» (S. 158)

(13c) Üna chalur müravgliusa tilla paralisescha e cula tras seis cour giò pel vainter infin tanter las chommas. Plaininpinia, plaininpinia, schuschura quai tras las uraglias da Clergia. (S. 158)

(13d) Cur cha Herbert gniss, til dess Clergia üna schleppa, ün puogn precis per quels ögls blaus aint, e sch'el dschess «plaininpinia», güsta amo ün. Quel mai nun imprendarà a dir plaininpigna. (S. 263)

Dass Herbert romanisch lernen möchte und schnell lernt, kann auf dem Hintergrund der negativen Verführungs-Fabel zum symbolischen Hinweis auf seine Vereinnahmung von Clergias «Eigenstem» werden. Im Wort «plaininpigna» stösst er auf den Widerstand des im Deutschen unbekanntem Phonems [ɲ]. Clergia zeigt ihm «wie man die Zunge hält um das «gn» auszusprechen», was bei diesem alveo-palatalen Laut nicht ganz einfach ist. Herbert kommt näher, um die ebenfalls nicht sehr gut sichtbare Artikulationsbewegung zu beobachten. Dies führt zum ersten Kuss, [ɲ] wird zu [m], «und dann beginnen die beiden Zungen miteinander zu spielen, die eine auf romanisch, die andere auf deutsch und sie verstehen sich grossartig.» Das

Motiv des alle, auch sprachliche Grenzen überwindenden Eros³⁶⁸ ist im Romanischen durch die lautliche Ähnlichkeit der Allomorphe «lingua» («Sprache») und «lengua» («Zunge») verdichtet. Das mit deutschem «Akzent» gesprochene «plaininpinia» wird beim abrupten Abschied zur Liebes- und Verschwörungsformel des Paares.

In (13b) geht die Romanischlektion weiter, diesmal machen das (laterale, alveo-palatale) [ʃ] und das (affrikativ-palatale) [č] Schwierigkeiten; die Sprachlektionsszenen folgen einer Liste der im Deutschen unbekanntem Phoneme³⁶⁹. Während «tuaglia»-«tualia» («Tischdecke») in der Sprachlernsituation als Autonym fungiert und nur den «Akzent» konnotiert, zeigt «mia chara», das Herbert obstinat als «mia tschara» wiederholt, dass die «Unschuld» des Autonyms illusorisch ist³⁷⁰. Dies zeigt sich noch deutlicher an Herberts unvermitteltem, kontextlosem, an (13a) anknüpfendem «plaininpinia», dessen magische, erotisierende Wirkung in (13c) ausführlich beschrieben ist. Die Szene führt zu Clergias Schwangerschaft, das lexikalisierte «plaininpigna» lässt sich als «plain-in-pigna» («Auflauf», wörtlich: «Volles im Ofen») transparent machen. Damit liesse sich diese Episode zum Ausgangspunkt einer psychoanalytischen Lektüre der symbolischen Verbindung zwischen phonetischer und sexueller «Unreinheit», zwischen «Mehrsprachigkeit» und «Promiskuität» machen.

(13d) ist ein «Tagtraum» der verlassenen, schwangeren Clergia, eine Rachevision, in der das symbolisch geladene «plaininpinia» zum Aggressionsauslöser wird. Mit der Bemerkung: «Der wird niemals lernen, «plainin-pigna» zu sagen» ist der symbolische Ausschluss des «Eindringlings» aus Clergias Welt vollzogen. Ein phonetischer Xenismus, eine Verlagerung vom alveo-palatalen zum dentalen Artikulationsbereich, kann zum Kristallisationspunkt positiver wie negativer Wertungen werden, die nicht nur, über die Emotionen der Figuren, mit der narrativen Struktur des Textes, sondern auch mit der symbolischen Ebene des Ideendiskurses verbunden sind.

Das nächste Beispiel deutscher Xenismen im Romanischen stammt aus der Rede des Zusennen Honnes. Seine Erstsprache ist Tirolerdeutsch, die Imitation seines Romanisch hat literarische Tradition.

(14a) «Tsche cumpinaziun», disch il giast inaspettà. Cha güsta ad Armon tschercha'l. Clergia maina amo duos bieras grondas. «Honnes», dumonda Armon, «schi che diamper voust tü da mai, che at squitscha il poppel cha tü am tscherchast?» [...] Honnes disch: «Adüna taplüs turists trategnan sai pro la scossa sü. Tsche tschi tschertschan nu saja. (S. 107)

(14b) Armon dumonda sch'el, il chandan nun haja chattà il taloc.
 El disch: «Scha quel involà es gnü, eu sun nülia polizia.» (S. 297)

Wie bereits beim «hochdeutschen Akzent» stehen auch hier Eliminierung der Stimmhaftigkeit: [t] für [d] («taplüs»), [p] für [b] («cumpinaziun») und vor allem die Ersetzung des dem deutschen Phonemsystem unbekanntes, palatalen [č] durch [ć] («tsche», «tschi») im Vordergrund. Das Segment: «Tsche tschi tscherchan» (für: «che chi tscherchan») kann wegen der gesteigerten Häufigkeit des schwierigen, palatalen [ć] und der tückischen Unterbrechung der Reihe durch das problemlose alveo-palatale [č] als Variante der einschlägigen Zungenbrecher aufgefasst werden, die man romanisch lernenden Deutschsprachigen besonders gerne vorsetzt³⁷¹. Die Xenismen in Honnes' Rede (R₃) sind aber auch syntaktischer Art:

Dt	Touristen		halten		sich	bei	der	Herde	auf
R ₁	Turists	as	trategnan			pro	la	scossa	
R ₂	Turists	as	tegnan	sü		pro	la	scossa	
R ₃	turists		trategnan		sai	pro	la	scossa	sü

Für «sich aufhalten» kennt das Vallader neben schriftsprachlichem (R₁) «as tratgnair» (BT) die umgangssprachliche Lehnübersetzung «as tegner sü» (R₂). Aus diesen beiden bildet Honnes ein pleonastisch-hybrides «as tratgnair sü», verwendet statt der unbetonten die betonte Form des Reflexivpronomens und braucht das Verb in einer syntaktischen Lehnkonstruktion, die Verb und Adverb durch die dem Deutschen vorbehaltene Möglichkeit der Einschlebung einer adverbialen Bestimmung trennt (R₃). Im Vordergrund steht hier eindeutig nicht die Mimesis der Sprache des Zusehens Honnes, zu dem das Verb «as tratgnair» schlecht passt, sondern die Polemik des Erzählers gegen die Lehnübersetzung «as tegner sü» und die vom Deutschen beeinflusste Syntax der romanischen Umgangssprache.

In (14b) beschränkt sich die Wiedergabe lautlicher Xenismen mit Honnes' «nülia» («nügüa») auf das [t], mit dem auch Herbert (13b) Schwierigkeiten hat. Im Vordergrund steht auch hier eine karikaturale Lehnsyntax: Honnes' romanischer Satz (H) ist ein *calque* des deutschen:

D	Wenn	dieser	gestohlen	worden	ist, [...]
H	Scha	quel	involà	es	gnü, [...]
R	Scha	quel	es	gnü	involà, [...]

Dieses mechanische Verfahren des einfachen syntaktischen «Durchschlags» ist beliebt; es steckt auch hinter dem merkwürdigen Italienisch des deutschen Jesuitenpaters Wanderdrossel in Umberto Ecos *L'isola del giorno prima*³⁷².

Nach dieser ausführlichen Exemplifizierung des Romanischen im Munde von (primär) Deutschsprachigen, muss jetzt von jenem Deutsch die Rede sein, das die Romanen als Zweitsprache sprechen:

(15a) Ils duos esters sun da lingua tudais-cha. Eir Pierin e Clà Lüzza tavellan tudais-ch. Clà Lüzza loda la buntà dals salsizz indigens: «So ein guter Salsiz gibts nur bei üs.» (S. 50)

(15b) Lur schnaccas fana mez per rumantsch e mez per tudais-ch. Ella inclegia be pacs plets. Armon cloma minchatant ad ün o a tschel: «So, uossa basta», ed a Hildegard disch el: «Sie haben halt in der letschta Nacht nit gschlofen.» (S. 208)

(15c) Armon ria: «Es git schon Jäger, die Kühe schiessen, aber selta, ganz selta.» (S. 247)

(15d) «Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, i möchte ...» I dà üna sclerida ed a listess mumaint üna sfrattamada sco scha'l tschêl crodess insembel. Minchün sün piazza as dà da buonder cha la chasa da scoula es amo in pè. I cumainza a darachar sco büttà cun sadellas. Ils lampiuns – glünas, sulais e cruschs svizras – as stüdan, uffants cridan ed il capo disch cha «wegen höherer Gewalt», stopchna finir la festa e giavüscha ün bun arriv a chasa. (S. 40f.)

Die ersten zwei Sätze von (15a) enthalten trotz scheinbarer Nüchternheit die gängige Polemik gegen die automatische sprachliche Anpassung der Einheimischen an die Sprache der Touristen. Diese Anpasserei passt hier zum Status der Figuren (Pierin Foppa ist Spekulant), im zitierten Satz zeigt sich der stolze Einheimische als dümmlicher Werbeträger. Sein Schriftdeutsch ist durch Kodeeinschaltungen aus dem Schweizerdeutschen («bei üs») und durch grammatikalische Unterdifferenzierung (Nominativ für Akkusativ) gekennzeichnet. Da diese Interferenz aus dem Romanischen als Standard-Fehler gilt³⁷³, ist sie hier wahrscheinlicher als die ebensogut mögliche Interferenz aus dem Schweizerdeutschen. In (15b) serviert Hildegard Sanzin den Soldaten, die unter Armons Führung die Feriensiedlung «zurückerobert» haben, einen Kaffee. Die Charakterisierung der Reden der

Soldaten als «halb romanisch, halb deutsch» kann, in gängiger Übertreibung, den einzelnen Einschaltungen (schweizer)deutscher Einheiten gelten³⁷⁴; sie kann auch der Beziehung zwischen dem «Diskurstyp» der «schnacca» («Stichelei») und einer spezifisch in komischer, ironischer, parodistischer Funktion eingesetzten «Mehrsprachigkeit» gelten³⁷⁵. Armons Deutsch ist nicht anders als dasjenige in (15a) und (15c), ausser dass sich die Kodeumschaltungen Schriftdeutsch-Schwyzertütsch im letzten Wort zur «Hybridbildung» «gschlofen» verdichten³⁷⁶. Das letzte Beispiel (15d) zeigt, dass die Einschaltungen des Schweizerdeutschen im «Romanenhochdeutsch» als automatisiert aufgefasst werden und sich auch in formalen Situationen, trotz der Bemühung um sprachliche Korrektheit, nicht vermeiden lassen. Es handelt sich hier um die erstmals auch auf deutsch gehaltene (cfr. S. 37) Erstaugustrede von «capo» Clà Lüzza. Trotz schriftsprachlicher Konzeption³⁷⁷ und annehmbarem Bemühen um Korrektheit folgt die erste Schweizerdeutsch-Einschaltung gleich nach der stereotypen Begrüssungsformel. Dass Clà Lüzza den deutschen Teil seiner Rede wegen eines losbrechenden Gewitters abbrechen muss, ist von überdeutlicher und damit ironisch wirkender Symbolik.

Stilwirkung und kontextuelle Wertung des «Romanendeutsch» sind hauptsächlich vom Figurenprofil abhängig. Bei Armon handelt es sich eher um ein Indiz gutmütig-nachlässiger Gleichgültigkeit einer Sprache gegenüber, die nicht seine «Herzenssprache» ist. Den Spekulanten dagegen wird «Romanendeutsch» in polemisch-gehässiger Weise als Spiegel ihrer Illusion vorgehalten, sie könnten ihr Romanisch auch aufgeben, sie könnten ja deutsch. «Romanendeutsch» ist die Quittung für den «Verrat» am Romanischen; die Sprache derjenigen, die weder Romanisch, noch Schriftdeutsch, noch Schweizerdeutsch³⁷⁸ können.

In den letzten beiden Gruppen von Beispielen (12a–15d) ging es um Xenismen, die trotz verschiedener Wertungen, immer auch an die Bereitschaft erinnern, die Sprachgrenze zu überwinden und sich in der Sprache des andern zu bewegen. Diese Bereitschaft ist nicht immer gegeben, grundsätzlich Zweisprachige können sich auch weigern, Einsprachigen entgegenzukommen und ihre unverständliche Primärsprache als Mittel gebrauchen, den Dialog zu verweigern. Im folgenden erwischt Herr Sanzin einen schlechten Moment, um mit Armon zu konversieren:

(16) «Grüzzi, immer fleissisch, ja?» ha'l dumandà ad Armon chi d'eira fatschendà a sgiar culla fotsch [...] Sch'el saja creschü sü a Chatratsch sco «freier Schweizer», ha il Tudais-ch eir amo vulgü savair. «O schi possast ir at far arder tü e tias dumondas», ha mar-

muognà Armon. «Wie bitte?» ha dumandà tschel. Ed Armon ha be rögnà: «Das ischt romanisch», ha miss la fotsch a güvè ed es i per seis fat. (S. 72)

Der Konversationsversuch³⁷⁹ hat unglückliche situative Voraussetzungen: der Bauer arbeitet, der Feriengast schaut zu. Sanzin eröffnet den Dialog mit dem bekannten «Grüzzi», dessen lautliche Auffälligkeit zum stereotypen Indiz misslingender sprachlicher Anpassung ans Schweizerdeutsche und unterschobener «Anbiederung» geworden ist. Die einseitige Ausfragung Armons durch Sanzin, der ihn bewundert, als Käufer einer Ferienwohnung aber seine Existenz bedroht, die Stereotypie der Themen-Angebote (schöne Gegend, gesunde Mentalität der Einheimischen, freier Schweizer) und die Missachtung der Signale mangelnder Gesprächsbereitschaft, machen den unwilligen Gesprächspartner immer aggressiver. Durch eine gemurmelte, romanische Verwünschung wendet sich dieser vom Deutschen ab und damit dem Leser zu. Die verlangte erläuternde Übersetzung («Wie bitte?») wird durch den abgrenzenden Hinweis auf den andern Kode («Das ischt romanisch») verweigert; die unverstandene Sprache wird hier in nicht kommunikativer Funktion als Symbol des Abgrenzungswillens eingesetzt.

Nach der ausführlichen Exemplifizierung des «Romanendeutschs» muss kurz auf das von den deutschen «Invasoren» gesprochene Deutsch eingegangen werden, das, wie Sanzins «fleissisch» (16) zeigt, mit «Schriftdeutsch» nicht immer genau genug umschrieben ist.

(17a) Ün veglin energic as muossa. Fatscha secha sainza lefs. El metta sü zviccars sül nas. «Herr Caazet», disch el, «commense schnell», ed ant cha Jaronas s'impersögna til stira quel schani narrais-ch per üna mongia tras stüva oura sün lobgia. «Na, gucken Se!» disch el, «wie im Kriech», seis ögls glüschan dal dalet. (S. 204)

(17b) «Na, grüss Gott», disch el, «Oberst im Generalstab, Heeresgruppe Nord, na, meine Herren Offiziere, gibt es Meinungsverschiedenheiten?» El cuntinua sainza spettar resposta, sainza tour resguard. El sco colonel es a la fin dals quints daplü co be ün chapitani ed ün prüm tenent. «Herr Hauptmann, Sie haben einen tüchtigen Oberleutnant, na, gratuliere, glänzend, sein Angriff, Klasse, na, wirklich gekonnt, einfach Klasse.» (S. 211)

Der sprachliche Aspekt der hier vorgeführten «deutschen Schnauze» ist so stereotyp wie die Charakterisierung der Figur des hageren, lippenlosen, Zwicker tragenden, preussischen Militaristen, der sich vierzig Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg noch immer als «Oberst im Generalstab, Heeresgruppe Nord» vorstellt. Die phonetischen Merkmale seiner Rede: «commense»³⁸⁰, «gucken Se!», «Kriech» (17a) sind ein vager Hinweis auf seine norddeutsche Herkunft. Das Verb «gucken» und das obstinat an den unwahrscheinlichsten Stellen eingesetzte «na» markieren den Unterschied zum Schweizerhochdeutschen, das implizit als unmarkierte Varietät des «Schriftdeutschen» fungiert. Schliesslich gehören auch stereotype Syntagmen vom Typ «einfach Klasse» zu dieser sprachlich-figuralen Karikatur des «Deutsch-Deutschen».

Schriftdeutsch ist auch die Sprache der verschiedenen Plakate und Anschriften im sprachlich «unterwanderten» romanischen Dorf.

(18a) Uossa minchün po stübgjar manüdamaing l'Überbauungsplan des neuen Quartiers Quadras. Armon vain nan eir el a dar ün sguard. (S. 64)

(18b) La tabla verda indicha eir quantas «Eigentumswohnungen» chi dà e quant grondas chi sun. (S. 65)

(18c) Chi sa sch'el fa surasèn dals placats exposts: ün stambuoch e suotvart scrit: «Erlebe die Kraft der Berge», e daspera ün oter cun sü ün bügl ornà cun fluors e cun duos bellas giuvnas culs custüms da la regiun: «Willkommen im Tal der lachenden Sonne.» Lönch nu po Armon reflcttar davart vardà e manzögna da las impromischiuns süls placats. (S. 85)

(18d) Pac manca ch'el saglia cun üna flanca sur la saiv oura via sül tschisp scumandà, «betreten verboten», a tour inavo quai chi'd es seis. (S. 114)

(18e) Tuot las chasas da Pierin vaivan ün nom rumantsch. (S. 143)

Die Beispiele machen sofort deutlich, dass die «plakativen» schriftdeutschen Einschübe durch ihren spezifischen, besonders signifikanten Zusammenhang mit dem referentiellen Kontext und der zentralen Thematik des Romans symbolisch aufgeladen werden. In (18a) wird das Terrain der «fremden Siedlung» durch die Bautafel zunächst sprachlich vereinnahmt³⁸¹.

Die käuflichen «Eigentumswohnungen» (18b) befinden sich in Häusern mit romanischen Namen (18e): die ökonomischen Verhältnisse machen die «Brotssprache» Deutsch notwendig, während die «Herzenssprache» Romanisch in folkloristischer Funktion zum Werbeträger degradiert wird³⁸². In (18c) wird explizit und rhetorisch nach «Wahrheit und Lüge» von Werbung gefragt. Wenn diese mit folkloristischen Sujets arbeitende, deutsche Werbung schon für ihr Zielpublikum falsch ist, wie falsch ist sie erst für den ruinierten romanischen Bauern, der hier beim Verkehrsverein Arbeit sucht, in jener Branche, die ihn ruiniert hat. In (18d) fungiert das Deutsche als Amtssprache und nicht zufällig zur Bekanntmachung eines Verbots³⁸³. Dass dem romanischen Bauern auf deutsch untersagt wird, das von ihm früher bebaute Land zu betreten, ist eine exemplarische *mise-en-abîme* des zentralen Themas dieses Romans.

Im Vergleich zur häufigen Mimesis von auffälligem Sprachgebrauch romanischer native speakers (7–10) und der vielfältigen Darstellung und Kommentierung deutscher und romanischer Xenismen (14–16), ist der Anteil der in Wirklichkeit häufigsten Kontakterscheinung, der (schweizer)deutschen Einschübe in romanische Reden, erstaunlich gering:

(19a) Forsa cha Clergia ha suppuonü perche cha Armon dumonda, e perquai ha'la faquint dit: «Quia m'haja dat meis prüm «Schuss» da heroin.» Ils ögls dad Armon s'han spalancats [...] (S. 151)

(19b) «Alarm, gni tuots giò aint il Luftschutzkeller.» (S. 204)

In (19a) provoziert Clergia ihren Bruder, der offensichtlich vermutet, sie konsumiere Drogen und nach der Herkunft eines roten Pünktchens auf ihrem Unterarm fragt. Der metaphorisch-szenensprachliche «Schuss» wird in den romanischen Satz übernommen.

In (19b) findet sich, wiederum in direkter Rede, das Lehnwort «Luftschutzkeller», ohne Anführungszeichen, aber in Kontrast zu dem im Vorkontext des Erzählers gebrauchten «schler da refugi» (S. 203). Wie zwischen (18a) und (18b) zeigt sich auch zwischen (19a) und (19b) der inkonsequente Gebrauch der Anführungszeichen bei eingeschobenen Fremdzitaten und Lehnelementen.

Zum Schluss noch ein Blick auf das Italienische und das Surselvische. Italienisch ist die Sprache der Fremdarbeiter, findet sich aber auch in einzelnen Stellen der romanischen Rede Armons:

(20a) Tuots discurrivan talian. Las dumengias giaivan minchatant Armon e tshels puobs our in Pralönch a tizchar als lavuraints. I vaivan be da clomar: «maglia spaghets, porca di bacco», e fingià vaivan quels il feil aint il stomi. (S. 87)

(20b) Imagnas stranas. Per tillas s-chatschar ha'l dit a Dumeng: «Fatta anca questa.» Quel es stat stut da la constataziun dad Armon. Dit nun ha'l oter co: «Che voust far!» (S. 142)

(20c) «Horca di bacco», s'impaisa Armon. (S. 193)

(20d) Casü dod'la a clomar ad Armon: «Tü porco fotuda, sch'eu't tshüf, schi quista jada at louva via, tü orma d'chan, tegna adim-maint cha quista ünsacura squintast per dal bun.» (S. 304)

In (20a) provozieren die Jungen des Dorfes die in Baracken wohnenden, italienischen Fremdarbeiter mit dem Stereotyp des «Spaghettifressers» und der hybriden italienischen Interjektion «porca di bacco»³⁸⁴. In (20c) findet sich die euphemistische Variante «Horca di bacco» als integriertes Lehnelement in expressiver Funktion³⁸⁵ in einem innerem Monolog Armons. In (20b) wird die phraseologische Einheit «Fatta anca questa» aus einem norditalienischen Dialekt («anca» für: «anche») übernommen. Als Hilfe zur Verarbeitung von Trauer und Resignation – Armon hat sein verkaufte Vieh verladen – wird hier eine Art «Abschlussformel» aus einer Sprache entlehnt, deren Sprechern ein leichterer Umgang mit den Schattenseiten des Lebens nachgesagt wird. In (20d) wird die wohl auf Sodomie anspielende italienische Beschimpfung «porco fottuto» in ihrer integrierten romanischen Form «porco fotuda»³⁸⁶ gebraucht.

Das Surselvische kommt auf einer speziellen intertextuellen Ebene vor, als Zitat von G. A. Huonders berühmtem *Il pur suveran*³⁸⁷.

(21) Herdi Fleisch ha quintà sü üna ter rischla da chanzuns tudais-chas. Tanter oter «im schönsten Wiesengrunde» ed «Am Brunnen vor dem Tore.» Sep Fanzögna ha dit chi's pudess bain eir tour üna sursilvana, per exaimpel quella dal grep. El nu savaiva plü il titel. Armon ha savü: «Il pur suveran.» Cha quella s'affess stupend, ha'l lodà la proposta, be cha displaschaivelmaing saj'la cumpuonüda per cor viril e na per cor masdà. Cun tun sarcastic ha'l cumanzà a declamar:

Quai ei miu grep, quei ei miu crap,

cheu tschentel jeu miu pei.
 Artau hai jeu vus da miu bap,
 sai a negin marschei.
 «Stupend, propcha stupend per üna tala festività», s'ha interruiot
 Armon ed ha lura subit dit sü amo il quart vers.
 O libra libra paupradad,
 artada da mes vegls,
 defender vi cun tafradad
 sco poppa da mes egls.
 Fingià intant cha Armon declamaiva han ün pèr largià il scuffel.
 Divers han discurrü tanterglioter: «Quai Armon ha fingià fat. Cun
 tafradad, ha'l reconquistà Quadras.» (S. 256f.).

Schon der erste der zitierten Liedtitel «Im schönsten Wiesengrunde» bildet eine ironische Antithese zum Hauptthema des Romans, in dem es gerade um die Zerstörung des «Wiesengrundes» durch Spekulation geht. Der ange-deutete Titel: «quella dal grep» («das [Lied] vom Felsen») verweist auf die im Gedächtnis haften bleibende Auffälligkeit des surselvischen «grep» (val-lader: «grip») aus der ersten Liedzeile. Der «tun sarcastic» («sarkastische Ton») von Armons Deklamation erklärt sich aus der offensichtlichen Anti- these zwischen der Ideologie des Liedes (autarker, freier Bergbauer) und dem im Roman erzählten Bauernschicksal. Die Diskrepanz zwischen Ideo- logie und Wirklichkeit spitzt sich dadurch zu, dass das Lied ausgerechnet zur Einweihung von «Quadras» gesungen werden soll. Das surselvische «tafradad» («Tapferkeit») des verteidigungswilligen Bauern im Lied wird aus dem Kontext herausgelöst und mit Bezug auf Armons seltsame «Rückeroberung» von «Quadras» neu kontextualisiert. Das ironische Potential dieses Verfahrens wird durch das transparente Lehnwort «tafra- dad» erhöht.

Nuotclàs *Il tunnel* (1991) ist eine Kolonisierungsgeschichte, die hier unter dem Aspekt von Sprachkontakt als Indiz sprachlich-kultureller Kolo- nisierung³⁸⁸ gelesen wurde. Auffällig häufig sind Mimesis und Kommentie- rung sprachintern wie zwischensprachlich auffälliger phonetischer Realisie- rungen, denen je nach Kontext sehr verschiedene symbolische und ideolo- gische Wertungen zukommen. Die Funktionen dieser uneinheitlichen, mit expliziten Kodezuweisungen manchmal kontrastierenden Sprachimitation reichen vom selbstbezogenen Sprachspiel bis zur gehässigen sprachkämpfe- rischen Polemik. Die meisten Formen stehen in direktem, durch deutliche Analogie oder explizite Kommentierung hergestellten Bezug zu Motiven und Themen der Kolonisierungs-Fabel.

IV.2.2. Formen der Expressivität in Leo Tuors

Giacumbert Nau (1988)

Im Gegensatz zu Jon Nuotclàs *Il tunnel* sind in Tuors *Giacumbert Nau* sprachliche Kontaktphänomene nirgends Gegenstand von Thematisierung und offener Kommentierung. Vielmehr handelt es sich hier einerseits um stilistisch wirksame einzelne Kontraste im Mikrokontext, andererseits um anderssprachige Zitate aus schriftlichen Texten, die, als grössere Segmente gut sichtbar, die Makroebene des Textes prägen.

Der Hirte Giacumbert Nau gehört zu den beschädigten, asymmetrischen Figuren der grotesken Tradition, deren Abnormität in ihrem Körper eingeschrieben ist:

(1) El era buca grad gronds e buca bia bials. Per esser in um veva el pauc spatla, sil pèz negina pelegna. In comba era in tec memia cuorta, e perquei enconuschevan ins el vid igl ir schon tilada naven. [...] In maun fin veva el. Vid il maun seniester vargava mo il polisch dalla vart ora, tshella detta era naven. (1988:8)

Körperlich asymmetrisch, ist Giacumbert Nau auch sozial und geographisch keine Figur des Zentrums: als Hirte der Schafalp schaut er von aussen und deutlich von oben auf eine Gesellschaft herab, die ihn ihrerseits als «Unterhund» definiert und behandelt. Zu dieser mit den Elementen konfrontierten, lebenshungrigen, zwischen Eros und Tod hin und hergerissenen, anormalen Figur passt keine normgerechte, «reine» Schriftsprache. Giacumbert Nau bewegt sich selbstverständlich und plausiblerweise auch sprachlich «am Rand», seine Sprache ist «schräg»³⁸⁹. Seine knappen, abgehackten Reden: «Scarts eran ses plaids, darar construcziuns entiras» (1988:9) zeigen die Expressivität von Normverstoss und sprachlicher Grenzgängerei.

Seiner Freundin Albertina glaubt er nicht, dass sie zu ihm auf die Alp kommen wird:

(2) «Sedi ei bu che quels che vivien ellas alps hagian in'atgna cardientscha?» E vinavon ha el fatg: «Glauben macht selic und sterben macht steric.» (1988:9)

Die gängige deutsche Redewendung «Glauben macht selig», die die Kodeumschaltung plausibel macht, wird durch einen parallelen Zusatz ausgebaut, der seinerseits mit dem durch Reim und Paronomasie mit «selig» parallelisierten Adjektiv «steric» («steif», «starr»)³⁹⁰ wieder ins Romani-

sche zurückschaltet. Der Ausbau der für sich schon ironischen Redewendung bedient sich eines gängigen Verfahrens der Herabsetzung: Sicheres wird Geglaubtem, groteske Körperlichkeit (Leichenstarre) versprochener Seligkeit gegenübergestellt. Im vorliegenden Kontext kommen der Metagraphie «selic» mehrere Funktionen zu. Die graphisch ausgebaute Ähnlichkeit der Paronomasie «selic»-«steric» relativiert mit ihrem krassen Verstoss gegen die Norm die syntaktisch eindeutige Zuweisung im «Voix»-Bereich. Die naheliegende Paraphrase: ««selic», wie Giacumbert Nau schreiben würde», passt schlecht zur herabsetzend-polemischen Abwandlung des deutschen Phraseologismus. Metagraphien an deutschen Einheiten konnotieren eindeutig «Bildungsdefizite», dienen der spielerisch-spöttischen Vorführung kindlich charmanter oder ausgewachsen lächerlicher Unvertrautheit mit dem Schriftstandard der Zweitsprache. Metagraphie ist ein stereotypes Verfahren des «Romanendeutschen», das, einem andern, kulturellen Stereotyp zufolge, in der Surselva besonders häufig und ausgeprägt ist³⁹¹. Aufgrund dieser Stereotype bringt «selic» als *blasone* den surselvischen katholischen «Hinterwäldler» ins Spiel, jene Figur, gegen die der Erzähler mit seiner und durch seine Person im ganzen Text immer wieder polemisiert. So führt hier die Metagraphie zu einer undurchsichtigen Überlagerung von Erzähler, Person und Kollektiv im Bereich der «Voix» wie der Erzählperspektive³⁹².

Die Metagraphie ist ein stereotypes Verfahren der Sprachkomik, sie kann aber auch tatsächliche lexikalische Integrationsprozesse spiegeln und verschiedene Integrationsgrade dokumentieren. So lässt sich anhand der folgenden Textstelle darüber nachdenken, ob und wie das Wort «Kocher» zum integrierten romanischen Lehnwort geworden ist.

(3) Jeu vess per tei ina buccada coher, in pign coherliet. Cun quel sas ti far in tec caffè ni in tec suppa cu ti stos star spels tiers sisu el Trutg da Camutschs, ni silla Fuortga, ni nua che ti eis.
 Jeu vess per tei in pign coherliet da gas, sche ti vul, tonscha da scaldar siat otg liters aua, cun quei has ti ditg. Mo levet, sche ti vul... (1988:42)

Nähesprachliche Register und Expressivität suggeriert schon die abwertende Präzisierung «ina buccada coher» (wörtlich: «ein Maul voll Kocher»). Die obsolete Metapher erhält im vorliegenden Kontext des metonymisch mit dem Essen verbundenen Kochers eine komische Aktualisierung. Die Apposition «ina buccada coher, in pign coherliet» ist in sich und als Präzisierung von «buccada coher» mehrfach redundant. So charak-

terisiert die Person, die Giacumbert den Kocher schenken will, diesen vierfach als klein und unbedeutend: «buccada», «pign», «coher-li-et». Auch wenn diese paradigmatisierende Zählung fragwürdig ist, bleibt die Tatsache einer übertriebenen, karikaturistisch wirkenden Insistenz. Metagraphie und redundante Häufung des deutschen und romanischen Diminutivsuffixes verweisen auf verschwundene Transparenz und auf Integration des Lehnwortes. Auf «gedankenloses Daherreden» einer Person zurückgeführt, erscheinen Integration und Metagraphie³⁹³ im Lichte der Naivität. Das wiederholte «pign coherliet» schafft eine Ambivalenz, die Expressivität der Personenrede und reflexive Distanziertheit der Erzählerrede in sich vereinigt.

Während in diesem Fall die ironische Distanz gegenüber dem unreflektierten Sprachgebrauch durch Wiederholung und Redundanz verdeutlicht wird, ist der Status graphisch integrierter Lehnwörter in andern Kontexten schwieriger einzuschätzen. Dies hängt damit zusammen, dass die Skala zwischen Nicht-Integration und Integration literarisch nicht nur gespiegelt, sondern auch modifiziert werden kann; die Auffälligkeit von Einheiten kann durch kontextuelle Einbettung versteckt oder hervorgehoben werden³⁹⁴.

Im nächsten Beispiel zeigt sich noch einmal die Verbindung von Metagraphie und literarischem Neologismus.

(4) Tgei purteis ad el il Blic! Eis ti in legiabolic? Duei tgi che vul leger il Blic. Interesseschan tei las femnas bluttas sil pupi? [...] Ti es zuar buc in legiabolic scol'ls letgatgils, ti vul la sensaziun, buca leger la sensaziun. (1988:30)

Die simulierte Integration durch romanisierende Graphie ist im Falle von «Blick» alles andere als ein sprachlicher *effet de réel*. Angesichts der Allgegenwart des Titel-Emblems ist ein Schreibfehler äusserst unwahrscheinlich. So kann «Blic» als Gipfel der Polemik gegen die Dummheit der «Blick»-Leser gewertet werden, die ein einfaches deutsches Wort nicht einmal dann korrekt schreiben können, wenn ihnen dieses im Namen ihrer Lieblingszeitung täglich begegnet. Diese Polemik gehört zu einer der eigenen Intelligenz sehr sicheren, «zarathustrischen» Perspektive des *Giacumbert Nau*, doch ist damit die Funktion der Metagraphien noch nicht erklärt. Die Zweitverwendung im neologistischen Kompositum «legiabolic» (nach: «Blickleser») versteckt das kritisch-höhnische Zitat (««Blic», wie «Blick» lesende Romanen schreiben könnten») in der scherzhaft-innovativen Lehnübersetzung³⁹⁵ («legiabolic») des Erzählers. Damit überlagern sich auch hier zitierende

Distanznahme gegenüber dem sprachlich Auffälligen und innovativer Gebrauch von Sprache. Die Gegenüberstellung der neologistischen und der vertraueneren Lehnübersetzung im Syntagma: «legiablic sco'ls letgatgils» spielt auch mit der ausgeprägten Paronomasie *legiablic* – *letgatgil*, die die Zusammengehörigkeit der beiden Kategorien durch Motivierung des Signifikanten unterstreicht.

Im nächsten Beispiel verbinden sich Neologismus und Archaismus:

(5) Il catschem dil huz gl'entir on. La lavur, lur smaledicziun. [...] Na la mort spetga buc [...] ei gesta, ei reclia, teidla buca mument las stgisas, fa flucs cul stresserverc dalla Val. (1988:86f.)

Die aus romanischem Lexem und Lehnsuffix «-verc» (aus dt. «-werk») gebildeten Komposita³⁹⁶ gehören zu den obsolet gewordenen Lehnbildungen, die synchron nur mehr als ironische Archaismen gebraucht werden, wobei zu den Ironie-Effekten die Wiederherstellung ihrer Transparenz zu zählen ist. Die Verbindung des Internationalismus «stress» mit dem obsoleten Lehnsuffix «-verc» lebt vom komischen Kontrast einer Verbindung des sprachlich und zeitlich Heterogenen.

Ein Teil der schwer einzuschätzenden integrierten deutschen Lehnwörter lässt sich auf die bekannte Verbindung von Lehnwort und expressiv-pejorativem Kraftausdruck oder «Kakophemismus»³⁹⁷ zurückführen.

(6a) «I» «iiii-iiii» Giacumbert runa il tgaun per las ureglias ord letg: «iiiiiiiiiii» «Enta letg bu, ti piertg, enta letg bu!» «iiiiiiiiiii» «Huder!» (1988:23)

(6b) Il giat ei nuota vegnius pli dapi in pèr dis. Sa nua giavel che quei coga setegn si. (1988:46)

(6c) Ina coga bialaura eis ei vegniu si, e las cauras ein vegnidas d'entuorn nuot. (1988:49)

(6d) Siu hentger veva il num ch'entscheveva cun «P» – Punteglias. (1988:59)

(6e) La muntanera semuenta. Ils tiers san nua ch'ei va. Il sulegl streha aunc ditg buc ils emprems pégn, po buca tier pli la purgina, il sulegl, il schelm. (1988:135)

Bei «huder» (6a) handelt es sich um ein integriertes, längst produktiv gewordenes Lehnwort³⁹⁸, bei dem der Eindruck einer besonderen, kontaktbedingten Expressivität auf nicht surselvische Leser beschränkt sein dürfte. Ebenfalls völlig integriert ist «coga» (6b), das im Surselvischen, im Gegensatz zum Ladin, auch als unveränderliches Adjektiv (cfr. 6c)³⁹⁹ gebraucht wird. Auch das im Ladin durch «bojer» abgelöste Lehnwort «hentger» («Henker») (6d) wird vom surselvischen Gebrauchswörterbuch kommentarlos als romanische Entsprechung von deutschem «Henker» aufgeführt⁴⁰⁰. «Schelm» (6e) dagegen ist aus den Wörterbüchern verschwunden⁴⁰¹ und muss als literarische Aktualisierung eines obsoleten Lehnwortes gelten. Damit wären diese Lehnwörter nur diachron relevante Belege für die Verbindung zwischen Entlehnung und «Kakophemie», die, mit Ausnahme von (6e), als stilistisch unauffällige Elemente für eine synchrone Stilanalyse ohne Belang wären. Die Frage bleibt, ob ihre auffällige Häufung und die kontextuelle Ausstrahlung der Verfahren zur Herstellung von Transparenz und Aktualisierung von Auffälligkeit die integrationsbedingte Unauffälligkeit nicht relativieren. Bei der Beurteilung dieser Frage droht der Modell-Leser zur einfachen Projektion der Kompetenz des realen Lesers zu werden. Dem engadinischen Leser des *Giacumbert Nau* erscheinen: «star eri e *spiegelhelar*» (1988:8), «fa *malschuber* cun tut» (1988:26), «Il vent tgula tras il sbugl *muoti* da veta e carn» (1988:279, «ir a pei *blut?*» (1988:36), «*schreg* siaden» (1988:31), «giun plaun era memia *fiehti*,» (1988:50), «Ti *aber* eis sabia» (1988:66), «il miers dils *scharfs triconis*» (1988:84), «Ils *tiers* han buca *ruaus*» (1988:88), «enqueran l'ura el sac dil *libroc*» (1988:106), «vegnius *vietis*» (1988:111), «ils *lufts*» (1988:115), «Il *rofass* ballontscha» (1988:108, cfr.126) allesamt als auffällige Germanismen mit latentem komischem Einschlag. Dass sie für surselvische Leser wenig bis gar nicht auffällig sein können⁴⁰², muss immer wieder neu bedacht und unter Beizug von Beispielen wie dem «libroc»-«brastoc»-Exempel⁴⁰³ bewusst gemacht werden.

Nicht zu vergessen ist schliesslich der Aspekt der Kumulierung integrierter Lehnwörter:

(7) Cons tiers futschs has ti schon giu questa stad? (1988:71)

Das aus dem Schweizerdeutschen entlehnte «futsch» bleibt, bei aller Integration⁴⁰⁴, expressiv und kann die verschwundene Auffälligkeit von vollständig integrierten «tiers» im Vor- und «schon» im Folgekontext reaktualisieren.

Zu den auffälligen, oder auffällig gemachten deutschen Lehnwörtern gehören solche, die zugleich obsoletere Archaismen sind.

(8a) Mintgion avon calonda marza cun comoditat deigi dils signrs farrers de Somvitg a Sorein ensemen cun globercheit de visch^{ca} vegni concludiu et ordinau [...] (Pugns della roda 1805) (1988:74)

(8b) 387. Tgei meina tier la malschubradat?

Tier la malschubradat meinan:

1) mervegliusas êgliadas,

2) maldiscent sevestgir,

[...]

(Cudisch della Doctrina Catholica) (1988:92)

(8c) Liederlihadat forsa aunc? (1988:113)

Das erste Beispiel stammt aus einer realistischen Fussnote des *Giacumbert Nau*, in der, als Beleg für das Alter des Brauches der Alpeinsegnung durch den Priester, aus den «Pugns della roda 1805» zitiert wird. Sowohl «far-
rer» (aus dt. «Pfarrer») wie «igl oberkeit» (hier als: «globercheit») sind sehr gut belegte, erst im Laufe des 20. Jahrhunderts obsolet gewordene Lehnwörter⁴⁰⁵. «Farrer» kontrastiert *in praesentia* mit dem im Text gebrauchten «prer» (cfr. 1988:74), die obsoleten Lehnwörter bilden die sprachlich-stilistische Entsprechung zur Obsoletheit des Rituals. Da dieses nur dazu diene, dem Priester Butter und «blut daner» («bares Geld») zu verschaffen, wird es zum Gegenstand offener Polemik. In (8b) verdichtet sich die Polemik gegen die kirchliche Repression von Sexualität im Thema-Wort der zitierten Katechismus-Frage nach der «malschubradat». Die Antiquiertheit des dogmatischen *terminus technicus* wird auch hier zur konnotativen Spiegelung des Gegenstandes einer Polemik, die mit dem harten Gegensatz zwischen dem Leben des Giacumbert Nau und den zitierten Normen einer «alten», der Religion und der Obrigkeit ergebenden Gesellschaft arbeitet. Zu dieser Polemik gehört auch das höhnische, implizit zitierende, in die Erzählerrede aufgenommene «liederlihadat»(8c)⁴⁰⁶. Die deutschen Lehnwörter stammen hier nicht aus dem nächstsprachlichen, sondern aus dem offiziellen, amts- und sakralsprachlichen Bereich. Ihre sprachliche und begrifflich-ideologische Obsoletheit schaukeln sich gegenseitig auf.

Die Entlehnung von Wörtern aus sehr verschiedenen Registern und Diskursbereichen zeigt sich auch an den Italianismen zur Bezeichnung von «Hölle» und «Teufel»:

(9a) Aunc ha Giacumbert da far sogn Cristoffel cun ses pigns, sgiavlonnd suprastonza e geraus e presidi e tut giufuns gl'uffiern tiel cornuti grond. (1988:47)

(9b) El spuenta las davosas sur l'aua vi, fa lu sez il segl e sestrubegia cul trutg entuorn il bot per svanir el ner dil fecler, el limbo. (1988:68)

(9c) Va anavos, tgaun, va! Va, Diabola, va! (1988:34)

(9d) Diabola, sia megliera amitga. (1988:60)

Die Auffälligkeit des italienischen «cornuti» zeigt sich am Suffix und an der fehlenden morphosyntaktischen Angleichung in «cornuti grond». Die häufige Verbindung von Euphemismus (in der Form der Antonomasie) und Lehnwort⁴⁰⁷ wird hier durch den eindeutigen Kontext, der auch das undurchsichtige «sgjavlar» («fluchen», «verfluchen») als Ableitung von «giavel» («Teufel») transparent macht, zugedeckt. In den Vordergrund tritt eine konnotierte «italianità» in assoziativer Verbindung mit religiös-grotesken Höllenvisionen italienischen Ursprungs. Während der «cornuti» von (9a) auch populären, mündlichen Traditionen entstammen kann, kommen für den Ursprung des integrierten Lehnworts «limbo» in (9b) eher die italienischen Kapuziner-Patres der Gegenreformation in Frage⁴⁰⁸. Populärer Tradition wiederum entspricht der Brauch, Tieren und besonders Hunden (9c und 9d) «sprechende» italienische Namen⁴⁰⁹ zu geben. In (9d) wird die Semantisierung des Namens «Diabola» als Freundin des Pfaffenhassers Giacumbert Nau deutlich. Populäre, mündliche Überlieferung wird auch die erste Zeile des italienischen Liedes *Bandiera rossa* nach Graubünden gebracht haben, die im folgenden zitiert und parodistisch rekontextualisiert wird:

(10) Vinavon semova la retscha
avanti avanti
avanti populo
senza ruaus
senza ruaus. (1988:25)

Die latinisierende Form «populo» (statt: «popolo») ist eher einer Interferenz des Lateinischen des Erzählers als den unsicheren Italienischkenntnissen des Hirten zuzuschreiben und passt nicht sehr gut zum Kontext des populären Propagandalieds.

Der italienische Ursprung des folgenden seltsamen und sehr expressiven Adverbs, mit dem das Verschwinden der Katze präzisiert wird, ist kaum mehr erkennbar:

(11) [...] aunc dau ina selavada sco'ls giats dattan e furdibal svanius eis el staus entochen tard ella notg [...] (1988:41)

Als Beleg für den lombardischen Ursprung von Tuors «furdibal» kann der Vers aus Carlo Portas *Fraa Diodatt* zitiert werden, der erzählt, wie der dicke Mönch aus dem Fenster fliegt:

e fôrt foeura di ball, chi ha avuu n'ha avuu.⁴¹⁰

Das lexikalisierte, als Adverb verwendete «furdibal» hat zwar die Transparenz und damit die obszöne Metaphorik seines italienischen Ursprungs «fuori dalle palle» völlig verloren, doch nicht die Expressivität einer merkwürdigen, undurchsichtigen Interjektion.

Die folgende Stelle zeigt eine besondere Funktion einer literarischen Neuentlehnung:

(12) Ed il poliziot, quei idiot, sappi suflar ad el el tgil. [...] Insumma prers e polizists e paders e poets e parlars e tut quei ch'entscheveva cun «p» veva el sil muc. (1988:75)

Neben dem völlig integrierten «polizist» wird hier als Neuentlehnung aus dem Italienischen ein überraschendes «poliziot» verwendet. Dabei handelt es sich um einen speziellen Fall der im Romanischen wohlbekannten «Lehnwortdubletten»⁴¹¹, denn «poliziot» ist nicht nur idiosynkratisch, sondern weist sich durch den Reim zu «idiot» als artifizielle Neuentlehnung im Rahmen einer lautlichen Figur aus. Ihr Kontrast *in praesentia* zum normalen «polizist» zeigt das Wechselspiel von Entlehnung und Reim⁴¹², das seine eigene Künstlichkeit ironisch spiegelt.

Zum Schluss dieser unvollständigen Auflistung mikrokontextueller Funktionen transkodisch markierter Einheiten noch ein Wort zur Herabsetzung des Sakralsprachlichen. Im Bereich des statisch als sakralsprachlich konnotierten Lateins zeichnen sich Verfahren der Herabsetzung ab, die teilweise der Tradition des Küchenlateins in ihrer volkstümlichen Ausprägung zugeschrieben werden können. Typisch dafür ist das folgende Stereotyp:

(13) Tut per dominum clavella! (1988:103)

Das als Metapher des Wertlosen geläufige «clavella» wird mit dem in der lateinischen Liturgie häufigen «dominum» zum stereotypen «per dominum clavella»⁴¹³ verbunden. Dieses zeigt die typisch küchenlateinische Verbindung von «Hohem» («dominum») und «Niedrigem» («clavella») in der Form der Pseudo-Aufwertung des Nichtigen durch lateinische oder latinisierende Zugaben.

Die folgende Stelle dagegen polemisiert gegen den romanischen Rosenkranz durch das gängige Mittel der Neusegmentierung durch Tilgung der Wortgrenzen, wodurch ein automatisiertes, mechanisches «Herunterleiern»⁴¹⁴ inhaltslos gewordener Lautsequenzen suggeriert wird:

(14) [...] ed ei pudessen tertgar che ti ditgeis paternos, che ti seigies fetg pietus. Igl aungheldilsegnerhapurtauilsalidamaria.
(1988:61)

Im nächsten Beispiel dagegen gilt die graphische Markierung von Silbengrenzen im lateinischen Text des Priesters der Simulation prosodischer Erscheinungen wie Sprechtempo, Pause, Insistenzakzent und Rhythmus⁴¹⁵:

(15) Giacumbert Nau s'imagina sia sepultura.

(glisch!)

(prer): «E-exulta-abunt ossa hu-mi-li-a-ta-» (1988:108)

Nach diesen Belegen für verschiedene stilistische Funktionen transkodischer Markierungen im Mikrokontext bleibt zu fragen, wie sich diese Markierungen zur übergeordneten Verteilung von Stimmen und Perspektiven im Text verhalten. Am dringendsten stellt sich diese Frage im Falle von Zitaten aus romanischen und deutschen, literarischen wie nicht literarischen Texten. Wie erwähnt präsentiert sich der Erzähler als (heterodiegetischer) Zeuge, der notiert haben will, was er gehört und gesehen hat, wobei schon die Bemerkung, Giacumberts Worte seien ihm «ins Blut gedrungen»⁴¹⁶, als ironisches Eingeständnis der Verschmelzung von Person und Erzähler gelesen werden könnte. Tatsächlich zeichnet sich der Text durch häufige Wechsel zwischen homo- und heterodiegetischen Segmenten aus, die durch ambivalente «Übergänge» in der 2. Person miteinander verbunden sind⁴¹⁷. Die Fiktion des Erzählens als protokollierende Verschriftlichung wird im Rahmen intertextueller Zitate wiederholt: der Erzähler erinnert sich «da quater lingias ch'el scheva si bugen», an «vier Zeilen, die er gerne aufsagte»

(1988:10), an «ina fallileia che Giacumbert quitava da ver stuiu ver udiu zanuas», «ein Liedchen, das Giacumbert seiner Meinung nach irgendwo gehört haben musste» (1988:104). Wo solche Rückbindungen an den diegetischen Rahmen fehlen, kann dieser durch Zitate aus literarischen Texten nachhaltig destabilisiert werden. Eine Sequenz, die räumliches Sich-Verirren und seelisches Irren des Hirten thematisiert, beginnt und schliesst mit dem Zitat des Anfangs von Brechts *Moritat von Mackie Messer*:

(16) Und der Haifisch, der hat Zähne
Und die trägt er im Gesicht.

Giacumbert Nau, uss eis ti a mauns. Zuar seruschnas ti dil trutg tessaglia enasi sco in tier blessau [...] Ei numnan il carpun Crap Fess, il crap femna.

Und der Haifisch ...»(1988:38f.)

Die offene Polemik gegen den «signur president» wird von Versen aus Nietzsches *Die Wüste wächst* umrahmt:

(17) Die Wüste wächst:
weh Dem, der Wüsten birgt!

Tgei sei atnamein cun Vus, signur president? [...] Schei star la tiara, sche Vus leis il ruaus perpeten.

Die Wüste wächst:
weh, wer zur Wüste ward!
[...]» (1988:78)

Diese Zitate stehen zu der explizit beanspruchten Indirektheit eines von der Personenrede «abhängigen» Zeugen-Erzählers in keinem unauflösbaren Widerspruch: dem schrägen Hirten Giacumbert Nau können ein gutes Gedächtnis⁴¹⁸ und die Kenntnis von Brecht und Nietzsche nur aufgrund der arroganten Annahme einer starren Verbindung zwischen Belesenheit und Sozialstatus abgesprochen werden. Wichtiger ist die Tatsache, dass die beiden deutschen Zitate (16, 17) zum romanischen Segment, das sie einrahmen, in keiner erkennbaren plausiblen Beziehung stehen. Die Koexistenz von verschiedensprachigen Texten impliziert im Falle von (16) weder Vorwegnahme noch Wiederholung oder *mise-en-abîme*, weder erhellende Kommentierung noch assoziative, metonymische oder metaphorische Ver-

bindungen irgendwelcher Art. Im Falle von (17) wird immerhin das Motiv der «Wüste» in der romanischen Anklage gegen den Präsidenten wiederholt: «[...] suenter vus vulan aunc auters viver cun la tiara e buca cul desiart.» (1988:78), doch ergeben sich zwischen Nietzsches symbolischen «Wüsten» und der Wüste als Ergebnis der Umweltzerstörung in den Alpen keine wirklich zwingenden Bezüge. Da für die vielen andern Zitate aus schriftlichen Texten⁴¹⁹ Ähnliches gilt, ist davon auszugehen, dass die intertextuelle Ebene nicht in die diegetische integriert ist, sondern diese im Sinne einer verfremdenden zweiten Ebene schneidet und bricht. Diese Brechung betrifft die Reden, die Erzählperspektiven, sie zeigt sich im Bereich der Textsorte, der Gattung und erschwert die typologische Einordnung des *Giacumbert Nau* in das Corpus romanischer Texte. So sind die fremdsprachigen Zitate ein besonders offener Hinweis darauf, dass romanische Texte mehrsprachiger Autoren in ihrem intertextuellen Dialog den Rahmen des «Romanischen» entschlossen verlassen können.

IV.3. Verschiedensprachige Personenrede im literarischen Dialog

Der folgende Abschnitt gilt einer besonderen Form des Sprachkontaktes, dem Dialog zwischen Figuren mit ungleichen Kompetenzen in verschiedenen Sprachen, zwischen Partnern, deren Sprachkompetenzen sich nur marginal oder gar nicht überschneiden. Solche Dialoge können gelingen (IV.3.1.) oder scheitern (IV.3.2.).

IV.3.1. Der asymmetrische Dialog in Cla Bierts *La runa* (1956)

Das von der Konnotationstheorie (oben 11.1.2.) angesprochene Wechselspiel zwischen textueller und sprachbezogener, mit der Sprachwahl verbundener Konnotation wird in «mehrsprachigen» Texten auf den verschiedensten Ebenen konkretisiert und vorgeführt. In Bierts *La runa*⁴²⁰ konkretisiert sich der konnotative Kontrast zwischen Französisch und Romanisch zunächst am Sozialstatus und, bezeichnenderweise, an der Physiognomie der beiden Dialogpartner. Ein romanischer Bauer wird beim Mähen einer Bergwiese von einer französischen Pianistin verführt, die beiden verbringen die Nacht in einem Heuhaufen (*runa*). Der mit den Berufen verbundene Statusunterschied wird von ihm thematisiert:

(1) Hm, che ha da chefar ün pauc cun musicantas? Sunar il clava-zin e far oura laina nu clingia bain insembel; mo üna dalettaivla füss ella peruschigliö. (S. 55)

Dieses Nicht-Zusammenklings von Holzhacken und Klavierspielen führt über mehrere Metonymien (Tätigkeit für Charakter des Subjekts, Sprachträger für Sprache) zu einer Gegenüberstellung der beiden Sprachen, die auf dem Topos der romanischen «Bauernsprache» und der französischen «Kultursprache» gründet. Den beiden Arbeiten entsprechen auch physiognomische Eigenschaften der beiden Personen. Von der Pianistin heisst es:

(2) Ella es bain creschüda, cul flanc flexibel ed il pet vigurus, la factscha finezzas cun quel nas frances be ardimaint, la daintadüra glüschainta ed ils ögls gronds, nairs; [...] (S. 56)

Der Gebrauch des Adjektives «frances» zur Beschreibung ihrer Nase zeigt die nicht nur konnotative Verbindung zwischen sprachlichen und ausser-sprachlichen, hier physiognomischen Kategorien⁴²¹. Der Kontrast zum Körper des Bauern wird an der Stelle deutlich, wo er ihr zartes Füsschen in seine Pranke nimmt, um ihr einen Dorn herauszuziehen:

(3) La chomma nüda es glischina ed il pein alb bain fuormà es sco our da marmel. El t'il piglia tanter seis manuns düritschs [...] (S. 57)

Die wiederholte Hervorhebung des Feinen, Geschliffenen («glischina», «pein») gegenüber dem Groben, Schwerfälligen («manuns düritschs») präfiguriert Rollenverteilung und Redeverhalten der beiden Dialogpartner.

Die kommunikativen Voraussetzungen dieses Dialogs bestimmen ihn in mehrfacher Hinsicht als *asymmetrischen*⁴²². Der Bauer (P₁) orientiert sich offensichtlich nicht nur an der Französin (P₂) als direkte Dialog-Partnerin, er richtet sich häufig an sich selbst und damit an den potentiell allgegenwärtigen «Dritten». Dieser «Dritte», der sich vordergründig im Dorfkollektiv als Instanz der sozialen Kontrolle⁴²³ konkretisiert, ist der implizite Leser, dessen vom Erzähler vorgestellte Kompetenz die Redebeiträge von P₁ weit deutlicher prägt als die Rücksichtnahme auf die Inkompetenz von P₂. Diese zugleich «autistische» und, in der Überschreitung des fiktiven Rahmens, mit dem Leser paktierende Ausrichtung der Beiträge von P₁⁴²⁴ verleiht dem Dialog seine markant unrealistische Dimension und bildet eine Voraussetzung für dessen Komik. Asymmetrisch ist nicht nur die Adressatenausrichtung, sondern auch die Zweisprachigkeit der Partner: P₁ ist – trotz teilweiser, schwankender und (fast) ausschliesslich passiv sich manifestierender Kompetenz des Französischen – grundsätzlich zweisprachig. P₂

ist einsprachig und vollständig auf das Entgegenkommen von P_I angewiesen, der nicht nur konsequent romanisch spricht, sondern unter krasser Verletzung der Kooperationsmaxime dabei häufig jede Art von Fremderleichterung verweigert. Diese Verweigerung gehört zusammen mit der Verständnisverweigerung, die ihrerseits Schwankungen in der Französischkompetenz von P_I erklären könnte, zu den Indizien der *Retizienz* des von der erfahrenen Fremden verführten, unerfahrenen Bauern. Die Asymmetrie der sprachlichen Kompetenz wird also durch unterschiedliche Erfahrung aufgewogen: er führt sie ins Romanische, sie führt ihn in die Liebe ein. Das zwischensprachliche Annäherungs- und Rückzugsspiel im zweisprachigen Dialog wird zur symbolischen Entsprechung des thematisch zentralen Spiels zwischen Verführung (P₂) und Retizienz (P_I). Auch eine Interpretation dieses Dialogs als «fremdsprachlicher Lehrdialog» – dazu passen die rekurrenten und redundanten Übersetzungen von P₂-Segmenten durch P_I – hat mit der skizzierten Doppelung der Adressaten zu rechnen: der «Romanischlektion» für die fiktive Französin entspricht die «Französischlektion» für reale romanische Leser⁴²⁵.

Der kommunikativen Asymmetrie entspricht auch die einseitige Verteilung der Innenperspektive. Der Text ist auf P_I fokalisiert, am deutlichsten markiert sind Adressatenwechsel und Ausschluss von P₂ in den Klammerbemerkungen, die dem Leser direkten Einblick in die Gedanken geben, die P_I verschweigt: ««[...] tuot cuntaint pervidaquai» (che füssa stat da dir oter?)» (S. 56); ««Pas froid?» «Ingün fraid» (che cha quai voul tuot savair)» (S. 58)⁴²⁶. Die Fokalisierung auf P_I findet ihre Fortsetzung und Steigerung in einigen Übergängen von der «Er»-Erzählung in die «Ich»-Erzählung: ««ella d'eira gnüda pro mai [...]» (S. 54), «Mo uossa cumainzan ils bös-chs am rier oura [...]» (S. 55), ««ella vain be tais nan, aint per mai [...]» (ibid.), «üna femna chi'd es gnüda pro mai, per ch'eu t'illa perchüra.» (S. 60).

Im folgenden einige Belege und Erläuterungen zu den skizzierten Einzelaspekten. Die (insgesamt geringe) *Kooperation* von P_I zeigt sich vor allem an den Bestätigungen-Übersetzungen, an der Selektion des zwischensprachlich Ähnlichen und am fragmentarischen Gebrauch des Französischen.

P_I trägt zur Überwindung der Sprachbarriere vor allem durch die Übersetzung-Wiederholung⁴²⁷ einzelner Segmente aus den Redebeiträgen von P₂ bei. Die kommunikative Funktion dieser Übersetzung-Wiederholung innerhalb der Antwort (Bestätigung, Verständnissicherung) wird von der Vorführung zwischensprachlicher Ähnlichkeit durch inszenierende, «sprachdidaktische» Selektion möglichst ähnlicher Einheiten seitens des Erzählers überlagert.

(4 a) «Pas mal, hein?»
«Nüglia mal, nüglia mal!» (S. 56)

(4 b) «C'est chaud, là-dedans?»
«Moo, vaira chaud, schi schi.»
«La nuit aussi?»
«Eir la not.»
«T'es sûr?»
«Sgürischem.»
«Pas froid?»
«Ingün fraid» [...] (S. 58)

(4c) «Du jambon?»
«Hai, schambun da l'on passà.» (S. 60)

Die hervorgehobene zwischensprachliche Ähnlichkeit ist offensichtlich vom Erzähler gesucht, der dabei gegen jede mimetische Plausibilität verfahren kann, wie bei der Herstellung einer *Homographie* welche die lautliche Ähnlichkeit eher verringert und nicht ins dialektale Profil der Reden von P_I passt: «C'est *chaud*, là-dedans?» / «Moo, vaira *chaud*, schi schi.» (4b)⁴²⁸. Im folgenden wird zur Herstellung einer möglichst weitgehenden Ähnlichkeit gegen grammatikalische Restriktionen (Adverb statt Adjektiv) verstossen:

(5) «Tuots duos?»
«Naturellement!»
«Hm, natüralmaing es quai be ün pa, mo lura...» (S. 58)

Die Verbindung von Bedeutungsäquivalenz und zwischensprachlicher Ähnlichkeit des Signifikanten, die bis zur Pseudo-Homonymie gehen kann, wird zum Anlass einer spielenden Reflexion über mögliche Tücken dieser «falschen Freunde». Diese Reflexion wird ansatzweise von P_I in Form von ironischen Zitat-Übersetzungen geleistet. Die Französin möchte, dass er fortfährt, an ihrem Fuss nach einem weiteren, inexistenten Dorn zu suchen:

(6) «J'sais pas, continue!»
«Uossa esa da cuntinuar a far la runa, oterche.» (S. 57)

Neben dem parodistischen Verfahren des modifizierten Zitats («cuntinuar a *lavurar*», Arbeit statt Eros, eine häufige Ausflucht von P_I) wird hier auch mit der Stillage gespielt: im Gegensatz zum auch unmarkierten «continuer»

ist «cuntinuar» gegenüber «far inavant» als schriftsprachlich, ja bildungssprachlich gehoben markiert. Ganz ähnlich verfährt P_I bei der Abwehr eines nicht annehmbaren Kompliments:

- (7) «Tu es magnifique.»
«Mo insomma, quant magnific chi'd es starana pür verer, chara leua.» (S. 63)

Auch hier dienen Übersetzung und rekontextualisiertes Zitat der ironischen «Rückgabe» des allzu hohen «magnifique» durch das entsprechende Lehnwort. Die Verbindung der bestätigenden Zitat-Übersetzung mit einer Reflexion zwischensprachlicher Differenzen lässt den Aspekt der Kooperation in den Hintergrund treten.

Schwierig zu entscheiden ist die Frage einer nicht nur reaktiv-bestätigenden, sondern *aktiven* Kooperation mittels bewusster Selektion zwischensprachlich ähnlicher Einheiten seitens von P_I. Das folgende Beispiel zeigt die Unmöglichkeit einer auf einzelne Ähnlichkeiten sich abstützenden Antwort auf diese Frage:

- (8) «Be spetta! Il prüm vast per aua, e lura faina la tschaina, e davo lascha be metter ad ir a mai la fatschenda.»
«Tü dis?»
«Mangiar.»
«Oh là là, il s'en connaît, lui! Tant mieux.»
«Piglia la comma e va sü pro la funtana per aua!»
«A la fontaine?»
«Schi, ed eu fetsch fö.»
«Très bien, je comprends; joli langage, ce romanche!» (S. 59)

In seinem ersten nicht nur reaktiven, erstmals Vorschläge enthaltenden Beitrag redet P_I, in der für ihn nicht untypischen Weise, unbekümmert über P₂ hinweg. Am deutlichsten zeigt sich dies in der ausgeprägt idiomatischen und kolloquialen Aufforderung: «lascha be metter ad ir a mai la fatschenda». Die Verständnisfrage von P₂ wird diesmal als Bitte um Reformulierung ernst genommen: im einzigen als *foreigner talk* interpretierbaren Beitrag des ganzen Dialogs reformuliert P_I seinen Vorschlag im zusammenfassenden Infinitiv «Mangiar!». Die sich mit dem Verständnis dieses Ordnungswortes ergebende starke situative Determination relativiert die verständnissichernde Funktion der Analog-Form «funtana»-«fontaine» und der (Pseudo)Homophonie «fö»-«feu»⁴²⁹. Zudem bedarf es im Falle die-

ser beiden synonymlosen Lexeme keiner besonderen Selektion seitens von P_I, die «Brücke» ergibt sich für ihn aus der Ähnlichkeit der beiden Sprachen. Dasselbe gilt für die ohne Bestätigung von P₂ verstandenen «pazienza» (S. 60), «Perche riasst?» (S. 62) und «Na ma chara, quist es per nus.» (ibid.), deren Verständlichkeit wie immer vom sprachlichen Kontext und der situativen Einbettung mitgetragen wird. Die trügerische Möglichkeit falscher Freunde scheint auch P₂ bewusst:

- (9) «Uschea, cun quist man, hai. Brava.»
«J'suis brave?»
«Mo, üna chara est.» (S. 63)

Ob P_I mit seiner «ausweichenden» Antwort den Schwierigkeiten einer Erläuterung der genauen Bedeutungsunterschiede und Verwendungszusammenhänge von romanisch «brav» und französisch «brave» ausweicht, ist nicht zu entscheiden.

Bei den vier Belegen für einen aktiven Gebrauch des Französischen durch P_I ist das Bemühen um Verständigung auffällig nebensächlich. Im ersten Fall haben wir die Adaptation eines euphemistischen Kraftausdrucks:

- (10) «Bain, scha tü voust propcha, schi eu nu sun neir da lain, sacranomdüblö!» (S. 58)

Die Dominanz der emotiven Funktion, die Expressivität der Adaptation ans Romanische («sacra-»), die Metagraphie («ü» und «ö» in: «düblö!») und der Kontext (am Ende eines für P₂ unmöglich verstehbaren Satzes) lassen hier den Aspekt des sprachlichen Entgegenkommens verschwinden. Im zweiten Beispiel haben wir eine Übersetzung als erklärende Apposition nach einer Frage:

- (11) «Na, na, quai es be ün püf.»
«Ce n'est pas un enfant?»
«Quai es ün utschè, ün uaso.»
«Ah, c'est un oiseau qui crie comme ça?» (S. 64)

Die eklatante «Einzelsprachlichkeit» des für P₂ garantiert unverständlichen «püf» («Eule») ist, zusammen mit der häufigen metaphorischen Bedeutung «püf»-«Tölpel», für die Komik dieser Stelle verantwortlich. Ihre Frage ist auch eine Verständnisfrage; P_I bemerkt ausnahmsweise, dass seine Erklärung mit dem Archilexem «utschè» («Vogel») ebenfalls unverständ-

lich ist, und doppelt mit der übersetzenden Apposition nach. Dieser kommunikative Beitrag wird vom Erzähler durch die, gegen die orthographische Norm verstossende, weniger Mündlichkeit als vielmehr «Ungebildetheit» konnotierende Transkription «uaso» in komischer Funktion⁴³⁰ vereinnahmt. Die letzten beiden Beispiele sind Zitate von Redebeiträgen von P₂⁴³¹ in einem «Selbstgespräch» von P₁:

(12) Minchatant schmacha el aint il fain chi crouda our dals piz dals pons e fa pajaglia: «Ça pique!»
Lura piglia el ün tschüf aint in man, tira aint l’odur e ria darcheu:
«Ça sent bon!» (S. 68)

Als Beispiele von *Kooperationsverweigerung* seitens von P₁ sind Verständnisverweigerung, negative Reaktionen auf Verständnisfragen und verweigerter Fremderleichterung zu erwähnen. Die Verständnisfragen von P₁ können auch als mimetische *effets de réel* gelten, die plausible Lücken in den Französischkenntnissen des Bauern zeigen.

(13) «Tü es fâché?»
«Co hast dit?»
«Tu t’en vas?»
«Na na, eu stun quia.» (S. 59)

Andrerseits ist sein Nicht-Verstehen in einigen Fällen so überraschend⁴³², dass es sich als Vorwand interpretieren lässt, als Zurückweichen vor ihren Verführungversuchen. Nach dem herausgezogenen Dorn will sie, dass er sie weiter «untersucht»:

(14) «C’est déjà fini?»
«Hai.»
«Dommage.»
«Co disch?»
«Il y a encore une.» (S. 57)

Auch das Nicht-Verstehen ihrer Frage, ob man in den Heuhaufen ein Loch machen könnte, lässt sich als Abwehrversuch deuten:

(15) «Dis donc, on y pourrait faire un trou?»
«Co dist?»

«Pour dormir là-dedans?»
«Moo, quai as faja minchatant.» (S. 58)

Die auffälligste und häufigste Form unaufgefordert geleisteter Kooperation seitens von P₁ bei der Überbrückung der Sprachdifferenz ist die Verbindung von Übersetzung und Wiederholung als Antwort. Auch sie ist aber äusserst lückenhaft und nicht immer freiwillig.

(16) «Tu m'aimes pas?»
«Mo schi schi, vaira gugent.»
«Un peu?»
«Hai, hai, ün paet.» (S. 56)

Sein Ausweichen vor der als peinlich empfundenen Frage zeigt sich auch in der Vermeidung der «Analog-Form» («aimer»-«amar») zugunsten des im Romanischen normgerechteren, für P₂ aber unverständlichen, «avoir gugent»⁴³³. Zur Bestätigung der Rückfrage von P₂ geht P₁ zwar von einer «Analog-Form»⁴³⁴ aus, zeigt aber seine Retizienz durch die im Diminutivsuffix: «ün paet», das semantisch wie ikonisch (durch Verringerung der Ähnlichkeit zu «un peu») sein Zurückweichen markiert. Noch auffälliger ist die Nicht-Kooperation bei den beiden nächsten Verständnisfragen⁴³⁵:

(17) «Tü m'hast üna bell'idea, fini, quia vain uossa fatta üna runa.»
«Quoi?»
«Üna runa ta dia, üna pruna fain uschea.» (S. 56)

Die emphatische Wiederholung des bereits Gesagten: «ein X, *sage ich dir*» suggeriert die falsche Annahme akustischer Ursachen des Nicht-Verstehens, ein Indiz dafür, dass P₁ momentan vergisst, dass P₂ nicht romanisch kann. Dieses für Sprecher einer Kleinsprache umso unwahrscheinlichere Vergessen der Sprachbarriere ist ein beliebtes Verfahren zur Erzeugung komischer Nicht-Dialogizität⁴³⁶. Seine Selbstkorrektur in erklärender Apposition: «Üna runa... *üna pruna fain uschea*», ist nur dann einigermaßen plausibel, wenn deiktisches «uschea» («so») eine entsprechende Geste kommentiert. Im nächsten Beispiel verweigert P₁ die Beantwortung der Verständnisfrage:

(18) «Mo tü am est ün raischen, tü!»
«Tu dis?»
«Nüglia, nüglia...» (S. 57)

Diese Verweigerung kann auf die schwierige Paraphrasierbarkeit der «witzigen» Metapher («raischen»-«Schweinelaus») zurückgeführt werden oder auf die willkommene Gelegenheit, die unverstandene Beleidigung «wegzureden». Dem Leser macht sie deutlich, wie P₁ über den Kopf von P₂ hinweg mit ihm als kompetenten Dritten kommuniziert.

Für die fehlende Rücksichtnahme auf die Inkompetenz von P₂ finden sich in den Redebeiträgen von P₁ viele Indizien: Wiederholungen des Unverständlichen als Antwort auf eine Verständnisfrage, Metaphern wie «raischen», komplexe Adjektivierungen vom Typ: «la sarà amo secha e starva» (S. 61), Variierungen: «ün pa» («un peu»), «ün paet» (S. 56), «ün zich» (S. 60), expressive Pejorative wie «cuz» (S. 61) statt des für P₂ verständlicheren «let» («lit»). Dazu kommen Fachbegriffe aus der romanischen Bauernsprache, idiomatische Wendungen, rhetorische Figuren, die P₂ «ausschliessen». Die Aufzählung und Beurteilung solcher Indizien muss allerdings mit der starken Situationsverschränkung dieses häufig handlungskommentierenden Dialogs rechnen.

(19) «Oh là là, le tas d'foin! Çe (sic!) reste comme ça?»
«Na na, il prüm esa amo da raduondar, uschea, vezzast, lura as stoja pettnar ün zich, raschlar insembel ils flus e metter suravia per cha la plövgia nu possa tras. Uschea, guarda qua, uossa esa lura glüvrà.» (S. 58)

Die Unverständlichkeit von Fachterminologie («raduondar», «raschlar insembel ils flus») und Metaphorik («pettnar ün zich») in der Benennung der einzelnen Arbeitsgänge⁴³⁷, wird durch deiktische Hinweise auf deren simultane Vorführung («uschea, vezzast», «Uschea, guarda qua») teilweise kompensiert. Dieses Wechselspiel von Benennen und Zeigen verdeutlicht die Doppelung der Adressanten von P₁, der sich und dem Leser die Terminologie, P₂ die Handlung «vorführt». Fehlende Bemühung um Fremderleichterung zeigen nicht nur Sätze, die er auch im Selbstgespräch vor sich himurmeln könnte: «Spetta, i sto esser amo ün toc tuorta, in alch s-charnütsch.» (S. 61), sondern auch «direktive Sprechakte» (cfr. Wunderlich 1976:77), auf die P₂ mit einer Handlung reagieren soll: «Ve nan, lascha toccar il chatschöl!» (S. 61), «Schi ve nan, ch'eu at plaj aint cun quist pon» (S. 63). Auf ihre Frage, ob sie gut reche, erwidert er mit

einer Bestätigung und einer ironisch als geringfügig dargestellten Korrektur:

(20) «Pas mal, hein?»

«Nüglia mal, nüglia mal!» Be cha tü stoust raschlar aval e nüglia amunt! Uschea, tschütta!» (S. 56)

Die unverständliche Anweisung, auf die das «Vormachen» folgt, enthält einen entblössenden Witz bei dem die «Erfahrenen» (P₁, Leser) über das unerfahrene Opfer (P₂) lachen⁴³⁸. Die Missachtung der Inkompetenz von P₂ in den Redebeiträgen von P₁ zeigt sich in sehr verschiedenen Situationen. Interessant ist die folgende Aufforderung zur Schweigsamkeit:

(21) «E cha tü tegnast il pical, eu nu vögl nimia gnir aint illas leuas.» (S. 59)

Metapher: «tegnast il pical» («den Schnabel halten»), Metonymie und Idiomatismus: «gnir aint illas leuas» («in die Zungen kommen» für: «Gegenstand des Dorfklatsches werden») machen diese Aufforderung für P₂ völlig unverständlich. Allerdings ist hier die Unverständlichkeit nicht nur sprachlich bedingt, für die Fremde wäre auch der verstandene Inhalt dieser Aufforderung in seinem Sinn wahrscheinlich «unverständlich».

Zögernde bis verweigernde Kooperation von P₁ bei der Überbrückung der Sprachdifferenz ist nur ein Aspekt seines dialoghemmenden Verhaltens, das durch reaktives Abwarten, Zurückhaltung, Verzögerung, Abschwächung und Strategien zur Verhinderung weiterer Redebeiträge gekennzeichnet ist. Dazu gehören, um nur ein Beispiel zu geben, das «Moo» und die abschwächende Wiederholung der Bejahung:

(22) «T'es pas content?»

«Moo, schi schi, tuot cuntaint, perviadaquai» (che füssa stat da dir oter?) (S. 56)

Das retardierende «moo», das zusammen mit der Wiederholung des «schi» zugleich beschwichtigt und die rhetorische Annahme der Frage nur teilweise widerlegt⁴³⁹, wird hier durch das explizite «tuot cuntaint, perviadaquai» zum deutlichen Indiz von Relativierung, Abschwächung der Euphorie und widerwilligem Zugeständnis. Die auffällig häufigen Wiederholungen⁴⁴⁰, mit denen P₁ seine Antworten einleitet, zeigen wie emphatische Bestätigung und vorschnelles, übereifriges Zugeben zu den «Abbruchsstra-

tegien» gehören, mit denen weitere Redebeiträge abgeblockt werden sollen. «Bun, bun, tuot in uorden; mo uossa sto eu lavurar [...]» (S. 56) ist nur der deutlichste Fall.

Die Französin (P2) zeigt sich als eigentliches Kommunikationstalent, vor allem auch im Verstehen. Ihr äusserst souveräner Umgang mit den obstinat einsprachigen Beiträgen von P1 zeigt sich unter anderem darin, dass sie auf das Verständnis einzelner Beiträge grosszügig verzichtet und bei der unzureichenden Beantwortung ihrer (wenigen) «Verständnisfragen»⁴⁴¹ nie nachfragt. Ein gegenüber nicht-fiktiven Dialogen geringerer Anteil an «Prozeduren der Verständnissicherung» ist, laut Wunderlich, ein allgemeines Kennzeichen fiktiver Texte⁴⁴², kann also nicht als besonderes Indiz von Anti-Realismus in Bierts *La runa* gewertet werden.

Das Französische von P2 ist durch die gegen orthographische Normen verstossende Simulation gesprochener Sprache – vor allem durch Phonemdetraktion: «j't'ai cherché» (S. 56), «c'travail-là» (ibid.), «j't'aime» (ibid.), «j'suis» (S. 63) – graphostilistisch markiert. Daneben finden sich auch funktionslose Abweichungen⁴⁴³. Kooperation und Kooperationsverweigerung im asymmetrischen zweisprachigen Dialog sind bei der gegebenen Thematik von Verführung und Initiation keine einfachen Gegensätze und lassen sich nicht direkt mit binären Oppositionen im Bereich der Konnotation verbinden. Eine psychologisch orientierte Interpretation hat mit der von Weber festgehaltenen Ambiguität der Kooperationsverweigerung zu rechnen: «Häufig wird Kooperationsverweigerung vom Sprecher als Aufforderung zu verstehen sein, durch sozio-emotive Zuwendung Interaktionsbarrieren abzubauen und somit einen möglicherweise emotional bedingten Barrierezirkel zu durchbrechen» (1988:12). Die Frage nach der Plausibilität dieser Kooperationsverweigerung ist als Frage nach dem Verhältnis zu nicht-literarischen, «asymmetrischen» Dialogen schwer zu beantworten. Neben dem allgemeinen Trend zur Kooperation durch Fremderleichterung stösst die empirische Gesprächsanalyse durchaus auf Fälle von Kooperationsverweigerung⁴⁴⁴. Der deutlichste «unrealistische» Aspekt dieses Dialogs, das Verständnis ohne Fremderleichterung, wird durch die Funktion para- und nonverbaler Kommunikationselemente⁴⁴⁵ etwas abgeschwächt. Der Bezug zur Wirklichkeit ist allerdings weniger wichtig als derjenige zum Topos des alle auch sprachliche Grenzen überschreitenden Eros.

IV.3.2. Komik des dialogischen Scheiterns: Victor Stupan, *Eulalia* (1982)

Victor Stupans *Eulalia m'ha guardà cun tschera pechadusa, bunatscha...* liegt in zwei Fassungen vor, als Erzählung (1982) und als Hörspiel (1979),

wobei das Hörspiel als dramatisierte Fassung einer älteren Erzählung präsentiert wird⁴⁴⁶. Es geht darin um einen romanischen Bauern, der ohne Überzeugung und gegen den Willen seiner Frau seinen «Hof»⁴⁴⁷ zum Verkauf ausschreibt und daraufhin von äusserst aufdringlichen Kaufwilligen aus mehreren Ländern derart bedrängt wird, dass er sein Vorhaben, zur Freude seiner Frau, schliesslich aufgibt.

Gegenstand der Erörterung sind hier nicht die «Transpositionen»⁴⁴⁸ von der Erzählung zum Hörspiel, sondern nur die Unterschiede der Dialoge zwischen dem Bauern und seinen anderssprachigen Partnern. Im Zentrum dieser Dialoge steht die Figur des «Missverständnisses» aufgrund zwischensprachlicher (Pseudo)Homonymie. Die Funktion dieser Dialoge ist vom Bezug zu ihrem «Rahmen» wesentlich mitbestimmt, weshalb sich einige Bemerkungen zu den Auswirkungen der «Transpositionen» aufdrängen.

Auf die Veröffentlichung eines Inserats hin wird der Bauer zunächst von drei Telephonanrufen aus dem Bett geholt. Die Sprachen der Dialogpartner wechseln von Französisch zu Deutsch zu Englisch in der Erzählung, von Deutsch zu Französisch zu Englisch im Hörspiel. Der Wechsel der Reihenfolge dürfte durch den Adressatenwechsel des Textes bedingt sein, durch Rücksicht auf die Kinder, die zuerst mit der bekannteren Fremdsprache konfrontiert werden sollen.

(1: Erzählung):

Cun ir zoppiond da s-chala giò, strusch'oura la tschierpla da l'ögl dret, lura piglia il trombin in man:

«Hallo!»

«Comment allo, qui parle?»

«Che kiplar? Carlin es al telefon.»

«Monsieur, j'achète...»

«Co, mösa dscheta?»

«Isch kafen of...»

«Cafè ed ovs? Mo uossa lura basta! Sch'El es plain sco üna müla, schi cha'l tschercha ad ün plü pluffer co eu chi Til spisgiainta a mezza not cun cafè ed ovs.»

Eu n'ha pendü sü il trombin e sun i darcheu in let, rabgiantà sco'n verm. (1982:106)

Der aus dem Schlaf geschreckte Bauer (P1) schätzt Anlass und «Rahmen» der Kommunikation völlig falsch ein, merkt nicht, dass sein Partner (P2) eine andere Sprache spricht⁴⁴⁹, und macht so jede Verständigung unmöglich. Ein klares Indiz für mangelndes Entgegenkommen sind die aggressiv

fragenden «Rückgaben» (X/Was «X»?) beider Partner. Die Wortgrenze verwischend, missversteht P_I die Frage «qui parle?» als verunstaltete Form seines Namens. Die Transkription von «qui parle?» als Metagraph: «kiparl»⁴⁵⁰ verdeutlicht die Verkennung der Fremdsprache und macht den Satz zum Paragramm von «Carlin». Auch der nächste, allerdings abrupte Beitrag von P₂: «Monsieur, j'achète [...]» wird aufgrund einer über die Wortgrenze und durch Silbenersetzung hergestellten lautlichen Ähnlichkeit zu romanischem «mösa dscheta» («kalter Brei»). Daraufhin versucht es P₂ mit Deutsch, das er richtigerweise als gemeinsame Zweitsprache vermutet, aber so schlecht beherrscht, dass er am Zustandekommen des letzten Missverständnisses kräftig mithilft. «Isch kafen of» (Ich kaufe den Hof) wird als «café ed ovs» missverstanden, wobei eine Realisierung «kafèn» das Missverständnis etwas plausibler machen könnte. Die Komik resultiert aus dem besonders aktiven Beitrag des romanischen Hörers P_I am Missverständnis⁴⁵¹, das vor allem im Nicht-Erkennen der andern Sprache in ihrer «Fremdheit» beruht. Akzentuiert wird diese Komik des Missverständnisses durch die Herabsetzung des offiziellen Gegenstandes des Verkaufes durch den alltäglichen des Essens und durch die aggressive Unbeirrbarkeit des Bauern, der das selbstverschuldete Scheitern der Kommunikation schliesslich der Trunkenheit seines Partners zuschreibt.

Im Hörspiel figuriert der Dialog mit dem Franzosen an zweiter Stelle, hat einen Turn weniger und einige weitere Abweichungen, wie diejenige im deutschen Satz: «Isch kafen of» (E:1982), «Oui, oui, Monsieur Carlin, Ik will ihr kafen ... of!» (H:1979)⁴⁵². Die Modifikation zeigt, dass die Häufung von Xenismen in komischer Funktion keine Rücksicht auf realistische Plausibilität nimmt. So lässt sich die Wortstellung «Ik will ihr kafen ... of» auf keine Interferenz des Französischen zurückführen, ist also gegen jede Wahrscheinlichkeit einfach auffällig falsch.

(2: Erzählung):

«Hallo», n'haja dat ün braj pel trombin aint.

Da dalöntsich dalöntsich n'haja dudi üna vusch:

«Guten Abend Herr Jaschen Garlin.»

«Jachen Carlin, bitte!»

«Nah, gut, ja! Also Jatschen! Sie haben einen Hof zu verkaufen.»

«Ja, das ist richtig, aber sagen Sie, lieber Herr? Woher läuten Sie mir an? Es tönt, als wären Sie auf dem Mond.»

«Ne, ne, so weit nicht! Aber von Hamburg.»

«Um Himmels Willen, von Hamburg? Das ist ja ... warten Sie einmal ... das ist ...»

«In der Bundesrepublik.»
 «Ja ... und was wünschen Sie denn?»
 «Ich möchte doch Ihren Hof kaufen.»
 Per pacas am vessa pers via. Avant quatter uras d'eira cumparü
 l'inserat e fingà telefonaiva ün our da Hamburg.
 «Sagen Sie mir, guter Mann zuerst, woher Sie erfahren haben, dass
 ich meinen Hof verkaufe.»
 «Ach, Herr Jatschen ...»
 «Jachen, nicht Jatschen ...»
 «Also, Herr Jatschen, wir haben doch unsere Gewährsleute in der
 Schweiz.»
 «Ahà ... ja ... und jetzt möchten Sie den Hof kaufen ... nur so ...
 mir nichts ... dir nichts ... um Mitternacht ... am Telefon ...?»
 «Ja.»
 «Sie haben den Hof nicht einmal gesehen, kennen den Preis nicht.
 Er ist teuer ... teuer ... sage ich Ihnen.»
 «Spielt keene Rolle, ich kaufe alles, zu jedem Preis.»
 Giò da chombra n'haja dudi alch svutrada. Annatina s'varà vouta
 aint in let. Lura ha'la dat ün tuoss, da quai mez stit, ed eu n'ha dat
 üna sgrischida ... forsa pervi dal afraid o chi sa perche, e clomà ad
 ota vusch: «Neinei ... neinei ... so rasch schiessen die Preussen bei
 uns nicht. Kommen Sie morgen vorbei», e n'ha pendü sü.
 «Vulaiva inchün cumprar ti'acla?», ha dumandà ma duonna, cur
 ch'eu sun stat aint in let.
 «Na na, ün stuorn, colliaziun fosa», n'haja schmanzögnà.
 (1982:106f.)

Die Kooperationsbereitschaft von P₁ ist dadurch in Frage gestellt, dass er seinen Ärger über den ersten Anrufer auf den zweiten überträgt und sein «Hallo» in die Muschel *schreit*: ««Hallo», n'haja *dat ün braj*». Entsprechend ist auch seine Reaktion auf den phonetischen Xenismus, der die Aussprache seines Namens durch P₂ als «Jaschen Garlin» kennzeichnet. Statt der angebrachten «Fehlertoleranz»⁴⁵³ besteht P₁ auf die Korrektur, die P₂ misstrauisch: «Nah, gut, ja!» (1982:107) und «Na, also, [...]» (1979:7) und erfolglos versucht, indem er sein abweichendes «Jaschen» durch nicht weniger abweichendes «Jatschen» ersetzt⁴⁵⁴. Die Abfolge Xenismus – Korrektur – erfolgloser Integrationsversuch der Korrektur wiederholt sich; die kommunikativ sinnlosen Korrekturen gehören auch zu den Verzögerungs- und Ablenkungsmanövern, durch die der Bauer das Verkaufsgespräch in Richtung Konversation abzulenken versucht. Dazu gehören auch seine

umständlichen Fragen nach Nebensachen, die dem komischen Topos des Bauern als staunenden «Hinterwäldler» entsprechen⁴⁵⁵. Der Xenismus im Namen ist nicht nur komisch – er findet sich unter deutlicherer phonographischer Modifikation auch in der Rede des Engländers: «Mister Cärlain!» (1982:110), «Mister Carline» (1979:9) – er wird zum Symbol einer bedrohlichen «Verfremdung» der vom Namen verbürgten sozialen und persönlichen «Identität»⁴⁵⁶. Die Redebeiträge des Deutschen lassen seine Ungeduld, seinen Unmut über die «ablenkenden» Fragen erkennen: «Ich möchte doch [...]»; «Ach, Herr Jatschen [...]», «Also, Herr Jatschen [...]». Der Deutsche setzt sich gegen alle Ablenkungen und Einwände durch («ich kaufe alles, zu jedem Preis») und lässt dem Bauern schliesslich nur noch die vage Ausrede durch die Redensart, mit der er die Verhandlung ohne Begründung vertagt.

Die deutschen Dialektismen in der Rede von P2: «Ne, ne,», «Spielt keene Rolle.» (1982:107), deutlicher und «berlinernd» im Hörspiel: «Juten Abend», «unsere Jewährsleute», «Spielt kene Rolle nicht» (1979:7f.)⁴⁵⁷ verstärken die «Fremdheit» der von P1 relativ gut beherrschten Zweitsprache und machen auch das Gesprächsverhalten des Deutschen zur «Zumutung». Die deutschen Beiträge des Bauern sind durch schweizerdeutsche Dialektismen: «Ums Himmels Willen», «Neinei ... neinei ...», weniger klar: «Woher läuten Sie mir an?» und durch schwer fassbare, nicht eindeutige Lehnübersetzungen romanischer Syntagmen vom Typ: «nur so» («be uschea»), «von Hamburg» («da Hamburg»)⁴⁵⁸ gekennzeichnet. Mit einer romanisierenden Metagraphie: «Ahà» und einer falschen Schreibung: «Ums Himmels Willen»⁴⁵⁹ akzentuiert der Erzähler die konnotierten «Bildungsdefizite». P1 und P2 entfernen sich von der standarddeutschen Norm in «entgegengesetzte» Richtungen und akzentuieren den Kontrast zwischen bundesdeutschem Dialekt und schweizerischem «Romanendeutsch».

(3: Erzählung):

Ün duos trais suna our d'let, giò'l plan suot e tegn darcheu il trombin in man.

«Mo laivat propcha am far gnir our d'sen, our d'clocca?», duna duos tasens pel telefon aint.

«No... no... not seven o'clock... it's half past one. I shoult like to bay...»

«Che schutlaic... tsching tschang tschung, crajaivat ch'eu venda mi'acla ad ün Chinois. Quai gnanca nu vain in dumonda», e sü cul trombin. Mo listess m'haja parü da dudir alch blastemma da tschella vart dal telefon. (1982:108)

Die angestauten Aggressionen des Bauern entladen sich auf seinen dritten Dialogpartner. Er wird in Form einer rhetorischen Frage auf romanisch zurückgewiesen, nimmt unsinnigerweise an, der Bauer rede englisch und interpretiert «sen, our d'clocca» aufgrund lautlicher Ähnlichkeit als «seven o'clock». Im Hörspiel ist dieser Turn ersetzt durch: «Che hast dit? Mo crajast...»/«No, no, I don't cry, [...]» (1979:9). Lautliche Ähnlichkeit und Personenwechsel «crajast»/«I cry» suggerieren hier einen möglichen «Verschnitt der Paradigmen» der beiden Verben zu einem spielerisch reizvollen «I cry», «tü crajast» oder eben «eu craj», «you cry». Ob das falsche Englisch: «I shoult like to bay» als beabsichtigte Imitation einer Inkompetenz der Figur zu verstehen ist, bleibt auch nach der Korrektur der falschen Graphie: «I just should like» (1979:9) ungewiss. In Überschätzung der im ersten Dialog unterschätzten Fremdheit hält P_I Englisch für Chinesisch. Die fragend aggressive Wiederholung eines Teils der Äusserung von P_I in Metagraphie: «shoult like»/«Che schutlaic» (1982:108), beziehungsweise die Wiederholung mit phonetischer Modifikation: «Tschutlaic... tschutlaic...» (1979:9) karikiert die Unverständlichkeit der Rede des Partners und bildet eine Art Vorstufe zur sinnleeren, pseudo-chinesischen Floskel «tsching tschang tschung»⁴⁶⁰. Mit dem obstinat romanischen Rest der Antwort und dem abrupten Auflegen findet der «unmögliche Dialog» seinen Abschluss.

Auf die drei Telephondialoge folgt ein vierter, an der Haustüre:

(4: Erzählung):

«Buona sera, buona sera, signor Carlin.»

«Aha, Talians» pensa, «qua esa da star alert.» Mo eu respuond:

«Che, buona sera, piuttosto buon giorno.»

Cun quai sun mias cugnuschentschas dal talian exaustas ed eu cuntinuesch per rumantsch:

«Meis signuors, id es tantüna las trais la daman. Che laivat vaira-maing da quistas uras?»

«A caro signor Carlino! Vogliamo comprare... Of... Of.»

«Eir vus, cha'l diavel as porta giò l'infiern e ch'el as tegna cagiò fin al di dal güdizi.»

I han fat duos pass inavant, sco per am sforzar da tils laschar gnir aint. Eu m'ha miss cullas chommas sbrajazzadas davant els, fond finta dad esser il plü curaschus dal muond, cumbain chi'm tremblaiva la schnuoglia.

«Tadlai», tils n'haja dit, «scha vus nu bandunaivat subit ma chasa, schi as schlupetta sül lö, sco duos margnacs», ed eu n'ha trat meis revolver.

«Ma chasa es vnala be daman a bunura, tanter las ot e las nouv.»
 Perche ch'eu n'ha dit sco duos margnacs, nu saja plü, mo eu craj
 cha quai haja fat impreschiun.
 Id han fat mezza vouta. Ün ha dit: «Andiamo!» e tschel: «è
 matto!» e sun its. (1982:108f.)

Die Reaktion von P₁ auf die Tatsache, dass P₂ italienisch spricht: «Aha, Talians» pensa, «qua esa da star alert»⁴⁶¹ zeigt, wie sich ein konnotativer Signifikant «Nationalsprache» auf die Kommunikation auswirken kann. Der «Inhaltssinn»⁴⁶² verdichtet sich hier zum Vorurteil des betrügerischen bis gefährlichen Charakters aller Italienischsprechenden; eine ironische Überzeichnung eines verbreiteten Stereotyps. Im bekannten Verfahren (cfr. 1) der aggressiven «Rückgabe» (X/Was «X»?) korrigiert hier der Bauer den Gruss «buona sera» als unpassend. Nach seiner ersten Antwort auf italienisch wechselt er mit der Begründung ausgeschöpfter Italienischkenntnisse auf Romanisch, was so wenig plausibel ist, wie die Tatsache, dass die Italiener Romanisch bestens zu verstehen scheinen. Auch im Hörspiel wechselt der Bauer an dieser Stelle die Sprache, hier aber – selbstverständlich – ohne Begründung. Wie bereits der Franzose (1) braucht auch ein Italiener Deutsch als «Brückensprache», auch er scheitert am Hauchlaut von «Hof» und spricht von «Of». Die nächsten beiden Beiträge stammen vom Bauern, eine Verwünschung und eine Morddrohung, deren Komik sich auch aus der Unbekümmertheit herleitet, mit der sich dieser nicht um die Verständlichkeit seiner Reden kümmert und sich autistisch und zugleich leserorientiert sprachlich «austobt». Die Drohgebärde mit dem Revolver führt dazu, dass der Bauer für verrückt gehalten wird: «è matto!». Trotzdem wird die Angabe eines Termins für Verkaufsverhandlungen, mit der er den Dialog beendet, ernst genommen (P₂ erscheint). Im Hörspiel nennt der Bauer keinen neuen Termin und schießt mit dem Revolver in die Luft.

(5: Erzählung):

«Eu'm tschaint sül banc davant porta e prouv da metter in uorden
 meis impissamaints, cur ch'üna gruppa dad homens vain dal præ
 sü:

«Bun di, bun di sar Carlin...»

«Wir möchten Ihren Hof...»

«No, no, no voliamo noi... noi voliamo comprare...»

«Mais non, Monsieur, nous étions les premiers...»

«I offer you very much...»

«Ich doch noch mehr...»

«Eu...»
 «Tü...»
 «Sar Carlin, ch'El dett'a mai, ad ün rumantsch!»
 «Non, non, Monsieur, c'est pour moi, n'est-ce pas?»
 «I am a very good friend of you! Mister Cärlain!»
 «[El cugnuoscharà bain a seis paraint, sar Carlin]!»
 «E lura nus pajain contant...»
 «Ogni prezzo... ogni prezzo...»
 «Der Preis spielt überhaupt keene Rolle nicht!»
 «Quia...», ed el muossa ün plic da bancanotas... ter gross.
 [...]
 «Meis signuors, vus eschat tuots massa tard. Eu n'ha vendü ma chasa avant ün quart d'ura», schmanzögna sainza gnir cotschen. I sun its sainza dir adieu. (1982:110)

In diesem Dialog erreichen die klimaxartig gesteigerte Aufdringlichkeit der Fremden und die Abwehr des Bauern ihren Höhepunkt. Die Kopräsenz der Dialogpartner der Einzeldialoge 1–4 nebst weiterer, neuer Teilnehmer schafft eine neue Konstellation, in der die einander konkurrierenden Sprech-Handlungen von P₂-P_n den Bauern P₁ von einer unmittelbaren Reaktion entbinden und ihn zum textinternen «Zuschauer» der mit einer Schlägerei endenden Szene machen⁴⁶³. «Eu, stut sco'l giat da Flurin, n'ha sco pers la leua e, nu sentind ne dovair ne bsögn da m'intermetter in lur affars persunals, nu poss impedir chi cumainzan a's baruffar.» Dem Tumult der Schlägerei geht ein sprachlicher Tumult voraus; der mit zwei Ausnahmen («Eu...»/«Tü...»/«Sar Carlin...») durchgehende Wechsel der Sprache zwischen den Beiträgen, die Aposiopese als Indiz, dass sich die Teilnehmer «ins Wort fallen», die Versuche, die Wirkung des jeweils vorangegangenen Redebeitrags durch beschwörende Widerrede oder Übertrumpfung zunichte zu machen, kennzeichnen dieses auf die phatische Funktion reduzierte «Marktgeschrei». Sprachwechsel, Unterbrechung, Wiederholung, Redundanz, unsinnige Argumentation («nous étions les premiers», «ch'el dett'a mai, ad ün Rumantsch» («geben Sie ihn mir, einem Romanen»), «I am a very good friend of you») machen jede Antwort des Bauern überflüssig und erlauben ihm die Machtrolle des verachtend unbeteiligten Zuhörers und Zuschauers. Schliesslich entledigt er sich der als «fetscha» («Pack») bezeichneten Gruppe potentieller Käufer; der Sinneswandel ist vollzogen, mit der Erklärung der Unverkäuflichkeit des Hofes ist das Happy-End perfekt.

Die Möglichkeit der Dramatisierung dieser Erzählung ist offensichtlich. Die Grundsequenzen der «Fabula»: Irrtum (Entscheid zu verkaufen) –

Strafe (Herbeigerufenes wird zum Fluch) – Einsicht und Wiedergutmachung lassen sich sehr leicht in verschiedene Dialoge umsetzen. Diese wiederum stehen als Formen des sprachlichen Tausches zum Grundthema des Textes, dem Wertetausch (Hof gegen Geld), nicht nur in einem logisch-kausalen, sondern auch in einem analogischen und symbolischen Zusammenhang. Die Aufnahme von Verkaufsdialogen mit Fremden führt zum Abbruch des «intimen» Dialogs zwischen dem Bauern und seiner Frau. Der sehr markante Register-Unterschied zwischen der Rede des Bauern und der betonten Schriftsprachlichkeit seines Inserat-Textes präfiguriert innerhalb des Romanischen den symbolfähigen Zusammenhang zwischen fremdsprachlichem Reden und *Entfremdung* im doppelten Sinne der Entäusserung des Hofes und des intim-sozialen Sich-Fremd-Werdens. In der Erzählung ist der Bauer stolz auf sein Inserat, weil es der erste von ihm stammende gedruckte Text ist und weil er dessen Stil aufgrund der Lexeme «accessibel» und «infrastructura» für «elevà», «gehoben» hält⁴⁶⁴. Im Hörspiel ist der Gegensatz zwischen mündlichem und schriftlichem Sprachgebrauch des Bauern ausgebaut. Der Text beginnt damit, dass der Bauer einen Brief an den Zeitungsredaktor schreiben will und dabei vor lauter Bemühen um einen «hohen» Stil, das Wort «redactur» (Redaktor) mit «redentur» («Erlöser») verwechselt und bei der «discreta stima» («Hochachtung») sich nur an «alch cun dis...» («etwas mit dis...») aus dem Brief eines Notars erinnert und zwischen «discreta» und andern «Dis»-Wörtern mit ganz anderer Bedeutung schwankt: «Distant... abà... dispers... disfat... distais... disturbi... dispet?» (1979:2). Das komische Stereotyp der «Verdrehung» bildungssprachlicher Wörter durch Ungebildete, häufig durch Bauern, ist hier eine Vorwegnahme seiner Unfähigkeit im Umgang mit Fremdsprachen. Damit wird das Scheitern der zwischensprachlichen Dialoge zum Vehikel der heimatliterarischen Ideologie dieses Textes: die Bindung des Bauern an seinen Hof ist so natürlich und unüberwindlich wie diejenige an seine Muttersprache.

Die Dialoge machen einen grossen Teil der die Fabel konstituierenden «Handlungen»⁴⁶⁵ aus; wir könnten von einer «Diskurs-Fabel» reden, die um dialogisches Gelingen und vor allem um dialogisches Scheitern kreist. Der Reiz dieser Dialoge, die Komik des durch sprachliche «Missverständnisse» bedingten dialogischen Scheiterns, beruht auf häufigen Stereotypen der Sprachkomik. In Komödie, Farce und Schwank weit verbreitet ist die Figur des obstinat einsprachigen Bauern, der alles «Bildungs- und Fremdsprachliche» durch Wortverdrehungen, Ausblendungen und Umdeutungen zu verständlichem Unsinn oder unbewusst sehr pertinentem Gegensinn macht⁴⁶⁶. Die Pseudo-Homonymie, das auf zwischensprachlicher lautlicher

Ähnlichkeit beruhende «Missverständnis» ist in vielen Gattungen immer wieder zu finden⁴⁶⁷; seine Faszination beruht auf der Möglichkeit, das sprachlich Arbiträre durch Ikonisches, das Konventionelle durch Natürliches zu unterlaufen und damit letztlich die Natur gegen die Kultur auszuspielen. Hier ist die Quintessenz keine befreiende, sondern eine konservative und bestrafende: der das «Fremde» gerufen hat, wird von ihm überannt und findet so zum einzig richtigen Abwehrverhalten zurück. Diese betont heimatliterarische Moral droht allerdings hinter der im Vordergrund stehenden, einfachen Komödie der Mehrsprachigkeit zu verschwinden.

IV.4. Funktionen der Mehrsprachigkeit in poetischen Texten

Auf poetische Texte bezogen stellt sich die Frage nach Funktionen transkodischer Markierungen verschiedenster Art als Frage nach der Signifikanz ihrer Beziehungen zu den in poetischen Texten in markanter Häufung auftretenden, lautlich-graphischen, rhythmischen, prosodischen Parallelismen und (Teil)Äquivalenzen. Da diese in signifikante Beziehungen zur semantisch-inhaltlichen Ebene treten, muss danach gefragt werden, wie sich die von transkodischen Markierungen hergestellten oder gestörten formalen Äquivalenzen zum Inhalt einzelner Verse und schliesslich zum Sinn des ganzen Textes verhalten. Die wichtigste Figur der traditionsverhafteten romanischen Dichtung ist und bleibt der Reim⁴⁶⁸. Transkodisch markierte Reimwörter können zu unvollständigen lautlich-graphischen Entsprechungen führen, die in Reiminventaren erfasst und gegliedert werden können. Interessanter als die blosser Auflistung und Einordnung dieser «Unreinheiten» ist die Frage nach ihrer Funktion und «Ausstrahlung» als *Reimspiele*, die mit *Wortspielen*⁴⁶⁹ verbunden sein können.

Mehr- und gemischtsprachliche Reim- und Wortspiele können in poetischen Texten vereinzelt als isolierte Stilmittel mit relativ geringer kontextueller «Ausstrahlung» auftreten, sie können aber auch gehäuft vorkommen und zu grundlegenden Verfahren ganzer Texte werden. Dies geschieht etwa in Dichtungen, die zwischen einzelnen Versen oder Versgruppen systematisch die Sprache wechseln, oder in solchen, in denen zwischensprachliche «Ungereimtheiten» zum Indiz eines konfliktuellen Sprach- und Kulturkontakts werden. Viele und variantenreiche Beispiele für solche Dichtungen, deren Zugehörigkeit zu spielerisch-humoresken oder satirischen oder polemischen Textsorten innerhalb der romanischen Literatur besonders auffällig ist, finden sich bei den beiden Sentner Poeten Chasper Po (1856–1936) und Armon Planta (1917–1986). Als wichtigste Funktionen

ihrer zwischensprachlichen Reim- und Wortspiele zeichnen sich spielerische, poetologische Reflexion und satirisch indirekte bis offen polemische Thematisierung der «Sprachfrage» ab. Um die Wertigkeit der «zwischen-sprachlichen» Reimspiele nicht völlig falsch einzuschätzen, wird ein entsprechendes Reiminventar erstellt. Erfasst werden auffällige Reime mit transkodisch markierten Reimwörtern, als «auffällig» gelten Reime, die die unüblich strenge Kriterienverbindung⁴⁷⁰ von Homophonie und Homographie ganz oder teilweise⁴⁷¹ nicht erfüllen. Die Schnittmenge zwischen auffälligen Reimen und transkodisch markierten Reimwörtern liefert Anschauungsmaterial zur Erörterung der Hypothese einer signifikanten Beanspruchung «zwischen-sprachlicher» Reime und anderer Reimspiele⁴⁷² durch spielerische, komische, humoreske, satirische Funktionen. Die Verbindungen zwischen Reim und Semantik erläutert Lotman⁴⁷³, über die «Ausstrahlung» der vom Reim ausgelösten semantischen Relationen denkt Beccaria⁴⁷⁴ nach. Die zitierten Textstellen werden nach einer notwendigerweise lockeren Verbindung von Indizien wie «Wirkungsbereich» der Markierung (Mikro- oder Makrokontext), Funktion (spielerisch oder polemisch), Explizitätsgrad (kommentiert oder unkommentiert) und «Thema» (Sprachfrage, Emigration, Tourismus) angeordnet, um so einige «Brennpunkte» von Funktionen der Mehrsprachigkeit bei Po (IV.4.1.) und Planta (IV.4.2.) aufzuspüren.

Da Funktionen der «Mehrsprachigkeit» in poetischen Texten nicht immer von Reim- und Wortspielen ausgehen, kommt zum Schluss ein ganz anders gearteter, ungereimter, «moderner» Text zur Sprache: das Gedicht *Sogn Placi* von U. G. G. Derungs (IV.4.3.).

IV.4.1. Poetik der Varietät. Mehrsprachigkeit in den Reimen von Chasper Po

Spuren von Mehrsprachigkeit in Texten des aus Sent stammenden Chasper Po (1856–1936) sind in zwei grundsätzlich verschiedene Erklärungszusammenhänge zu stellen. Der erste ist historisch-biographischer, der zweite, in unserem Zusammenhang interessantere, ist texttypologisch-literarischer Natur. Als «Randulin» hat Chasper Po den grössten Teil seines Lebens in Italien (Triest, La Spezia) verbracht, seine Schriftsprache ist so stark «italianisierend» wie die der meisten andern Engadiner-Poeten seiner Zeit⁴⁷⁵. Damit gehören die allermeisten Kontakterscheinungen zwischen Romanisch und Italienisch, die Pos Texte vor allem im lexikalischen, aber auch im syntaktischen Bereich prägen, zur zeitgenössischen schriftsprachlichen Norm und sind nur sprachhistorisch, nicht aber literarisch interessant. Interessanter ist ein anderer Aspekt von «Mehrsprachigkeit», den Jon Pult

in seiner kurzen Charakterisierung von Pos Sprache erwähnt: «Sia lingua d'eira quella dals emigrants in Italia. Minchatant mettaiva'l aint eir ün bac-cun tudais-ch per effet comic, sco chi's solaiva far in tscherts pasquints. Quai dà a sia ouvra üna s-chetta savur sentinra.» (1975:220). Diese Einschübe «um komischer Effekte willen» sind die literarisch interessantesten, auf ihnen gründet die von Pult hergestellte Verbindung zur satirischen Textsorte der «pasquints». Die Zuweisung des Werks von Chasper Po zu der als «niedrig» eingestuften humoristisch-satirischen Linie der ladinischen Dichtung ist in der (spärlichen) Rezeption einhellig. Unterschiede bestehen in der genaueren Bestimmung der wichtigsten Textart, die, meist ohne nachvollziehbare Definitionen der Begriffe, zwischen «humoristisch» und «satirisch» schwankt⁴⁷⁶. Die Einstufung dieser Textarten als «niedrig» oder «minderwertig» wird dafür verantwortlich gemacht, dass Po wenig bekannt ist⁴⁷⁷. Betont wird die Bedeutung der «Gelegenheitsdichtungen» im Werk von Po und die Tatsache, dass der publizierte Teil geringer ist als der schriftlich festgehaltene, der seinerseits nur einen kleinen Teil einer reichen Produktion mündlicher Reimereien und witziger «Sprüche» des Sentner Emigranten darstellt⁴⁷⁸. Von Pos Unbekümmertheit im Umgang mit seinen Texten zeugt die Tatsache, dass er sich selber nie ernsthaft darum bemüht hat, diese in Buchform zu veröffentlichen; die erste Werkausgabe erfolgt mehr als ein halbes Jahrhundert nach dem Tod des Poeten. Häufig sind auch die selbstkritisch den Wert der eigenen Dichtungen herabmindernden Bemerkungen seitens von Po, der sich, besonders im Vergleich zum ernstesten Lyriker Peider Lansel, nicht als «poet», sondern nur als «rimader» («Reimer») verstanden wissen will. Dazu die beiden Terzinen aus einem Sonett Pos an Peider Lansel:

Del rest, quel, be chi's rima, es già cuntaint
 «Rimader», non «poet», tü'l sast char Peider,
 da metter in ün mazz hà'l l'ardimaint

ots ideals, vin fluors e chaschöl veider.
 ... Ma scha tschertüns claman quai «POESIA»!
 (cha'l Diavel porta!) Es quai cuolpa mia?⁴⁷⁹

Nach diesem ironischen Hinweis des Autors auf die zentrale Funktion des Reimes in seinen Versen ist es nun am Leser, mögliche Funktionen von Reimen im Zusammenspiel mit der «Mehrsprachigkeit» in diesen Versen näher zu untersuchen. Als Orientierungshilfe kann das folgende Inventar «zweischensprachlicher» Reime⁴⁸⁰ dienen, das aufgrund der oben erörterten Kri-

terien erstellt wurde. Die «unreinen» Reime stehen in einem Kontinuum mit verschiedenen Typen von Reimspielen⁴⁸¹. Sofort ins Auge sticht die Häufigkeit der in auffälligen Reimen vorkommenden Orts- und Eigennamen und diejenige der fremdsprachlichen Fluchwörter und Kraftausdrücke: «fierr»: «miltonerr!»; «Sent?»: «Potsakerment!»⁴⁸².

Bei den *Kontaktsprachen* stehen das Deutsche und das Französische eindeutig im Vordergrund, während das Italienische, die in den Versen Chasper Pos lexikalisch und syntaktisch allgegenwärtige Sprache, in Reimposition fast nicht vorkommt. Die auffällige Häufung der Reime mit französischen Lexemen ist ein Hinweis darauf, dass hier mit den überraschenden Laut-Graph-Relationen der historisierenden französischen Graphie gespielt wird. Umgekehrt kann man sich fragen, ob die homographen, nicht homophonen deutschen Reimwörter nicht, trotz wahrscheinlicher Interferenzen im Bereich der Vokallänge und des Öffnungsgrades, mit der Diskrepanz zwischen Homographie und Homophonie spielen. Bezüge zur inhaltlichen Ebene lassen sich aufgrund eines Inventars auffälliger Reime selbstverständlich nicht herstellen. Was sich allenfalls abzeichnet ist ein rekurrenter Bezug zwischen deutschen Einschüben und bürokratischer: «patriot»: «Verbot» oder militärischer Thematik: «tiran»: «defiliren», «Achselklappen»: «clappan», «tenentin»: «Berlin».

Literaturwissenschaftlich besonders interessant sind die angedeuteten Fälle, in denen «zweisprachliche» Reime in Übersetzungen, «Sprachalternanzen» oder metasprachlich-poetologische Kommentierungen vorkommen, die grössere Textsegmente oder ganze Texte umfassen. Die Kommentierungen beziehen sich nicht selten auf die Möglichkeiten, vor allem aber auf die Schwierigkeiten der Reimfindung. Hier finden sich eine Reihe metaliterarischer Selbsteinschätzungen, die häufig ironisch die Qualitäten von Dichtung und Dichter in Zweifel ziehen. Die Darstellung solcher ganze Texte umfassender Verfahren muss literaturtypologischen Aspekten Rechnung tragen und, im Falle poetologischer Äusserungen, Aspekte der Autor-Text-Ebene mit einbeziehen.

In der 24. Strophe einer gereimten Chronik mit dem Titel *Silvester 1899*⁴⁸³ findet sich ein sehr auffälliger paronomastischer Reim zwischen einem Lehnwort und einem Toponym: «kanoppel»: «Constantinopel». Diskutiert wird die Frage, ob und wie schnell die sich im Bau befindende Albula-Eisenbahn das Kutschereigewerbe, in dem «Töna» beschäftigt ist, ruinieren wird:

E poi, char Töna, güst tant svelt tuottüna
Las chosas nel Grischun non solan ir.

Pacific pür sta e da buna glüna
 Sün tia banketta; eu't poss garantir,
 Cha grisch ed alb gnarà plü d'ün kanoppel,
 Ant d'vair il «Blitzzug» Schuls-Constantinopel.
 (1899:347)

Das lautliche adaptierte, integrierte Lehnwort «canoppel» ist schon durch die auffällige Graphie: «kanoppel» an die deutsch-tirolerische Spendersprache zurückgebunden und damit als «fremd» konnotiert; auffällig sind auch die reimbildenden Endsilben «-òppel»⁴⁸⁴. Damit kann der unreine Reim die vergessene Fremdheit von «kanoppel» leicht reaktualisieren. Im letzten Vers ist nur gerade der erste Jambus rein romanisch; mit dem «Blitz-» in der Hebung des zweiten bricht die «Fremdheit» ein, die einerseits den Zusammenhang zwischen Fremdwort und neuartiger Sache («Blitzzug») hervorhebt, andererseits aber auch auf das «Fremdwerden des Vertrauten» («Scuol»/«Schuls»⁴⁸⁵) im Zuge der Modernisierung verweist. Der Bezug zwischen den Fremdeinschüben des letzten Verses und dem Thema der Strophe ist offensichtlich und motiviert: die ersten fünf Verse beschwichtigen, reden auf romanisch von Kontinuität und Gemütlichkeit, von der Langsamkeit des Fortschritts, der im letzten Vers als unrealistische Phantasie auf deutsch benannt wird. Die im Reim vorhandene Spannung zwischen Stimmigkeit und Unstimmigkeit, Wiederholung und Abweichung, Intimität und Fremdheit findet ihre Entsprechung auf der Ebene der Themen und der Verteilung der Fremdspracheinschübe innerhalb der ganzen Strophe.

Formal und inhaltlich sehr ähnlich liegen die Dinge im Kontext des Reimes «stuts»: «Prutz» in Pos gereimten Neujahrswünschen für das Jahr 1918⁴⁸⁶ an verschiedene Adressaten, darunter die Ober- und die Unteren-gadiner:

Als putêrs:
 lungas liangias frais-chas
 mo cuortas e raras predgias tudais-chas.

Als valladers:
 chi nu restan massa stuts
 rivand col «Zug» al «Bahnhof Prutz».

Mit dem geflügelten Wort des Gegensatzes zwischen den langen, frischen Würsten und den kurzen, deutschen Predigten⁴⁸⁷ thematisiert die erste Strophe die «Sprachfrage» mit Blick auf das Oberengadin und auf den speziell-

len, geistlichen Kontext. Die zweite spricht vom verkehrstechnischen Fortschritt, der die Unterengadiner überrascht. Von Überraschung ist explizit die Rede («stuts», «erstaunt»), überraschend ist der Reim, überraschend auch das graphisch markierte Lehnwort «Zug»⁴⁸⁸.

Bei den Reimen, an denen *Eigennamen* beteiligt sind, ist «Rousseau»: «sü da cho!» besonders auffällig, weil der Reim hier durch den Einschub des oberengadinischen «cho!» (statt: «cheu») zustandekommt. Er findet sich in der 10. Strophe der gereimten Chronik *Silvester 1900*; die Rede ist von der Weltausstellung in Paris:

L'exposiziun statt'ais tant importanta,
Cha l'oter passet tuot in seguond lö.
L'agitaziun, per quant eir petulanta,
Da qualche plü o main realist monsieur,
Grand resultat non vet: *Waldeck-Rousseau*
Ais saimper frisch e san e sü da cho!⁴⁸⁹

Die Reime: «lö»:«monsieur» und «Waldeck-Rousseau»:«cho!» spielen mit dem Überraschungseffekt⁴⁹⁰ der von der Graphie des Französischen verdeckten lautlichen Übereinstimmung, wobei die chiasmische Anordnung romanischer und französischer Reimwörter den Aspekt des spielerischen Ausprobierens unterstreicht. Das Spiel beruht auf dem Prinzip des unerwarteten Wiederfindens des (lautlich) Bekannten unter der «Maske» des (graphisch) Verschiedenen. Die Wirkung dieser Reime hängt auch mit der Einsilbigkeit der beiden romanischen Reimwörter zusammen. Sie verstärkt die Endbetonung des Französischen auf Kosten des Nebenakzentes und ahmt damit möglicherweise eine Interferenz des Romanischen nach. Das Ausweichen auf das Puter im Reim «Waldeck-Rousseau»: «cho!» akzentuiert die Beliebigkeit der rhetorischen Figur⁴⁹¹, ist aber auch durch das Prestige des Puter als Sprache weltoffener Emigranten und Hoteliers (im Gegensatz zum Vallader als «Bauernsprache») sprachsoziologisch verankert. Im folgenden, kommentierten Puter-Einschub wird diese den Prestige-Vorstellungen seiner Sprecher unterschobene Nähe des Puter zum Französischen ironisiert:

e quai füss (per dir puter)
sgür fichum da regretter.⁴⁹²

In Chasper Pos Übersetzung von Wilhelm Buschs *Max und Moritz* finden sich die Namen der Helden, vor allem der durchwegs endbetonte

«Moritz» in vielen auffälligen Reimen⁴⁹³. Zum Beispiel in der einleitenden Widmung:

qua al gnit il ghiribiz
da tradür «Max i Moritz» (Po 1996:112)

Das als einmalige Entlehnung des italienischen «ghiribizzo» geprägte «ghiribiz»⁴⁹⁴ (bizarre, kapriziöse Idee) ist selber, in seiner Verbindung von Vokalwiederholung und Konsonantenvariation, ein auffälliges Wort; «ghiribiz»: «Moritz» gehört zu den kapriziösesten Reimen dieser Übersetzung. Noch charakteristischer ist der insgesamt fünfmal vorkommende Reim zwischen: «Moritz» und «witz-s», in dem das Reimverfahren selber, in Spiegelung der Wortbedeutung, zum Witz wird⁴⁹⁵.

Im Kontext einiger als Reimwörter fungierender *Fluch- und Kraftwörter* finden sich metasprachliche Kommentierungen, in denen der Text einer Expressivitäts-Diskussion «entgegenkommt». Das erste Beispiel stammt aus Chasper Pos Wilhelm Busch-Übersetzung; das Wort hat der Schneider, den die Frau mit dem Bügeleisen trocknen will:

A quest punt però dandett
il paziaint il pled pigliett:
«Quest es massa! Saccarblö!
prüma l’aua! uossa il fö!
Eu nu’m lasch far our cul fierr
saccarblö i miltonerr!»
La cunsorta dschet: «O Des!
el blastemma! i par franzes!»

Die Reime «Saccarblö!»: «fö!» und «fierr»: «miltonerr!» verstärken die Wirkung der rhetorischen Metagraphie der französischen Kraftausdrücke⁴⁹⁶. Dass es sich, trotz lautlicher Abwandlung («Saccarblö!») keineswegs um integriertes Lehnwort handelt, wird durch den Kommentar der Frau unterstrichen, die den Gebrauch französischer Flüche als Indiz besonderer Aufgebrachtheit wertet: «el blastemma! i par franzes!». Die von der Linguistik festgestellte besondere Affektivität und Expressivität entlehnter Kraftausdrücke⁴⁹⁷ wird also auch vom Dichter bemerkt, der sie hier ironischerweise von seiner Person kommentieren lässt. Im folgenden Beispiel hat der Pate das Wort, der zur expressiven Verstärkung auf das Deutsche ausweicht:

Ma cur vlais güdizi metter?
 Himmelherrgotttonnerwetter
 Ma cur mâ, lumps, sarat buns
 d'esser scorts e bravs mattuns,
 bravs almain sco quels da Sent?
 As meldrai! Potzsakerment!⁴⁹⁸

Die Wirkung des Reims zwischen «metter?» und «-wetter» als letztes Element eines fünfgliedrigen Kompositums liegt auch am trochäischen Rhythmus des versfüllenden Monsterwortes, das im Gegensatz zum jambischen des ersten Verses steht. Der Scherz mit verschiedenen langen Reimwörtern wird am Ende der Tirade mit «Sent»: «Potzsakerment!» in weniger ausgeprägter Form wiederholt. Die durch einen deutschen Fluch unterstrichene Berufung auf die Kinder eines romanischen Dorfes verleiht hier dem code-switching eine besondere, ironische Dimension. Im Innern des dritten Verses bestätigt das gängige, von den Wörterbüchern aber nicht aufgeführte Lehnwort «lump» die signifikante Häufung des Fremdeinschubs in pejorativer Funktion.

Im folgenden Beispiel hat wiederum der Pate das Wort, der diesmal mit den Maikäfern in seinem Bett beschäftigt ist:

«Himmelhergott! So etvas!
 ün Maikäfer sün mes nas!»
 (Cur cha propi filaus derel,
 schi er esters plets dovrevel,
 mo uschlois, il Sar Padrin
 dera ün vaira bun ladin...)⁴⁹⁹

Wenn der Kraftausdruck am Versanfang als «Fluchen in der Fremdsprache» abgebucht werden kann, so verlangt die Fortsetzung im deutschen Ausruf «So etvas!» eine andere Erklärung. Vielleicht liegt diese in der einfachen Reimherstellung: «etvas!» : «nas!», ein Reim, der wohl als Metagraphie und Diastole und weniger als lautliche Interferenz und graphische Angleichung ans Romanische zu deuten ist. Die Kommentierung bestätigt den erwähnten Zusammenhang zwischen der Affektivität des Sprechers («propi filaus⁵⁰⁰»), der emotiven Funktion seiner Rede und dem Gebrauch «fremder» («esters plets») Kraft- und Fluchwörter und schliesst mit der ironischen Verteidigung des Paten gegen potentielle Vorwürfe von Puristen, denen der Gebrauch auch vereinzelter (deutscher) Lehnwörter Grund genug ist, den unbekümmerten Sprecher aus dem Kreis der «guten Romanen» (cfr.

«bun ladin») auszuschliessen. Die Bemerkung, der Pate sei «sonst» («uschlois»), wenn er sich also nicht aufregt, ein «ziemlich guter Ladiner», enthält auch eine kritische Spitze gegen die geforderte sprachliche Selbstkontrolle, die die Tauglichkeit der «reinen» Sprache auf distanzierte, emotionslose Sprechhandlungen einschränkt⁵⁰¹. Die Ironie dieser Erklärung, die die Verantwortung für stilistische Entscheide des übersetzenden Dichters auf den Affekt der Person abwälzt, folgt dem mehrmals beobachteten scheinheiligen Prinzip⁵⁰².

Bezüge zwischen der Kodezugehörigkeit der Reimwörter und dem Inhalt ihrer Kontexte scheinen sich für das Deutsche aufzudrängen, das auffallend häufig im Zusammenhang mit den drei Themen «Sprachbedrohung», aber auch «Bürokratie» und «Militär» vorkommt. Markierung und metasprachliche Kommentierung der Einschübe kommen, wie in Pos *Retuorn*⁵⁰³, häufig zusammen vor:

Retuorn

[...]

Via Bernina

... ma cur ch'el riva il patriot
sper a seis munts natalis,
il prüm salüd ais ün «Verbot»
tudais-chs sun pösts e pals!
Pertuot be estras inscripziuns
d'inrar alch in ladin; ---
Pero sperain sün temps plü buns...
«Fräulein noch ein Quintin!»

Der Reim «patriot» : «Verbot» wird als «unreiner» gelesen; eine interferentielle Angleichung nach Länge und Öffnungsgrad wird als nicht auszuschliessende, aber weniger interessante Variante vernachlässigt⁵⁰⁴. Die Unvollständigkeit der lautlichen Entsprechung wird zum Auslöser einer gegenseitigen «Aufladung» der kontextuellen Bedeutung der Reimwörter. Wenn beim Reim die Lust am «Wiederfinden des Bekannten» im Spiel ist, so ist der «patriot», der heimkehrende, heimwehgeplagte Auswanderer, der historisch-kulturelle Repräsentant dieser «Lust». In emblematischer Übereinstimmung von Denotation und Konnotation wird der Widerspruch hervorgehoben: statt der ersehnten Wiedererkennung im romanischen Gruss, die brüske Zurückweisung durch das deutsche Verbot⁵⁰⁵. Die «Unstimmig-

keit» des Reims korreliert mit der unstimmgigen, ironischen Einstufung des Verbots als «Gruss» («il prüm salüd ais ün ‹Verbot›») und, im weiteren Kontext, mit dem unstimmgigen, paradoxen Verhalten der Einheimischen, die deutsch redend auf bessere Zeiten für das Romanische hoffen. Die Unstimmgigkeit des zwischensprachlichen Reimes steht in einer sich immer stärker aufladenden symbolischen Analogie zum Prinzip der «falschen Hoffnung», das in der ganzen Strophe explizit besprochen und durch die konfliktuelle Verteilung von Romanisch und Deutsch konnotativ «gespiegelt» ist. Am zwischensprachlichen Reim «patriot» : «Verbot» zeigt sich, mit Lotman, dass «die Übereinstimmung der Laute nur zur Schattierung des Sinnunterschiedes beiträgt» (1986:184). Der zwischensprachliche Reim ist hier zugleich und gleich deutlich eine Figur der Stimmigkeit wie der Unstimmgigkeit, der ambivalenten, falschen und doch möglichen Koexistenz zweier Sprachen im selben Text und im selben Kontext.

Die Beispiele für deutsche Einschübe im Zusammenhang mit den Themen «Militär» und «Bürokratie» liessen sich leicht vermehren. Häufig und durch lexikalische Defizite des Romanischen einfach zu erklären sind deutsche Lehnwörter in der militärischen «Fachsprache»:

Lur' non invilg ne «Auszug» ne «Reserva»! (1900:283)

Der «zwischensprachliche» Reim kann dazu dienen, solche behelfsmässigen Einschübe in spielerische Funktionen literarischer Mehrsprachigkeit einzubinden:

Alch 's podess dir eir dellas «Achselklappen»
 Per ecclesiasts, e dels balluns captivs,
 Chi spess, sainza cumand, la früda clappan, (1900:295)

Die Ähnlichkeit zwischen dem zweiten Element des deutschen Kompositums «Achselklappen» und der romanischen Verbform «clappan» wird durch die Tatsache verstärkt, dass die Realisierung dieses deutschen [e] in der nachbetonten Silbe⁵⁰⁶ im Munde von Rätoromanen (noch) stärker in Richtung [a] tendiert. Die Identifizierung des Anlautes: «klappen»-«clappan» trägt zur Suggestion einer trotz verschiedener Graphie offensichtlichen zwischensprachlichen Homophonie bei.

Als Beispiel für ein *in absentia* vorkommendes, zwischensprachliches Homonymie-Spiel als Pointe eines Gedichts muss Pos *Alla staziun da Sagrado* zitiert werden:

Alla staziun da Sagrado

Dumengia granda cunfusiun
ejra a Sagrado alla staziun:
in ansjas ejra Donna Tina,
dschaiv'a sejs Toni ch'el festina;
ma quel, hom calm straordinari,
mossajva sül tudais-ch orari...
«No vjodis tu c' e' skrit «Fahrplan»?!»
(... intânt partit il tren furlàn)⁵⁰⁷.

Der durch Diastole zustandekommende Reim verstärkt die im «romanischen Akzent» vorgegebene Tendenz zur Schlussbetonung des deutschen Kompositums als «Fahrplàn»⁵⁰⁸. Zusammen mit dem «h», das sie graphisch markiert, wird auch die Länge des [a] vernachlässigt, wodurch eine Quasi-Homophonie mit friulanischem «fa plan» und eine Homophonie mit bündnerromanischem «far plan» («langsam machen») zustandekommt. Dass der als erzgemütlicher Kauz dargestellte Ehemann, dem seine Frau am Bahnhof Beine macht, die Bezeichnung «Fahrplan» tatsächlich als friaulische Aufforderung, nicht zu pressieren, missverstehen könnte, ist auch deshalb äusserst unwahrscheinlich, weil von den Bahnen der Donau-Monarchie wohl kaum jemand romanische Anschriften erwartete. Die Bezeichnung des Zuges im letzten Vers als «tren furlàn» wiederholt nicht nur die geographische Angabe des Titels, sie verweist auch metonymisch auf die unwahrscheinliche «Romanisierung» der Bahn des Friauls. Der Mann ist nicht Opfer eines komischen Missverständnisses, sondern Autor eines Witzes, mit dem er seine Trägheit als autoritätsgläubiges, korrektes Verhalten darstellt⁵⁰⁹. Die Qualität des Witzes resultiert hier aus der Spannung zwischen der Abwegigkeit, der «Ferne» der interpretativen Hypothese und der überraschenden «Nähe» der Signifikanten, die eine Absurdität zu bestätigen scheinen.

Die Assoziation von deutscher Sprache mit Militarismus ist in Pos nicht gerade zurückhaltender spöttischer Kritik am deutschfreundlichen, helvetischen Militarismus der Jahrhundertwende deutlich fassbar⁵¹⁰. Trotzdem können deutsche Einschübe, selbst im Zusammenhang mit militärischen Themen, nicht auf eine entsprechende satirische Funktion reduziert werden. Die folgenden Verse spielen auf den Besuch Kaiser Wilhelms von 1912 an, der «preussische» Tendenzen innerhalb des Armee-Kaders verstärkte:

Que sarà flott! Già od chanuns chi tiran
(perché als grands uschè 's dà il bainvgnü)

e'm para cha Wilhelm, pro'l «defiliren»
 tuot satisfat, trand seis mustachs in sü,
 am dia: «gratulesch, char colonel!
 Els han pulit «gedrillt» ils figls da Tell.»
 [...]
 «Insomm'ils Svizzers novs m'han fich plaschü:
 Abtreten! Nett war's! Danke sehr! Merci!» (1913:275)

Der unreine zwischensprachliche Reim «tiran»: «defiliren», die graphische Abweichung in «defiliren», die unwahrscheinliche Kodeumschaltung in: «Els han pulit «gedrillt» ils figls da Tell»⁵¹¹ werden durch die Unwahrscheinlichkeit einer romanischen Rede des Kaisers in ihrer karnevalesken Funktion verstärkt. Am Ende seiner romanischen Rede wechselt der Kaiser wieder zum Deutschen, seine Rede purzelt einem auf deutsch wohl schwierigen Reim zu «plaschü» entgegen. Der nicht einmal unrealistische Abschluss mit dem unreinen Reim «plaschü» – «Merci!» passt zum hybriden Charakter der Rede.

In Pos *Advertimaints*⁵¹² wird den 1913 in Triest lebenden Rätoromanen erläutert, wie sie sich im repressiven Klima der von der K.K.-Monarchie regierten Stadt zu verhalten haben. Die deutschen Einschübe stehen in Zusammenhang mit soziolinguistisch interessanten Auswirkungen der romanischen «Sprachpflege» auf das sprachliche Verhalten einer Gruppe von Emigranten:

Advertimaints

1. Il festin po eir gnir prolungà, in cità,
 – ma be na chantar massa da «libertà»;
 dad «Obersts» taschair! (oppür be bain dir)
 e pösts con «Verbots», devots reverir!
 5 «Zuwiderhandelnde» (contraventurs)
 da draconics chastis subiran las rigurs:
 «Bussen» (multas) a sfrach, – a mantun...
 (... ma tuot in favur della grisch'Uniun.)
11. Chi quella sair'in nossa stanza,
 10 alla ladina radunanza,
 dad eistras linguas as diletta
 eir «Busse» paja (o dschain «multetta»)

Im gegebenen historischen Umfeld haben die deutschen Einschübe und adaptierten Lehnwörter aus der bürokratischen, militärischen Amtssprache durchaus die Funktion eines sprachlichen *effet de réel*. Dieser wird aber durch das ironisch-puristische Spiel der textinternen Übersetzungen überlagert und verdrängt. In der zweiten Strophe zeigt sich die Spannung zwischen einer auf Einsprachigkeit eingeschworenen Ideologie der Spracherhaltung und dem mehr- und mischsprachlichen Alltag der Emigranten, die dieser Ideologie nostalgischerweise sehr verbunden sind. Diese Spannung bildet den Anlass zum symbolischen Spiel der Bestrafung fremdsprachlicher Einschübe. In einem Verfahren, das die Einführung der Spielregeln mit der Vorführung des Spiels verbindet, wird das eingeführte Tabu ironisch gebrochen. Dabei wird ausgerechnet die Benennung der «Busse» zu ihrem Anlass: die kommunikativ redundanten Übersetzungen: ««Bussen» (multas)» (V. 7), «Zuwiderhandelnde» (contraventurs)» (V. 5) und der ironische Versuch der Wiedergutmachung durch Selbstkorrektur: «eir «Busse» paja (o dschain «multetta»)» (V. 12) veranschaulichen die Diskrepanz zwischen Sprachgebrauch und Sprachpflege. Die kleine Gelegenheitsdichtung ist poetologisch interessant, weil hier das ironische und provokative Potential des anderssprachigen Einschubs in der Dichtung Chasper Pos durch den offengelegten Bezug zum puristischen Hintergrund greifbar wird.

Von poetologischem Interesse ist auch ein Gedicht mit dem Titel *Als collegas rimaduors d'Engiadina bassa*⁵¹³, in dem Po auf die Schwierigkeiten der Dichter bei der Reimfindung⁵¹⁴ hinweist und die Möglichkeit fordert, zur Erleichterung dieser Aufgabe auf Formen anderer romanischer Idiome auszuweichen.

Als collegas rimaduors d'Engiadina bassa

Eu di eir eu: grafia ufziala
 Ais quistiun per nus GRAND' e VITALa
 Ün tschert sistem's sto avair eir per l'ortografia,
 Ma eu distinguer vless tra prosa e poesia:
 5 Per quaista, cha'ls tudaischs nomnan «discuors lià»,
 eu concedess invece amò plü libertà.
 Collegas in Apollo! Suvent's ha sten fadia
 acciò cha il poem plü o main in rima ja!
 ebbain! eu proponess, güst per simplifichar,
 10 cha ailch bels plets puters ans fessan impraistar.
 Dschain per exaimpel eu non vess ningüna temma
 da dir, in cas da bsögn, impè da massa, memma

fantschella per maschnera murütsch impè co schler,
 o chöd per gial, opür impè da champ dir er
 15 La chosa füss uschè già fich simplifichada
 pels rimaduors da Brail fin passà ora Strada.
 Far's podess eir da plü, nempe dir «quai» o que
 güst sco chi fa plü comod: uschè eir «ni» o «ne»
 listessamaing's scrivess quest, quaist, magara quist
 20 nöglia, nügliä, inguotta – o gnanca zich per zist,
 busachas o giagliooffas o magari'eir scharsellas
 far schagna, stimps, bütschellas o eir barschadellas
 ed eir saviond da far errurs, opür erruors,
 dovress tant ils plurals con «urs» co quels cun «uors»
 25 e dschess eir fos o fas o melder amò faus
 scopür hobis, chavals, chavaigls o eir chavaus.
 Tuot seguond circonstanças dschess eir o «he» o «ha»
 insomma eu fess precis sco cha plü comod fa.
 Collegas in Apollo! Viva la libertà.
 30 Ma exaimpels vess amo, a mozza ed a stera,
 erdüffels, maila in, o eir maila suot terra,
 porch, pierch, pürch, magara eir limari
 Veterinär, Viehdoctar opür veterinari
 Però eu pens chi basterà per questa vouta, jada o jà.
 35 Uschè per hoz «Adiou» opür «Adieu»
 o scha plü's plascha: Reverieu.

Die ersten beiden Verse beziehen sich auf die häufig verkürzend als «Orthographie-Streit» angesprochenen Auseinandersetzungen um die (Neu)Normierung der engadinischen Schriftsprache, die zwischen 1915 und 1920 ihren Höhepunkt erlebten⁵¹⁵. Die angesprochenen Herren (Florian) GRAND und (Andrea) VITAL wandten sich beide engagiert gegen die schriftliche Verwendung «dialektaler» Formen der mündlichen Umgangssprache und traten für die Beibehaltung der in die schriftliche Norm der Jahrhundertwende integrierten italienischen Lehnwörter ein. Unter ironischer Bekräftigung der Notwendigkeit eines «gewissen Systems», «Üntschert sistem» (V. 3), im Orthographischen wird die durch eine Lehnübersetzung als «discuors lià», «gebundene Rede» gekennzeichnete Dichtung von solchem Systemzwang ausgenommen. Die Klage über die Schwierigkeiten bei der Reimfindung macht zugleich vor, wie ihnen beizukommen ist:

Collegas in Apollo! Suvent's ha sten fadia
acciò cha il poem plü o main in rima ja! (V. 7f.)

Statt schriftsprachlich üblichem «giaja» wird im Reim zu «fadia» auf die umgangssprachliche Form einiger Dorfdialekte, «ja» ([i-a]), ausgewichen. Der starke stilistische Kontrast dieser schriftsprachlich auffälligen Form zum typisch schriftsprachlichen, italienischen Lehnwort am Versanfang («acciò cha», «il poem») untermauert den ironisch selbstkritischen Hinweis auf die «Unausgeglichenheit» zusammengeschusterter Verse, die sich höchstens «mehr oder weniger», «plü o main», reimen (cfr. V. 8). Die Darstellung «zweisprachlicher» Reime als ästhetisch hinfällige «Faute-De-Mieux»-Lösungen zur Erleichterung der Arbeit des Dichters: «per simplifichar» (V. 9, cfr. V. 15), «in cas da bsögn» (V. 12), «sco cha plü comod fa» (V. 28) ist eine ironische Untertreibung ihrer mannigfaltigen sprachspielerischen und damit reflexiven Möglichkeiten. In den folgenden Versen werden die im Streit um Sprachnormen immer wieder vorkommenden, dialektologischen Wortlisten parodistisch vorgeführt. Die regelmässige Alternanz zwischen Puter und Vallader in den Reimwörtern der Verse 11–14 veranschaulicht die diskutierte Notwendigkeit des «Fremdeinschubs» zur Herstellung des Reims. Innerhalb der erwähnten Wortlisten überschneidet sich die Veranschaulichung mündlich-umgangssprachlicher, idiomatischer Unterschiede («dir»: V. 11, 14, 17, 25, 27) mit derjenigen des Unterschiedes zwischen Schrift- und Umgangssprache («scrire»: V. 19). Besonders deutlich auf die strengen Sprachnormierer gemünzt sind die Verse, in denen von Fehlern die Rede ist:

ed eir saviond da far errurs, opür erruors,
dovress tant ils plurals con «urs» co quels cun «uors»
(V. 23f.)

Die am Wort «errur» vorgemachte Möglichkeit, Fehler zu machen, wird nach der Parodie grammatikalischer Metasprache (das autonome Morphem «uors» als Reimwort) in der Auflistung verschiedener Formen des Adjektives für «falsch» weitergeführt:

e dschess eir fos o fas o melder amò faus (V. 25)

Im Schlussteil des Gedichts befassen sich zwei Verse mit der Integration von Lehnwörtern:

erdöffels, maila in, o eir maila suot terra,» (V. 31)

[...]

Veterinär, Viehdoctar opür veterinari (V. 33)

Dem integrierten Lehnwort «erdöffels» wird die ebenfalls integrierte Lehnübersetzung «mailinterra» gegenübergestellt und durch die Segmentierung und die Hinzufügung einer nicht belegten Variante: «maila in, o eir maila suot terra» als solche wieder bewusst gemacht und semantisch neu motiviert. Vers 33 spielt mit dem Integrationsgrad des Internationalismus «Veterinär» – «veterinari», dem der umgangssprachliche, von Puristen bekämpfte «Viehdoctar» provokativ gegenübergestellt wird. Im Abschiedsgruss der letzten beiden Verse ergeben die unterschiedlichen Graph-Laut-Relationen von «-ieu» im Vallader und im Puter⁵¹⁶ einen Reim zwischen «fremden», durch den Reim in ihrer Auffälligkeit verstärkten romanischen Einheiten.

Uschè per hoz «Adiou» opür «Adieu»
o scha plü's plascha: Reverieu. (V. 35f.)

Von einem ironischen Manifest zugunsten des Gebrauchs innerromanischer Lehnwörter zur einfacheren Reimherstellung ausgehend, parodiert Chasper Po alle Bemühungen um eine restriktive Normierung von Schriftsprache. Der spielerische Effekt der in synonymischer Reihung präsentierten geographischen (und teilweise nur graphisch-solipsistischen) Varianten wird seinerseits durch den Überraschungseffekt der «zweisprachlichen» lautlichen Übereinstimmung im Reim deutlich verstärkt. Mit dieser Parodie umreisst Chasper Po zugleich einige der zentralen Verfahren seiner eigenen Dichtung: antipuristisches Spiel mit orthodoxen und unorthodoxen Sprachformen, Fremdeinschübe, spielerische und satirische Relativierung sprachlicher Normen durch Kontrastierung im Text.

Mit offensichtlich umstrittenen Normen, bezüglich der Integration eines Lehnwortes, beschäftigt sich auch der folgende Aphorismus:

Reumatismus

Chi sia col «em», col «mus», col «mo»:
be cha quel mal non's vegna pro!⁵¹⁷

Die nur durch Rückgriff auf den Titel verständliche Reihung autonymer Morpheme im ersten Vers akzentuiert den analytischen, metasprachlichen Charakter des Gegenstandes. Den um diesen Gegenstand Streitenden⁵¹⁸

wird im unheilabwendenden, nominalistischen Sprüchlein in Erinnerung gerufen, dass die Sache doch ein grösseres Problem ist als die Form ihrer Benennung.

Berühmt geworden ist die ironische Selbstkritik, mit der sich Chasper Po in verschiedenen Texten verabschiedet:

Cumgià

Gugent vess fat ailch «comme il faut»
ma nö' adüna Chasper po.⁵¹⁹

Das Sprachspiel beruht darauf, dass der Name «Po» sich nur durch sein offenes [o] von der Verbform «po» («kann») unterscheidet, die ein geschlossenes [ɔ] aufweist. Zum Calembour⁵²⁰ werden Name und Syntagma durch die Position, die eine Unterschrift suggeriert. Die eine vollständige Unterschrift ausgliedernde Leseart wird von der Homophonie des Reimes und durch die Kleinschreibung des Namens behindert, aber nicht wirklich verhindert, so dass eine ambivalente Überlagerung bestehen bleibt. Das französische «comme il faut» zeigt die Beziehung zwischen Fremdeinschub und wertendem Ausdruck⁵²¹, der zwischensprachliche Reim wird zur wesentlichen Komponente des Calembours. «Zwischensprachliche» Reime finden sich am häufigsten in Texten, in denen sowohl transkodische Markierungen wie darauf sich beziehende metasprachlich-poetologische Kommentare zu den wichtigen Stilmitteln gehören.

Im folgenden ist noch ein Text zu erwähnen, der für die Diskussion genereller Bezüge zwischen «Mehrsprachigkeit» und mündlich tradiertem, komischer Dichtung wichtig ist. Es handelt sich um ein Gelegenheitsgedicht, einen gereimten Dankesbrief für einen Gemsbraten, den der Neffe Clà (wahrscheinlich Clà Mosca) dem Dichter im Herbst 1917 per Post von Sent nach Bern geschickt hatte. Der Originaltext⁵²² lautet:

Char nev,

A Bern, al Svizzer Parlamaint,
da tagen Comissionen,
da far da provigionamaint:
Kartoffeln, Fleisch und Bohnen.

5 Ma'l resultat ais spess deblet:
Oft kommt heraus nur ein Dekret. –
Sü'l S-chalembert sta meis nev Clà.
Ein Schuss – ein Knall, ein Fall!

il chamotschet el ais crodà
 10 ma Clà non fa cravall.
 Mit seiner Beute wolgemut,
 la senda per Suren ha'l tut.
 Von da nach Sent, zum Postbureau,
 el «il dutsch pais» portet;
 15 ein bischen lasch'el inavò,
 den Rest dann, per Paquet,
 fa'l sü noss Clà, sco'l solit, svelt,
 und schickt es dann nach Kirchenfeld.
 Decider uossa s'sto la sort
 20 (das hat auch seinen Reiz)
 Sch' al fain «arrost» o «dutschifort»
 (vorerst liegt er im Beiz ...)
 50 nodas! – ün bel pais –
 wiegt mehr als ein Dekret!
 25 Gugent chantessa Lob und Preis
 a Tai e Teis schluppet! –
 Ma'l «Mann der Tat» da plets vans stuff
 drum will ich jetzo schliessen;
 be At giavüscha: «In bocc'al luff!»
 30 Mögst stets solch' Böcke schiessen!

Bezeichnenderweise wurde dieser hybride Text in dieser Fassung nie veröffentlicht. Veröffentlicht wurde eine Fassung, die sein auffälligstes Merkmal, die Alternanz romanischer und deutscher Verse, tilgt, indem sie alle deutschen Verse durch romanische ersetzt⁵²³. Dabei kommt es im letzten Vers zu einer interessanten Lehnübersetzung des deutschen «Böcke schiessen», die den Doppelsinn zwischen idiomatischer Metapher und kontextueller denotativer Bedeutung zu wahren versucht: «Mögst stets solch' Böcke schiessen!» wird zu: «Be *tals* bocs possast schluppeta!». Sonstige Abweichungen zwischen den beiden Fassungen wie die Ersetzung von «provigionamaint:» (V. 3) durch «provisiunamaint», deuten darauf hin, dass der Zeitungsredaktor korrigierend eingegriffen hat⁵²⁴. Ob der Grund für die übersetzende Neufassung, die aus dem zweisprachigen Text einen einsprachigen macht, in der Zensur des Redaktors oder in der Selbstzensur von Chasper Po zu suchen ist, lässt sich heute nicht mehr entscheiden. Interessanter als die Frage nach der Instanz dieser Zensur ist die Tatsache, dass sie nicht etwa den privaten Charakter des Anlasses, des Themas, der Textsorte oder die geringe formale Elaboriertheit dieses Textes betrifft, sondern einzig seinen

«mischsprachlichen» Charakter. Die Zensur tilgt die zu häufigen und «künstlichen» Kodeumschaltungen, die zu einer für die romanische Zeitung nicht annehmbaren Parität der Anteile von Romanisch und Deutsch im Text führen. Das Sprachspiel beruht auf der einfachen, regelmässigen Alternanz⁵²⁵ von romanischen und deutschen Versen, die Kodeumschaltungen sind damit auffallend artifiziell und ohne mimetischen Bezug zum alltäglichen Sprachgebrauch, wobei «Künstlichkeit» und «Irrealismus» eher von der Regelmässigkeit der Umschaltungen und Segmente als von der Verteilung der Umschaltstellen⁵²⁶ bestimmt sind. Als Abweichungen von den eingeführten Spielregeln sind zeileninterne Umschaltungen: «ein bischen lasch’el inavò,» (V. 15); «Gugent chantessa Lob und Preis» (V. 25) besonders auffällig. Auffällig sind auch hier die zwischensprachlichen Reime, deren Spiel mit unvollständigen, überraschenden Übereinstimmungen am spielerischen Charakter des ganzen Textes einen wesentlichen Anteil hat.

Ma’l resultat ais spess deblet:
Oft kommt heraus nur ein Dekret. – (V. 5f.)

Der nicht-homophone Reim zwischen «Dekret» ([ɛ]) und dem Diminutiv-Suffix von «debl-et» ([ɛ]) ist ein gutes Beispiel für die Hervorhebung einer lautlichen Unstimmigkeit, die sich auf die Inhaltsebene überträgt. Mit dem Reimpaar «Dekret!»: «schluppet» wird das Reimspiel wiederholt:

50 nodas! – ün bel pais –
wiegt mehr als ein Dekret!
Gugent chantessa Lob und Preis
a Tai e Teis schluppet! – (V. 23ff.)

Hier scheint eine signifikante Verteilung der Sprachen ansatzweise vorhanden: auf romanisch das Gewicht des Konkreten, Fassbaren, Essbaren; auf deutsch das herabgesetzte, metaphorische «Gewicht» des bürokratischen Dekrets. Dass diese signifikante Verteilung aber keineswegs einem Strukturprinzip des Textes entspricht, zeigt die unmittelbare Fortsetzung: von der als lästig bezeichneten Lobeshymne ist zwar auf deutsch die Rede: «[...] chantessa Lob und Preis»; lästig aber ist sie dem ebenfalls auf deutsch bezeichneten «Mann der Tat.»

Der Text spielt ausschliesslich mit Kodeumschaltungen, die nicht in simulierte Interferenzen⁵²⁷ übergehen. Die Frage nach der Besonderheit und dem Ausnahmecharakter eines solchen Textes ist damit nur als Frage nach Texttypologie und literarischer Gattungszugehörigkeit interessant, nicht als

Frage nach dem Abweichungsgrad der Simulation im Vergleich zu tatsächlichem Sprachgebrauch. Naheliegende typologische Anknüpfungspunkte für Chasper Pos Text bietet eine offenbar gerade für Sent typische Tradition mehrsprachiger Spottreime. Neben den von J. Pult erwähnten «pasquils» (cfr. oben) ist mündliche, in Sent noch heute lebendige, spielerische Sprachalternanz zu erwähnen, wie sie im Spottlied «Hoz fü cumedgi'a Sent/das war so herrlich»⁵²⁸ ihren Ausdruck gefunden hat. Bezeichnenderweise hat diese Tradition, in der Chasper Pos zweisprachiger gereimter Brief steht, den Weg in Zeitungen und Bücher bis heute nicht gefunden: eine weitere Bestätigung der engen Verbindung zwischen mehrsprachigen Texten und mündlichen, «niederen» Gattungen.

Der besprochene zweisprachige, gereimte Brief ist auch innerhalb der erhaltenen(!)⁵²⁹ Texte von Chasper Po eine Ausnahme und zwar insofern, als hier transkodische Markierungen als zentrales Stilmittel, ja als Strukturprinzip des ganzen Textes dienen, ohne je von metasprachlichen oder poetologischen Kommentaren begleitet zu sein. Häufiger ist, wie die Beispiele gezeigt haben, die Verbindung von Vorführung und Kommentierung.

IV.4.2. Spielerische und satirische Funktionen von Mehrsprachigkeit in der Dichtung Armon Plantas

Das dichterische Werk von Armon Planta (1917–1986), der einen grossen Teil seines Lebens in Sent verbracht hat⁵³⁰, ist vorzugsweise und manchmal ausschliesslich als «satirisch» und «zeitkritisch» charakterisiert worden. Als thematische Schwerpunkte dieses Werks nennen Planta wie seine Kommentatoren Umwelt- und Heimatschutz, Bedrohung der romanischen Sprache und Kultur, aber auch Ungerechtigkeiten und Skandale in der regionalen wie der internationalen Politik, alle Arten schliesslich von «heiligen Kühen»⁵³¹. Ein grosser Teil dieser satirischen Produktion ist zeitgebunden und droht zusammen mit ihrem Anlass obsolet zu werden⁵³². Die drei Gedichtbände, die das für gelungen Befundene aus Plantas Produktion vereinigen: *Amarellas* (1973), *Tampradas* (1975) und *Pommaraida* (1982), böten die Möglichkeit, neben dem Satiriker Planta auch den «Lyriker» zu entdecken. Ein Literaturpreis habe ihm Mut gemacht, vermehrt auch «lyrische» Texte zu veröffentlichen, wobei der Autor mit «lyrisch» vor allem den persönlich-intimen Charakter der mitgeteilten Inhalte anspricht⁵³³. Ferner macht Planta auch auf die spielerische Dimension seines Werkes aufmerksam, das auch «tagninarias divertaivlas», «unterhaltsame Blödeleien», beinhalte⁵³⁴. Die Titel, *Amarellas*, vor allem aber die Zwischentitel der Werke von Armon Planta verweisen auf die getrennte Anordnung der satiri-

schen, der spielerischen und der «lyrischen» Produktion, zeigen aber auch die Kombination verschiedener «niederer» Gattungen: *Culturella* (1973), *Viva la sGrischa* (1975), *Pasquigls* (1975), *Üna praisa d'umur* (1975), *Chantin lyric* (1982), *Satira da quai e da tschai* (1982).

Die generelle Bedeutung des Reimes in diesen Texten wird von Lucia Walther hervorgehoben: «Grossen Wert legt Planta auf den Reim. Um des Reimes willen verletzt er syntaktische Regeln [...], um des Reimes willen stellt er höchst ungewohnte Verbindungen her [...], dem Reim unterordnet er die Relevanz der Aussage, relevant wird der Reim, redundant der Inhalt [...]. Interessant wird der Reim, wo er zusätzlich etwas bewirkt.» (1993:815f.). Ein Blick auf die unter dem Titel *Suot la crousla* (1975:107–128) vereinigten Texte zeigt, dass keine der im Reiminventar aufgeführten auffälligen «zwischen sprachlichen» Reime aus diesem, laut Bezzola «lyrischeren» und «poetischeren» Teil der Produktion Armon Plantas stammen. Auffällig ist ferner, dass sehr viele dieser «lyrischen» Texte nicht gereimt sind, was die signifikante Beziehung zwischen auffälligen Reimen und polemischen, satirischen oder spielerischen Funktionen und Inhalten bestätigt. Das nach dem gleichen Prinzip wie oben für Po erstellte Reiminventar⁵³⁵ gibt eine erste Vorstellung von Typ und Häufigkeit dieser «auffälligen» Reime. Die ersten drei Typen haben auch sprachinterne Entsprechungen⁵³⁶, die ihre Fortsetzung in verschiedenen Typen von Reimspielen⁵³⁷ finden. Auffällig ist der hohe Anteil des *Englischen*, das mit 13 Reimwörtern an zweiter Stelle nach dem *Hochdeutschen* kommt, das mit deren 26 vertreten ist. Die Präsenz des Englischen ist auch der auffälligste Unterschied zum entsprechenden Reiminventar von Chasper Po, wo es in Reimposition fehlt. Neu ist bei Planta auch das Schweizerdeutsche, das wenige Male als eindeutiger Fremdeinschub («Tütsch», «nit»), wohl häufiger, aber nicht eindeutig feststellbar, in mehr oder weniger integrierten Lehnwörtern: «viz», «zvic» vorkommt. Bei den englischen Reimwörtern wird einerseits mit (phonetisierender) Metagraphie: «spaics» («spikes»), «dschip» («Jeep»)⁵³⁸ gespielt, andererseits mit dem Überraschungseffekt des homophonen, aber nicht homographen Reims: «Sep»:«handicap» und der sehr weitgehenden Lautähnlichkeit: «Haidiländ»:«chaunt». In vielen Fällen ist die Frage, ob es sich um rhetorische Metagraphie oder um einfache Angleichung der Schreibweise infolge Integration des Lexems handelt, auch unter Einbezug der Kontexte nicht eindeutig zu entscheiden⁵³⁹. Ambivalent ist auch die Funktion der angleichenden Schreibweise französischer Lehnwörter wie «pnö» oder «schofför»⁵⁴⁰. Zu fragen bliebe ferner, ob Reime mit oder zwischen integrierten Lehnwörtern deren «Fremdheit» und «Expressivität» nicht wieder ins Bewusstsein bringt⁵⁴¹.

Während sich die oben angesprochene satirische Komponente der Dichtung Armon Plantas im Reiminventar höchstens ansatzweise abzeichnen kann: «stupend»:«establishment», «BS.AG»:«bê!», «svilup»:«tup», ist die spielerische Komponente schon auf der Reimebene überaus deutlich. Sie zeigt sich an den aufgeführten Metagraphien, die auch Einschübe anderer romanischer Idiome betreffen können: «dumengia»:«laungia» (1973), aber «lengia»:«Dumengia» (1982), «keu»:«darcheu», oder an Reimen, die nur durch Abwandlung beider Einheiten im graphischen wie im phonischen Bereich zustandekommen: «sbrü»:«paraplü», «Irac»:«perbac!»⁵⁴². Die Reime sind hier das Ergebnis eines spielerisch-humoresken Reimspiels, das in der impliziten Kritik des Reims «auf Teufel komm raus» einen poetologischen Aspekt haben kann. Die spielerische Dimension zeigt sich besonders deutlich an der Kombination von Reimspielereien mit speziellen rhetorischen Verfahren wie dem *mot-valise* im Reim: «prograss»:«schluss» (1975). Auffällig ist die Häufung von Vokalersetzung, Spaltreim und Tmesis innerhalb der Gattung der Limericks.

Im Zusammenhang mit den satirischen Versen von Armon Planta ist an den von vielen Charakterisierungen des *Satirischen* herausgestrichenen Wirklichkeitsbezug zu erinnern. Trotz Vertextung, Umkodierung, Überlagerung durch andere Funktionen bleibt für die Satire der referentielle Bezug zum «Skandal» geltender Normen und bestehender Machtverhältnisse wichtig. Ihnen gilt der Angriff, den die Satire mit den Mitteln literarischer Kodierung und Indirektheit führt⁵⁴³. Der Bezug zu «Skandalen» wie Umweltzerstörung und Sprachbedrohung ist in Plantas Texten überaus deutlich, was ihnen dagegen zur Erfüllung der angedeuteten Indizien von Satire häufig fehlt, ist die «Indirektheit» des Angriffs. Die fast immer explizite, nicht selten zwanghaft wiederholende Benennung des Angegriffenen, der manchmal durch präzisierende Fussnoten zusätzlich verankerte Wirklichkeitsbezug, verleihen vielen Texten den Charakter offener, direkter *Polemik* und *Propaganda*⁵⁴⁴. In unserem Zusammenhang sind Plantas «Sprachkampftexte» besonders interessant, weil in ihnen der «Skandal» unmittelbar sprachlicher Natur ist oder mit Sprachlichem direkt zusammenhängt. Durch die satirisch-polemische Geisselung der «falschen Sprache am falschen Ort», vorzugsweise des Deutschen in «romanischen Kontexten», wird die konnotative Kodeverweisung zugleich zur ostentativen Verweisung auf das Ziel des satirischen Angriffs. In den folgenden Textbeispielen sind verschiedene Übergangs- und Mischformen zwischen konnotativen Verweisen durch «zeigende» Fremdeinschübe und expliziten sprachkämpferischen Kommentierungen zu beobachten. Besonders häufig finden sich, auch als Reimwörter zwischensprachlicher Reime, deutsche Namen von Orten und

Gegenden, die gegenwärtig noch mehrheitlich romanisch sind oder dies in jüngerer Vergangenheit noch waren. Das Zeigen des «Skandals» fällt hier mit der Benennung seines Ortes zusammen.

Bilantsch rumantsch

Ectica actività
bainsubvenziunda
quai es la fatscha
da nossa chà.

5 Cultura
 da la cultura!

Allegraivla nova:
ella crescha
e prosperescha.

10 Voust cumprova?
 Lias, cumischiuns
 societats ed uniuns
 vocabularyris
 dicziunaris

15 conjunctura
 da litteratura
 da noss cors
 «records» sonors
 viagiond cul microfun
20 e dafatta tel'vischiun
 rumantscha!

 «Viva nossa tschantscha!»
 e folclora
 in mincha pora
25 custüm s-charlatta
 reclama datta
 ballin-schlittrada
 tras cuntrada
 da la BS. AG.*

30 o che bê!

In vist'als fats
qui sur nomnats
stoust dir cun schlantsch:
«Viva nos rumantsch!»

35 Mo ün sguard
aint in chà
at fa rasegnà.

No eschan il s-chart
miss a chantun
40 la negativa selecziun.

Dals noss ils blers
per no sun pers
a Cultuoira e Pürich.

Esters brich
45 assimilats
cumprèn noss prats
per fabbrichar allà
sper nossa veglia chà.

Da quista cedan
50 fundamainta
e müraglia
be sfessas
la fatschada
i scruoscha
55 la tettaglia.

Da nossa cultura fenomena
sono-radio-fotogena
es quist la fin.

*

Im schöna Engadin ...

*Bodenspekulationsaktiengesellschaft⁵⁴⁵

Die Summe der vom Titel angekündigten «romanischen Bilanz» zieht der letzte Vers auf schweizerdeutsch, womit das Hauptanliegen, der drohende Sprachwechsel ikonisch wie symbolisch unterstrichen wird. Der satirisch-polemische Diskurs artikuliert sich in zwei einander gegenübergestellten Segmenten: einem Lobgesang voller ironischer Hyperbeln auf die folkloristischen Repräsentationsformen des romanischen «Kulturbetriebs» (V. 5–34) und einem offen polemischen Blick hinter die Kulissen (V. 35–59). Die Gegenüberstellung der beiden Segmente ist grammatikalisch durch das adversative «mo» (V. 35), semantisch-thematisch durch die Antithese zwischen der Fassade («fatscha/da nossa chà», V. 3f.) und dem Innenraum («aint in chà», V. 36) des romanischen Hauses markiert. Damit zeigt die Struktur dieses Textes den von Lukács als Besonderheit der Satire genannten «Gegensatz von Wesen und Erscheinung», wenn auch in einer expliziten, vermittelnden und nicht in der unmittelbaren Form⁵⁴⁶. So finden sich, besonders deutlich in den Begriffen «folclora» (V. 23) und «reclama» (V. 26), offene polemische Akzente auch innerhalb des ironischen Lobgesanges auf die äusserliche Betriebsamkeit. Der Reim: «BS.AG./bê» (V. 29f.) wirkt durch fehlende Homographie, überraschende Homophonie und Einsilbigkeit der Reimwörter; am Buchstabennamen «G» ist die Graph-Laut-Relation überraschend, das dialektale «bê!» kann auch an das Geblök von Schafen erinnern. Der enge Bezug der auffälligen Reimwörter konkurrenziert den syntaktischen Bezug des «bê», das seine Funktion als Attribut einer ganzen Reihe von Antezedenten zugunsten der ausschliesslichen Spezifizierung des Kürzels «AG» aufzugeben scheint. Die euphorische Bewunderung des unpersönlichen, bürokratischen Kürzels «AG» ist von offensichtlicher satirischer Wirksamkeit. Im offen polemischen zweiten Teil von *Bilantsch rumantsch* verdienen allenfalls die beiden *mots-valise* «Cultuoir» und «Pürich» besondere Beachtung, weil sie zwei Standard-Motive der Sprachkampfliteratur, den kulturellen Zentralismus und die Auswanderung aus Geldgier, in verdichteter Form aufnehmen⁵⁴⁷. Die Bilanzierung schliesst mit dem prognostizierten Ende der romanischen Scheinkultur. Das Ende wird zuerst behauptet und dann in der Kodeumschaltung vorgeführt. Die Quintessenz in Schweizerdeutsch zitiert in aggressiver Ironie das stereotype, naive Lob, das die Einwanderer der Landschaft zollen, die sie als «Sprachlandschaft» zerstören. In diesem Kontext wird der unreine Reim zu einem eigentlichen Emblem des unstimmgigen Verhältnisses zwischen den beiden Sprachen.

Ganz ähnlich liegen die Dinge in der letzten Strophe von *Quo vadis Scuol?* (1975:14), wo die spielerische Funktion einer romanische Interferenz simulierenden Diastole «Oberengadin» gegenüber der satirisch-pole-

mischen Unstimmigkeit des entsprechenden Reimes mit «destin» zurücktritt:

Engiadina bassa
pürmassa
teis destin
sarà quel
dal carussel
Oberengadin. (1975:14)

Die Kodeumschaltung von Romanisch zu Deutsch als Quintessenz und Pointe des sprachkämpferischen Gedichts ist als Marke des Übergangs vom Besprechen zum Vorführen ein naheliegendes und entsprechend häufiges Verfahren. Im Gedicht *Romanischkurse in Samedan* (1975:28f.) wird kritisiert, dass lernwillige Freunde des Romanischen ausserhalb der Schulstube ihre frisch erworbenen Kenntnisse nicht anwenden können, weil man ihnen auf deutsch antwortet. Auf den deutschen Titel folgen sechs Strophen in Puter; nach der sechsten wird umgeschaltet:

Commenter
per quist dafer,
d'ün giarsun
a l'abbandun?

Potemkin
im Engadin! (1975:29)

Die letzte Strophe wird ausdrücklich als «Kommentar» («commenter») zum dargestellten Missstand angekündigt. Zur Kritik an der romanischen Scheinwelt wird in Antonomasie der Kulissenaufsteller Potemkin bemüht, die gleichzeitig vollzogene Kodeumschaltung entlarvt diese Scheinwelt mit einem Blick hinter die Kulissen, auf den sprachlichen Alltag. Kommentar und Kodeumschaltung ergänzen sich als besprechende Thematisierung und mimetische Vorführung des «Masken»-Motivs. Als Figur der Nicht-Entsprechung und Dissonanz dient wiederum der unreine Reim; die Herstellung seiner «Reinheit» durch Diastole («Potemkìn»-»Engadin») setzt eine Interferenz voraus, die in diesem auktorialen Kontext keiner andern «Stimme» zugewiesen werden kann.

Der Gegensatz zwischen Wesen und Schein bestimmt auch die Struktur von *Inscunter a l'Uniun dals Grischs a l'ester* (1973:12, 1950¹).

Che bella giuvna engiadinaisa
in costüm s-charlatta!
Eu am tschaint vi da sa maisa
admironnd la bella matta.

Tuot schenà less dir ün pled
– i s'inclegia in ladin –
e meis sforz fa seis effet.
Tuot cuntainta ri'la fin
e respuonda sainza tmüch:
«I cha numa Tütsch.
I bin zwar au vom Engadin
mini Muetter het no Romanisch gredt.
Findet Si das nit chaiba net?
Vo ira hani dia Tracht
in dera tanzi dia ganzi Nacht.»

A mai am piglia bod il flà
stun sü e pigl e vegn a chà.
[...]

Der gesellschaftliche Rahmen, ein Anlass der sprachpflegerischen Organisation *Uniun dals Grischs*, und die Engadinertracht der jungen Frau werden als sichere Indizien entsprechender Sprachkenntnisse aufgefasst. Die Indizien trügen, Anlass und Tracht sind offensichtlich folkloristisch⁵⁴⁸ geworden, die Frau besteht die Sprachprobe nicht. Noch schwerer als dieser «Verrat an der Sprache» wiegt für den strengen Sprachpfleger die völlige Unbekümmertheit der jungen Frau, die ahnungslos durch die Sprachprüfung fällt und sich in fröhlicher Nostalgie über ihre Tracht freut. Die Aufgabe der «Muttersprache» verursacht nicht einmal mehr ein schlechtes Gewissen; vor solcher Unverfrorenheit verschlägt es dem Sprachkämpfer den Atem, er muss aufstehen und gehen. Kodewechsel, Reim-Assonanz: «tmüch»- «Tütsch» und Wechsel des Reimschemas unterstreichen die symbolische Prägnanz der «Bruchstelle». Der Wechsel des Reimschemas vom alternierenden zum Paarreim erzeugt in der Abfolge «Tütsch»-«Engadin»-«gredt» signifikante «Misstöne» und Überlagerungen.

Im Gedicht *Che bella chasa engiadinaisa* (1973:20, 1956¹) ist der trügerische Schein von der rustikalisierenden Kitsch-Architektur des «Engadinerhaus-Stils» vertreten. Die Wirklichkeit entspricht nicht der ideologischen Forderung nach romanischsprachigen Bewohnern von Engadiner-

häusern. Das Haus ist leer, der Nachbar erklärt auf Baslerdeutsch, wo seine Bewohner sind.

Che bella chasa engiadinaisa

Che bella chasa engiadinaisa
cun giatreras e sgrafit!
Pichast cuntaint il battaporta
mo'l tuna tras quaidezza morta.

Che bella chasa engiadinaisa
cun giatreras e sgrafit!
«Z'klopfa nitzt nit,
d'Familie Zircher isch fort,
d'Schwooba grad visavi
wüsse wohi.»
at disch sco surpraisa
sar Basler vaschin.
– E tü stast be schmort
dal rumantsch sia fin,
dal cumün sia mort...

Che bella chasa engiadinaisa
cun giatreras e sgrafit...

Auf das ironische Lob der schönen Fassade, folgt das «Abklopfen», die zur Ernüchterung führende Suche nach dem «Inneren». Auf die Euphorie folgt das «mo» («aber»), die Entdeckung der «quaidezza morta», der «toten Ruhe» (V.4). Dieses adversative «mo» findet in der zweiten Strophe, die mit der Wiederholung des jetzt eindeutig ironischen Lobes beginnt, seine Entsprechung in der schweizerdeutschen Rede des Baslers. Für sich ist diese Rede ein deutlich spielerisches Dialekt-Pastiche; im gegebenen Kontext wird sie aber der kritisch-satirischen Funktion der Entlarvung des «Falschen» untergeordnet. Auch hier ist die semantische und symbolische Aufladung der zwischensprachlichen Reime: «sgrafit»:«nit» und «fort»:«schmort»:«mort» offensichtlich.

Im Gedicht *Uschè Tessin! – Co Engadin?* (1973:12f.,1954¹) beschäftigt sich eine erläuternde Fussnote mit der Signifikanz des Reimes:

Uschè Tessin! – Co Engadin?

Giò'l Tessin stessast frais-ch
sainza tudais-ch!
Scha tavellast talian
nu t'inclegia ün chan.
Sün via da quai tmüch
tuot disch be: «Grüezi!»
o «Redat nume Tütsch!»
[...]

NB Qua pro no almain esa tuot oter. Dieu saja lodà. La cumprova.
Rumantsch nu's rima sün chan.

Die Polemik beginnt mit dem Titel, der eine «neolateinische Gegend» – die Metonymie ist typisch für die sprachkämpferische Verbindung zwischen Sprache und Territorium – mit deutschem Namen bezeichnet. Der deutsche Gruss und die deutsche Aufforderung, die Sprache der Einwanderer statt derjenigen der «Gegend» zu reden, gehören zu den Stereotypen der Polemik gegen sprachliche Kolonisierung⁵⁴⁹. Die Glosse enthält eine ironische Beschwichtigung: die Tatsache, dass im Tessin kein Hund («chan») mehr italienisch («talian») versteht, kann im Engadin keine Entsprechung finden, weil sich «rumantsch» und «chan» nicht reimen. Für die ironisch zitierte, als Gipfel der Naivität verhöhlte Ansicht, reimlose Wörter schützen vor «ungereimten» Wirklichkeiten, finden sich wohl schwerlich Vertreter⁵⁵⁰. Diese Ansicht hat allenfalls einen selbstparodistischen Bezug, indem sie an die häufigen Verfahren der Motivation semantischer und symbolischer Bezüge durch reine und unreine Reime in der eigenen Dichtung erinnert.

Als letztes Beispiel für die satirisch-polemische Funktion dieses Verfahrens hier noch die zweite Strophe aus dem Gedicht *Vaidrina da Scuol* (1975:54, 1974¹), wo gegen die «Gruppe Handel» polemisiert wird, weil sie in ihrem Organ *Vaidrina da Scuol* (Scuoler Schaufenster) ihre Werbung ausschliesslich auf deutsch veröffentlicht. Wenn diese Gruppe meint, bei der romanischen Bevölkerung Erfolg zu haben, so erwidert ihr Planta:

schi dia a quists megafons
d'üna nouva Kultur
a quists epigons
cha lur quint va suotsur.
Che s-chandel
da la Gruppe Handel

da prostituir in vaidrina
nossa lingua ladina!

Grammatikalisch gesehen ist die «Gruppe Handel» für den Skandal nur verantwortlich, im zwischensprachlichen Reim wird der Name der Gruppe und damit die Gruppe selber zum Skandal. Dieser Skandal der sprachlichen Anpassung spiegelt sich im Reim von «Kultur» mit «suotsur» («verkehrt», eigentlich: «unten oben»). Verkehrt ist im syntagmatischen Zusammenhang nur die Rechnung, im darübergeschobenen paradigmatischen Zusammenhang des Reims dagegen ist die Kultur verkehrt, die Deutsch und Romanisch zur Übereinstimmung bringt, indem sie das Romanische abschafft. Hier wird der zwischensprachliche Reim zum polemischen Ikon dieser falschen Übereinstimmung.

IV.4.3. Expressivität und parodistischer Kontrast:

U. G. G. Derungs *Sogn Placi* (1988)

Die ausführlich diskutierten Beispiele aus Chasper Po und Armon Planta stammen aus poetischen Texten, die sich den Restriktionen von Metrum und Reim unterwerfen und in diesem Sinn als traditionell einzustufen sind. Die Häufung transkodisch markierter Reime in komischer oder satirischer Funktion ist ein Hinweis auf die zentrale Stellung dieser Figur in den Texten der beiden Poeten aus Sent. Im folgenden soll mit Derungs' *Sogn Placi* von einer Dichtung die Rede sein, die mit Strömungen der «konkreten Poesie» oder der «Avantgarde» (die Lyrik des Gruppo 63) der deutschen oder italienischen Poesie des 20. Jahrhunderts in Verbindung gebracht werden könnte und damit innerhalb der romanischen Literatur eine Ausnahmeerscheinung darstellt. Statt Metrum und Reim sind hier Collage und Verbindung zwischen Sprache und «Geräusch» die grundlegenden Verfahren:

Sogn Placi

Pumfate.

Bim, bim, bim...

Herr, öffne meine Lippen... In caffè-crem.

Babfeglspertsognam. Malàm.

5

Pumfate.

Cling, cling, cling... 'rieleison, 'steleison, 'rieleison...

Cling, cling... Sanctus...

Mortàm, Malàm. Gloria in excelsis.

Pumfate.
 10 Bim, bam, bim, bam... In pier. Bellezia rassas.

 «Ei gl'ei in liug da vegl enneu.» Cumpignia, adatg, stai!
 Pumfate.
 Ideals de nos babuns.
 Cigaretta.
 15 Sogns patruns.
 Puccau.
 «Enten la Ligia Sura.»
 Pumfate.
 Cafanuns. Cars cristifideivels. Bellezia aura.
 20 'steleison, 'rieleison.
 Contas ga? Babnos.

 Pumfate.
 Sontgas reliquias. Pommes frites, Malàm, mortàm.
 Zum Kloster.
 25 Il raziunalissem de nies temps. Modernists.
 Persuls, ni cun auters?
 Turissem religios.
 «El salva vera paupradad.» Meringues cun gromma.

 Pumfate.
 30 Il materialissem de nies temps.
 Plagas modernas.
 Avat e mistral.
 Barsau-piertg cun arveglia.
 La frau doctra cul Mercedes. «En semplà paupradad.»
 35 Las mattauns cul tschupi.
 Pumfate.
 Ils honors della Cadi.
 Pumfate.
 Il signur docter. Calcatis mundi illecebris.
 40 Il regierigsrott. Pro iustitia mori non dubitavit.
 Igl uestg. Humilis ipse secutus.
 Malàm, mortàm.
 Pumfate.
 Cumpignia de mats.

45 Pumfate.
Predicatur festiv. Substanza religiosa.
Cigaretta.
Cu cal'el cun quella lala?
Ferms rempars.
50 In pier.
Nos babuns.
Reliquias sularadas. Zimmer für Passanten.
Heresias modernas.
Salata russa. «Vegn leu hondrau.»
55 Progressists e fauls profets.
Encarschadetgna pil paganissem? Mayonnaise.

Pumfate.
Nossa cara giuventetgna.
Bellezia aura.
60 Speronza. «La gnefla sularada.» Digl avegnir.
«Asens adoravan.»⁵⁵¹
Malàm, mortàm.

Pumfate.
Bim, bam, bim, bam...
65 Bellezia rassas.
Priedi festiv. Mit fliessendem Wasser.
Viver en moda surnaturala.

Pumfate.
Gl'emprem la musica. «Da sogn Zipert tschentada.»
70 Lu ils affons.
Treis ga ad jamna.
Epi ils mats. «Tier quella paganeglia.»
Las mattauns. Consommé cun iev.
Malàm, mortàm.

75 Pumfate.
Materialissem.
«A Diu flissi surveva.»
Dudisch milliuns.
«En sontga paupradad.»
80 In pier.

«La sia rauba, praus e tut.»
«Nossamortàm, nusdalmalàm.»

Das auffälligste Merkmal dieses Textes ist sein intertextuelles und interdiskursives⁵⁵² «Durcheinander» und die Überlagerung von textuellen Sequenzen und aussersprachlichen Geräuschen. In einem ersten Ordnungsversuch können versprachlichte Formen aussersprachlicher Geräusche (Mörsergeschüsse, Glocken) von fragmentarisch zitierten Texten und Diskursen unterschieden werden. Nur sichtbare Texte sind der Wegweiser «Zum Kloster» (V.24) und die Schilder: «Zimmer für Passanten» (v.52), «Mit fließendem Wasser» (V.66). Als «aufgeführte» Texte haben wir Gebete, liturgische Texte und das Sogn-Placi-Lied. Zu den Diskursen gehören eine Beichte, eine Predigt, Sprechakte im Handlungsrahmen «Restaurant», Reden oder Gedanken eines Zuschauers oder Zuschauerkollektivs. Letztere sind keiner textinternen konkretisierten Person, keiner Situation, keinem Handlungszusammenhang zugeordnet und damit von Beobachtungen, Kommentaren, Erinnerungen des textexternen «Sprechers» nicht zu unterscheiden.

Interessanter als die (nicht immer eindeutige) Zuweisung der einzelnen Zeilen zu einzelnen Geräuschen, Texten und Diskursen ist die Beschreibung ihrer Überlagerung, ihrer Schnittstellen, der einzelnen dadurch zustande kommenden Brechungen und Verfremdungen.

Neun der zehn Strophen beginnen mit onomatopoetischem «Pumfate»⁵⁵³, das Kenner der Sogn Placi-Prozession in Disentis übereinstimmend auf die Schüsse der abgefeuerten Mörser zurückführen. In den drei ersten Strophen folgt auf «Pumfate» jeweils eine Zeile «Glockengeläut» (V.2, 6, 7, 10), dazwischengeschoben sind hier (V.1–10) Gebets- und Liturgiesequenzen (v.3f., 6–8), die durch Überlagerung und Verschleifung mit den «Geräuschen»: «cling...’rieleison» (V.6) und durch ritualisiertes, durch graphische Tilgung der Wortgrenzen markiertes «Ableiern»: «Babfeglspértso-gnam. Malàm.» (V.4)⁵⁵⁴ in ihrer sprachlichen Signifikanz reduziert und den «Geräuschen» angeglichen werden. Neben der Überlagerung gehören der abrupte Wechsel zwischen so völlig verschiedenen Sprechhandlungen wie «beten» und «in einem Restaurant etwas bestellen» und ihre tückische syntagmatische Verknüpfung zu den wirksamsten parodistischen Verfahren dieses Textes. Im Falle von: «Herr, öffne meine Lippen ... In caffè-crem.» (V.3)⁵⁵⁵ ergibt sich der herabsetzende Effekt aus der suggestiven Ersetzung des Betens durch das Kaffee Trinken als Zweck des Lippen Öffnens. Im Falle von: «Il regierigsrott. Pro iustitia mori non dubitavit./Igl uestg. Humilis ipse secutus.» (V.4of.) ist die tückische Identifikation des auf romanisch

genannten Subjekts mit dem im lateinischen Segment gemeinten die Voraussetzung für die Hervorhebung des semantisch-referentiellen Widerspruchs zwischen «Regierungsrat» und «Gerechtigkeits-Märtyrer», «Bischof» und «humilis». Auf der Ebene der Konnotation wird dieser Kontrast durch den Wechsel von einem als umgangssprachlich markierten Romanisch zum sakral konnotierten Latein unterstrichen (dazu unten).

Zu den wichtigeren Hypotexten unseres Textes gehört die *Canzun de soing Placi, e soing Sigisbert*, aus der 10 Zeilen, fast wörtlich und durchwegs mit Anführungszeichen, aber nicht immer als entsprechend selbständige Zeile, «zitiert»⁵⁵⁶ werden. Einen ersten Hinweis auf die Modalitäten des intertextuellen Spieles zwischen diesen beiden Texten bietet die markant sprunghafte Anordnung der «Zitate» (cfr. Anm. 556), die der einfachen Hypothese, es handle sich um wiederholte Einschaltungen kurzer Sequenzen des «im Hintergrund» gesungenen Liedes, widerspricht⁵⁵⁷. Die Auflösung und Fragmentierung des Hypotextes akzentuiert seine Verfügbarkeit und die parodistische Kontrastierung zwischen Zitat und zitierendem Kontext. Diese Kontrastierung zeigt sich exemplarisch in der wiederholten Brechung der im Lied dominierenden Isotopie «arm» – «heilig» – «spirituell» an ihrer im zitierenden Kontext vorherrschenden Antithese: «reich» – «konsumistisch» – «materiell». «*El salva vera paupradat.* Meringues cun gromma.» (V. 28). Selektion und Kombination des semantisch und situativ Gegensätzlichen erzeugen hier den wirksamen syntagmatischen Effekt der unstimmgigen Exemplifizierung: der gelebte Konsumismus «veranschaulicht» die besungene Armut. In der umgekehrten Reihenfolge: «*La frau doctra cul Mercedes.* *En sempla paupradad.*» (V. 34) wird die Verknüpfung von Hypo- und Hypertext als Exemplifizierung und ironische Kommentierung noch deutlicher. Die starke symbolische Antithese zwischen «Mercedes» und «wahrer Armut» wird durch diese syntaktische und diskursive Verknüpfung scheinhaft aufgehoben und damit akzentuiert. Zur besungenen Armut, so die polemische Quintessenz, steht der gelebte Reichtum in keinem Gegensatz, weil «besingen» nichts bedeutet. In exemplarischer Weise parodistisch im Sinne der Verbindung von Zitat und herabsetzender Ersetzung ist die folgende Zeile, in der die «Heiligkeit»: «*Bià Soingiadat vegn lau hondrau*» (V. 9) in der Parodie durch «russischen Salat» ersetzt wird: «*Salata russa.* *Vegn leu hondrau.*» (V. 54). Die analoge syntaktische Position wird semantisch funktional: der russische Salat, und metonymisch alles Essbare, ersetzt buchstäblich den verlorenen Glauben an die Heiligkeit.

Der Gegensatz zwischen «spirituell» und «materiell» kann als zentrale Opposition des ganzen Textes angesehen werden, die auch die Funktionen seiner Mehrsprachigkeit mitbestimmt.

Zu den imitierten Diskursen des Textes gehört eine *Beichte*, genauer das Abfragen des Sündenregisters durch den Beichtvater: «Contas ga? Babnos.» (V. 21) und: «Persuls, ni cun auters?» (V. 26) sind einschlägige Stereotype⁵⁵⁸, «Puccau» (V. 16) könnte das Thema der Beichte vorankündigen, «Treis ga ad jamna.» (V. 71) könnte die Antwort des Befragten auf «Contas ga?» (V. 21) sein. Ferner haben wir eine *Predigt*, auf die mit der Ansprache «Cars cristfideivels.» (V. 19) beginnt und durch die beiden Angaben «Predicatur festiv.» (V. 46), «Priedi festiv.» (V. 66) und die negative Reaktion eines Zuhörers: «Cu cal'el cun quella lala?» (V. 48) mehrmals explizit hingewiesen wird. Die entsprechenden «Zitate» wirken durch ihre Reduktion auf einschlägige, obsessiv wiederholte Schlagworte als parodistische Inhaltsangabe des Themas «moderner Materialismus zerstört frühere Religiosität»: «Il raziunalissem de nies temps. Modernists.» (V. 25), «Il materialissem de nies temps.» (V. 30), «Materialissem.» (V. 76)⁵⁵⁹. Auch hier beruht die Herabsetzung auf der Verknüpfung der heterogenen Elemente der Collage als Spezifizierungen, Exemplifizierungen oder erklärende Appositionen: «Plagas modernas./Avat e mistral.» (V. 31f.), «Priedi festiv. Mit fließendem Wasser.» (V. 66).

Zum Handlungssystem «Restaurant»⁵⁶⁰ gehören die einzelnen Bezeichnungen von Esswaren, die als Bestellungen, als «Auftischkommentare» oder auch nur als Fragmente einer Speisekarte oder Aushängetafel verstanden werden können. Ihre herabsetzende Funktion ist offensichtlich und folgt dem bekannten Topos der Küche als Ort der parodistischen Herabsetzung des «Erhabenen» und «Autoritären»⁵⁶¹. Auch hier wirken die Juxtapositionen als komische oder polemische Spezifizierungen: «Sontgas reliquias. Pommes frites, Malàm, mortàm.» (V. 23), «Firms rempars./In pier.» (V. 49f.), «Heresias modernas./Salata russa.» «Vegn leu hondrau.» (V. 53f.)⁵⁶².

Zu den angedeuteten intertextuellen und interdiskursiven Verschränkungen und Überlagerungen unter beständigem Wechsel der Hypotexte tritt der Wechsel zwischen verschiedenen Sprachen, der mit jenem nicht kongruent (oder «isomorph») ist. Der evidenteste, als kulturelle Sprachbewertung dem Text vorgelagerte, von diesem konsequent aufgenommene und verstärkte, konnotative Kontrast ist derjenige zwischen den «Sakralsprachen» (Latein⁵⁶³, Griechisch) und den aktuellen «Verkehrssprachen» (Romanisch, Deutsch). Trotz ihres spärlichen Auftretens zeigen sich in den griechischen und lateinischen Segmenten zentrale Verfahren der Verfremdung durch die Interaktion zwischen Zitat und Rahmen. Es sind dies die «Erosion» des Signifikanten durch Überlagerung mit aussersprachlichen Geräuschen (cfr. V. 6) und die parodistisch wirksame, «falsche» anaphorische Verknüpfung zwischen sakralem Zitat und profanem Kontext.

Hier zeigt sich ein weiterer Kontrast, derjenige zwischen der einsprachigen, stereotypen «Isolation» des Zitats und der «Durchlässigkeit» des von deutschen Einschüben geprägten romanischen Rahmens. «La frau doctra cul Mercedes. «En sempla paupradad» (V. 34), «Il signur docter. Calcatis mundi illecebris./Il regierigsrott. Pro iustitia mori non dubitavit.» (V. 40f.). Die lateinische und neolateinisch-romanische Tradition ist zum Zitat erstarrt, zur Benennung der gegenwärtigen Autoritäten braucht das Romanische Entlehnungen aus dem Deutschen. Die Form «Il regierigsrott» simuliert nicht nur eine präzise beobachtete phonetische Interferenz (Vokalkürzung), sie bringt das Lehnwort auch in die gefährliche Nähe deutscher Lexeme wie «Rotte», «Verrottung». Die konnotativen Kontraste zwischen einem zu traditioneller Formelsprache erstarrten Romanisch und der hybriden Mehrsprachigkeit aktuellen Sprachgebrauchs wiederholt sich innerhalb der exemplarischen Antithese zwischen der Predigt und dem «Restaurant». Die Predigtsegmente, die den modernen Materialismus und Konsumismus geisseln, sind ausschliesslich romanisch, beziehungsweise durch integrierte, unauffällige «Internationalismen» neolateinischer Herkunft («raziunalissem» (V. 25), «turissem» (V. 27), «materialissem» (V. 30, 75)) gekennzeichnet. Auf die Allgegenwart des Tourismus beziehen sich die deutschen Einschübe. Die Zeile: «Priedi festiv. Mit fliessendem Wasser» (V. 66) verdichtet den Kontrast zwischen romanischer Ideologie und deutscher «Wirklichkeit». Die Liste der Konsumgüter zeigt, dass kein stereotyper Romanisch-Deutsch-Gegensatz aufgebaut wird: neben dem mehrfach wiederholten, integrierten, populären Lehnwort: «In pier» (V. 10, 50, 80) haben wir «in caffè-crem» (V. 3), «Pommes frites» (V. 23), «Meringues cun gromma» (V. 28), «Mayonnaise» (V. 56), «Consommé cun iev» (V. 73), lauter Internationalismen, deren chaotische Häufung von der lehnübersetzten «Salata russa» (V. 54) symbolisch verdichtet wird.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass wir im grundlegenden Gegensatz zwischen sinnentleerter Erstarrung auf der einen und banaler Hybridisierung auf der andern Seite den gemeinsamen Nenner zwischen den wichtigsten semantischen und konnotativen Kontrasten haben. Das expressive Potential dieses Textes resultiert nicht einfach aus der Summe der hier aufgeführten Ebenen, sondern aus der Dynamik und Abruptheit ihrer Wechsel und Überschneidungen.

IV.5. Satiren gegen die «romanische Bewegung»

Innerhalb der «romanischen Bewegung» wird, wie oben (III.) gezeigt wurde, enthusiastisch und manchmal pathetisch für die Erhaltung des Romanischen in seiner vorgestellten «Reinheit» gekämpft. Stereotype Argumentationen, anmassende Sprachschelte, puristische Belehrung, vor allem aber Institutionalisierung der «Sprachpflege» können bei den Betroffenen Zweifel, Ärger und Spottlust wecken. Als beliebtes satirisches Stilmittel sind Mehrsprachigkeit und Sprachmischung umso wirksamer, wenn der angegriffene Gegenstand eine sprachbezogene Ideologie ist.

IV.5.1. Reto Caratsch, *La Renaschentscha dals Patagons* (1949).

Pastiche und Karikatur, Purismus und Antipurismus

Reto Caratschs *La Renaschentscha dals Patagons*⁵⁶⁴ ist die bissigste und literarisch elaborierteste satirische Darstellung der bündnerromanischen Spracherhaltungsbewegung, der ihr bürokratischer Geist und ihre sinnlosen, von absurden Partikularinteressen bedingten Streitereien vorgehalten werden⁵⁶⁵. Caratschs Satire arbeitet mit den Mitteln der geographisch-kulturellen Verfremdung⁵⁶⁶, die verspottete Rätoromania wird nach Südamerika verlegt, Graubünden figuriert als Patagonien, der Text definiert sich selbst, indirekt und in ironischer Selbstverleugnung, als «roman da clev», als «Schlüsselroman»⁵⁶⁷. Diese, in satirischen Texten durchaus häufige Verfremdung kann mit Lukács als Mittel der kritischen Durchleuchtung eines Gesellschaftsmilieus interpretiert werden⁵⁶⁸. Sie enthält aber auch für sich ein komisches Potenzial, das Preisendanz auf das Verhältnis von fiktional Dargestelltem und referentiell Gemeintem zurückführt. Man habe sich klarzumachen, «dass das Satirische seine komischen Effekte gar nicht in erster Linie aus der Lächerlichkeit von Verkehrtheiten und Verderbnissen bezieht, sondern dass das Komische vor allem in dem Verhältnis von gemeinter, anvisierter faktischer Wirklichkeit einerseits, von dargestellter, artistisch elaborierter Wirklichkeit andererseits steckt.» (1976:412). Dieses Spiel der «transparenten Entstellung» (Preisendanz 1976:413), der «Interferenz von Ausgefallenheit und Vertrautheit, von Abständigkeit und Kommensurabilität» (ibid.) ist für Caratschs *Renaschentscha* von zentraler Bedeutung, auf dieses Spiel sind nicht nur Verständnisschwierigkeiten⁵⁶⁹, sondern auch ein wesentlicher Teil des Lesevergnügens zurückzuführen.

Das Titelwort «Renaschentscha» präzisiert den Gegenstand des satirischen Angriffs: es geht um die häufig als «romanische Renaissance» bezeichnete, nicht sehr genau umrissene Periode der romanischen Sprachbewegung⁵⁷⁰. Im Text wird mehrfach auf dieses Titelwort Bezug genommen:

(1) Da quel mumaint davent, lur renaschentscha saro definitivmaing asgüreda – già cha d'üna renaschentscha talaccan e s'insömgian da bel cuntin. Unanimamaing braman ils Patagons da gnir sül muond üna seguonda vouta. (1983:25)

(2) Que as dschess cuntinuantas döglias e paglioulas chi parder-schan la renaschentscha patagona... (1983:35)

Beide Titel-Zitate erzielen ihre komische Wirkung durch herabsetzendes «Wörtlich-Nehmen» der gängigen obsoleten Metapher⁵⁷¹ der «Wiedergeburt». Das Verfahren ist emblematisch für eine wichtige Tendenz von Caratschs satirisch umgesetzter, aber auch offen polemischer Kritik an der Ideologie der romanischen Spracherhaltungsbewegung. Diese ist ihm zu sehr auf das Bildliche und Symbolische fixiert, zu wenig auf die Konkretheit alltäglicher Realitäten bedacht, was die Umsetzung entsprechender Forderungen und Massnahmen nicht erleichtert. Ausdrücklich kritisiert wird diese «Bildersucht» der Patagonen am Ende des ersten Kapitels der *Renaschentscha*, wo eine spöttische Auslegung der parodierten «Sprache-Baum»-Allegorie in eine offene Polemik mündet:

(3) Be cha que nun es ün bös-ch visibel e palpabel, dimpersè üna lingua. Differents idioms fuorman la ramma, ün'abundaunza da tschauntschas localas sun las manzinas. Tü stust savoir, lectur, cha'ls Patagons sun amatuors da sumaglias, metafras e fluors simbolicas. Ch'ün nu vegna a'ls zacagner cun denominaziuns sechas e sconsolantas scu conjunziuns, particips, gerundis, cumplements d'object e simla rüzcha da magliacudeschs! Ch'ün metta ad ir imegnas trattas da la fauna, flora, idrologia, meteorologia ed astronomia, quetaunt inclegiane dalum. Landrouer es que ün milli gust da'ls explicher la filologia. (1983:25)

Die Metaphorisierung der Sprache als «Baum» ist im romanischen Spracherhaltungsdiskurs so häufig⁵⁷², dass ihre minutiöse Auslegung redundant und parodistisch wirkt. Die Parodie trifft darüber hinaus auch die in romanischen Texten sehr häufig dem Gesagten unnötigerweise nachgeschobene Erläuterung des «Gemeinten». Zugleich aber definiert hier der Text in der Metaphorisierung sprachlicher Gegenstände einen wichtigen Bereich seiner eigenen satirischen Verfremdung.

Als Satire rückt die *Renaschentscha* nicht nur die angegriffenen sprachpflegerischen Bemühungen der Rätoromanen ins kritische Licht, sie

fordert auch, im Sinne der vom Autor vertretenen positiven Norm⁵⁷³, ein neues sprachlich-kulturelles Bewusstsein. Eine erste Präzisierung der angegriffenen wie der geforderten Haltung vermitteln die folgenden Textstellen, die sich mit Purismus befassen. Das eigentliche Problem des Purismus sind offensichtlich die «Spezialisten»; bei Caratsch sind es zwei Ärzte:

(4) [...] duos frers bain intenziunos e specialists da medicina amenduos. Il prüm, chi obtgnet la dignited da kazik, gnit tramiss a girer cun üna squitta. Cur ch'el udiva plets spagnöls e portugais daiva'l üna ferma fureda aint il bratsch da la persuna melspüdaivla. Il liquid d'injecziun muntaiva al tscharvè, sclarind salubramaing las cellas chi cumandan l'expressiun linguistica.

In quels pochs cas cha tel möd da proceder nu güdaiva, entraiva in scrima il frer dal kazik. Scha qualchün s'incarognaiva da pcher cunter las reglas dal s-chet patagon, sch'el faiva pastrügls cul gerundi, tschavattaiva cunter il conjunctiv, confundaiva cu e scu, cuas e scuas, faiva nos specialist ün sagl tres l'ajer, avriva la buocha melprusa, pigliaiva üna zaungia e traiva our ün daint, razzacazza! Que gniva fat cun rutina, be in duos e duos quatter. Ils resultats paraivan magari buns. Apaina cha'ls Agneïns vzaivan ils homens da la squitta e da la zaungia, as flissagiaivane d'üna lingua bain in uorden. (1983:38)

(5) Ma oi oi, mincha vouta cha'ls meritaivels frers volvaivan darcho las arains, dschaiva la glied traunter dad ella: «Che vulais, cul patagon nu's riva niauncha da vender üna chevra. Chi chi vuol fer affers, discuorra spagnöl.» Bainschi nun eiran ils Agneïns uschè radicals scu tschertas vschinaunchas da la Selvaclera, las quelas, avaut tschinquant'ans, vaivan chatscho sü multas e fallas als disgrazchos infaunts chi discurrivan l'idiom dal pajais süllas plazzas da scoula. Ma illas cumpagnias e radunanzas dals Agneïns, apaina ch'üna fatscha fulastera da quandergiò cumpera suot üsch, tuots schmaunchan in ün hui lur lingua materna, tuots cumainzan a bütscher la puolvra, tuots faun glischaröl a l'ester. (1983:38f.)

Hinter den beiden Figuren stecken der Scuoler Arzt Men Gaudenz (1899–1982) und sein Bruder, der Zahnarzt Notaporta Gaudenz (1905–1973), die als gefürchtete «Experten der Sprachmedizin»⁵⁷⁴ durchs Land ziehen. Wer «spanische und portugiesische» (sprich: deutsche und italienische) Wörter

braucht, kriegt eine Spritze verpasst, wer grammatikalische Regeln des «s-chet patagon», des «reinen Patagonisch»⁵⁷⁵ verletzt, dem wird «razza-cazza!» ein Zahn gezogen. Die verbreitete medizinische Metaphorik, die das Romanische als «Pazient», kontaktsprachliche Erscheinungen als «Infektion» apostrophiert⁵⁷⁶, bildet den Hintergrund dieser wörtlich genommenen, grotesken Sprachtherapie, die im Falle des Zahnarztes von der etymologischen Verwandtschaft von romanischem «lingua» («Zunge») und «lengua» («Sprache») profitiert.

Der medizinische Terror nützt nur in Anwesenheit der furchterregenden Ärzte; sobald sich diese abwenden, resignieren die Romanen mit dem Standard-Argument der eingeschränkten Verwendbarkeit ihrer Sprache: «Mit Patagonisch kann man nicht einmal eine Ziege verkaufen. Wer Geschäfte machen will, spricht spanisch.»⁵⁷⁷ Zwar hätten die «Agneïns» (Engadiner) im Gegensatz zu gewissen Gemeinden der Selvaclera (Hinterrhein, Domleschg) ihren Kindern niemals ein Romanischverbot auferlegt⁵⁷⁸, doch würden auch sie beim Auftauchen «eines Fremden aus dem Unterland» in über-eifriger Anpassung sofort auf Deutsch umstellen. Nach der ungewöhnlichen Verhöhnung der erbarmungslosen «Sprachmedizin» verfällt Caratsch also in die gängigste und abgegriffenste Argumentation der traditionellen sprachpflegerischen Schelte, wonach die grösste Gefahr für das Romanische der für die sprachliche Anpassung ans Deutsche verantwortliche Materialismus⁵⁷⁹ seiner Sprecher sei. So zeichnet sich hier eine durchgehende Spaltung von Caratschs Satire ab, die sich auch auf die literarische Qualität auswirkt. Als satirische Kritik an der romanischen Elite und ihrer institutionalisierten Sprachpflege ist die *Renaschentscha* mutig, unkonventionell, ungewohnt bissig und literarisch hochstehend; als Schelte an die Adresse des romanischen Fussvolkes dagegen ist der Text oft explizit polemisch und wiederholt die traditionellsten und abgegriffensten Argumente der romanischen Sprachbewegung. So wird hier dem «Durchschnittsromanen» in paternalistischer und offen autoritärer Weise mangelnder Idealismus, ungenügende Liebe zur Muttersprache und fehlende Opferbereitschaft vorgehalten. Das Romanische retten könne nur die «Energie der Liebe»:

(6) Be üna chosa, ün'unica, po salver la lingua e l'orma da quist pajais: l'energia da l'amur. La vaira amur s'exprima tres sacrificzis e niauncha piz tres declamaziuns e patafchas. Scha la massa dals Patagons cumanzess propi ad amer lur lingua, nu's struzchess ella pü inavaunt cullas crotschas da las subvenziuns, nu vess ella pü dabsögn da la pisserusa lavuriusited dals kaziks. (1983:41)

Hier werden nicht nur das Verspottete (die angegriffene Norm) und das Geforderte (die positive Norm) unmissverständlich präzisiert, hier wird auch ihr Zusammenhang geklärt: die verspotteten «Deklamationen und Schreibereien», die «an den Krücken der Subventionen sich fortschleppende Sprache» sind die unmittelbare Folge mangelnder Liebe und Opferbereitschaft seitens der «Masse der Patagonen». Die in der *Renaschentscha* mehrmals erhobene Forderung nach konkreten Opfern zugunsten der Sprache findet in Caratschs sprachpflegerischem Manifest *Il program da Schlarigna* ihre direkte Fortsetzung und Präzisierung. Zu den zentralen Punkten dieses Programms gehört die «spüerta da sacrifici», die «Opfergabe», eine Gelegenheit für alle Romanen, die Liebe zu ihrer Sprache durch die jährliche Spende des Lohnes eines Arbeitstages für sprachpflegerische Zwecke unter Beweis zu stellen⁵⁸⁰. In krassem Widerspruch zur Kritik der *Renaschentscha* an der übermäßigen Institutionalisierung der romanischen Sprachbewegung stehen verschiedene Vorschläge des *Program da Schlarigna* zur Restrukturierung, aber auch zur Neugründung einschlägiger Institutionen⁵⁸¹.

Zur traditionellen «Sprachschele» gehört auch die Behauptung, die nicht zur Elite gehörenden Romanen, «ils oters», «die andern», würden einen Sprachwechsel ohne jedes Bedauern vollziehen:

(7) Ed ils oters, las bgeras millieras? Els s'inservan da lur lingua, già ch'ell'es preschainta, scu ch'ün piglia ün curtè chi es pel solit sün maisa per taglier il paun. Il mumaint cha vezzan ün oter curtè pü cumadaivel schi tschüffan a quel sainza stüdger lönch. Nun es il patagon üna lingua ün pô retrograda, üna tschauntscha da famagls? Nu stu ün as vargugner ün pô da quist barbottöz?
(1983:40)

Mit derselben Unbekümmertheit, mit der man ein Brotmesser zugunsten eines neueren, «bequemerem» («pü cumadaivel») weglegt, würden die meisten Romanen in ihrem engstirnigen Utilitarismus ihre Sprache «weglegen». In einer durch die rhetorische Frage eingeleiteten, freien indirekten Rede werden die falschen, auf Minderwertigkeitsgefühlen⁵⁸² beruhenden Argumente gegen das Romanische ironisch zitiert. Sie wiederholen das Vorurteil der «Antiquiertheit» des Romanischen als «lingua ün pô retrograda» («ein bisschen veraltete Sprache»), seines geringen Prestiges als «lingua da famagls» («Sprache von Knechten») und als «barbottöz» («Gestammel», «Gestotter»). Diese letzte Charakterisierung wird erst vor dem Hintergrund der verbreiteten Polemik gegen kontaktsprachliche Erscheinungen richtig

verständlich. Als «Gestotter» wird nicht nur die «Halbsprache» beschimpft, die Romanen nach dem Sprachwechsel sprechen sollen⁵⁸³, «Gestotter» ist auch die als Indiz des bevorstehenden Sprachwechsels geltende romanisch-deutsche «Mischsprache». In der folgenden Textstelle macht Caratsch deutlich, wie das Romanische tatsächlich zum «barbottöz» verkommt:

(8) Chi chi s'impaisa memma a las chevras ed ad oters marchos, chi chi vain trat be tres il licher da las liangias e dals Fränzlis a radunanzas inua chi vain tschantscho dal destin d'ün pövel, quel bainschi nu rivaro mê da s'exprimer bain in sa lingua chi es la lingua dal cour. Alura dvaint'la propi ün barbottöz, quista povra lingua zoppagianta. Schi ch'ella sparescha, ch'ella giaja a pichas püchöntschi cu da mner l'existenza d'ün bastard!

Üna tschauntscha chi schlampruna miserabelmaing illa vita da minchadi, chi as muossa i'ls dis da faira in ün ridicul costum d'arlekin be pezzas da differentas culuors, chi lavura cun statisticas fallatschusas, già cha be deschi u dudeschi u quindesch da tschient chi as nomnan sieus rapreschantants l'haun vairamaing in mastria – ün utschè d'plom scu quel nun ho pü dret a l'existenza. Cum batter süls fiers u capituler, que es l'alternativa per ils Patagons, scha vöglian esser onests. (1983:40f.)

Wer allzusehr an Ziegen- (cfr. oben, [5]) und andere Händel denkt, wer die Versammlungen der sprachpflegerischen Organisationen nur der Tanzmusik und der Würste wegen besucht, «der wird sich in seiner Sprache, die eine Sprache des Herzens ist, nie gut ausdrücken können. Dann wird sie wirklich zum Gestotter, diese arme, hinkende Sprache». Diese direkte Verknüpfung von moralischer Verkommenheit (Geldgier und Genusssucht) und sprachlichem Zerfall entspricht der traditionellen, mit Schuldgefühlen arbeitenden, sprachpflegerischen «Schelte von oben»⁵⁸⁴. Ebenfalls traditionell ist die Bezeichnung des Romanischen als «lingua dal cour», als «Sprache des Herzens»⁵⁸⁵. Dass «barbottöz» («Gestotter») als Metapher für kontaktsprachliche Erscheinungen dient, wird von der folgenden Formulierung des ebenfalls traditionsreichen Wunsches bestätigt, eine solche Sprache solle besser untergehen als «die Existenz eines Bastards führen», «mner l'existenza d'ün bastard!»⁵⁸⁶. Die Polemik gegen ein im Alltag verkommenes Romanisch, «das sich an Markttagen in einem lächerlichen Harlekins-Kostüm voller verschiedenfarbiger Flicke zeigt», «chi as muossa i'ls dis da faira in ün ridicul costum d'arlekin be pezzas da differentas culuors» ist als

Variation der Metapher des «Bastards» zu lesen. Der Buntheit des Harlekins-Kostüms entspricht traditionellerweise die Buntheit seiner Sprache, der erste Arlecchino mit bekanntem Darsteller spricht am Ende des 16. Jahrhunderts: «una sorta di interlingua o di esperanto teatrale europeo»⁵⁸⁷, Kleid und Sprache des Harlekins sind Embleme der Verbindung von Heterogenität und Komik. Diese Polemik gegen den unwürdigen sprachlichen Bastarden, gegen das sprachliche Harlekins-Kostüm steht eindeutig in der puristischen Tradition, die Ablehnung der «Mischsprache» ist hier militant ideologisch und ohne jede Spur von Ironie. Damit scheint die sprachkämpferische Ideologie Caratschs in ihren Grundzügen geklärt: die als weltfremde Alibi-Übung dargestellte, institutionalisierte Sprachpflege der romanischen Elite findet so wenig Gnade wie die utilitaristische Unbekümmertheit und der sprachliche Folklorismus der «Massen». Gefordert wird dagegen ein neues, durch Opferbereitschaft sich manifestierendes Sprachbewusstsein des Romanischen als «Existenzform»⁵⁸⁸, das allein eine breit abgestützte, hohe Sprachkompetenz («mastria») garantieren und sprachliche Bastardisierung verhindern könne. Wenn damit die Position des Ideologen Caratsch skizziert ist, so bleibt die Frage nach der «Umsetzung» solcher Ideologie in den weniger offen besprechenden, literarischeren Passagen der *Renascentscha*. Lässt sich das erfindungsreiche Sprachspiel des «Pasticheur» Caratsch auf diese sprachpflegerische Position zurückbinden, sind die Formen von «Sprachmischung» in der *Renascentscha* nichts als die mimetische Entsprechung zur offenen Polemik gegen das sprachliche Harlekins-Kostüm? Oder muss umgekehrt damit gerechnet werden, dass sich die sprachliche Imitations- und Spiellust selbständig macht, dass der Harlekin vergisst, dass er sein Kostüm nur zur warnenden Veranschaulichung der drohenden «Bastardisierung» der Sprache angezogen hat?

Die folgende Textstelle imitiert und kommentiert die Bemühung der Puristen um ein reines schriftsprachliches Ladin. Vorgeführt wird ein Artikel aus dem «Fögl dals Agnels» («Fögl Ladin»); die Puristen suchen das «Reine» im Alten:

(9) «*Per faer ire in aschmaunchiauntza las chiativas foergias, puchiadse et giüstras dantilgiusas dalg davous tempe, il kazik da l'Uniun dals Prus, schkoa vair amigk da la pêsch, nitza et atzefa üna nouva chiaschun. As muantande da Schkulox davente, uyn el a gyrer traes tuot las wschinaunchias agnellinas, trejand a manzun e tscherchiande da vender cartas postaelas chi amuossan ils bildts da 44 utschels e da 39 splerins cun lur noms patagons. La nomenclatüergia ais ün'amaschdauntza atraunter Durich Chiampell da*

Susch e Batrumieu Maccabäus da Cinuoschial. Melavita il suczeesse nun atzieva il plaschamainte da noas tzuond awisaivel, deck patzgiaint e fick atzafaivel kazike. Ils purs et habiagiaeders daun grimm pschait et afaun spoera. Els avierwan et arampoengian chia ils bels merls dal muwimainte patagon nun amiertessan gnyr afotografos, e chia tschearts splerins gnyervus afessan melg dad ire a's afaer arder in ün fearm fôe.»

Perche quista lingua arcaica? La redacziun vaiva pertschert sieus buns motivs. Avaunt var sesaunta e settaunta ans vaivan ils Agneins strat notiers plets portugais a tamfun, ils cumbinand seguond la sintaxa spagnöla e fand valair cha quella buoglia saja il vair patagon. Per furtüna cha d'eira proruot üna reacziun chi sbüttaiva la rüzcha da bazar e turnaiva a la stoffa solida dal pajais. Üna reacziun ho la tendenza da continuer sülla via dal retuorn. Uschè eir'il «Fögl» rivo fin tals autuors classics dal saideschevel tschientaner, e lo as stuvet el fermer, nu siand bun da chatter documaints linguistics auncha plü vegls vadrüschs. (1983:93f.)

Die zoologische Terminologie der als Postkarten verhöhten Lehrtafeln wird polemisch als «Mischung», «amaschdauntza», zwischen der Sprache des Reformators Durich Chiampell (1510–1582) und derjenigen ihres Autors «Batrumieu Maccabäus», des Biologielehrers Steivan Brunies (1877–1953)⁵⁸⁹, gekennzeichnet. Damit ist auch ein erster Hinweis auf die vom Pastiche imitierte sprachliche und graphische Norm gegeben. Ein Blick in Chiampells *Cudesch da Psalms* (1562) zeigt, dass die auffälligsten Grapheme von Caratschs Pastiche: «w» (für «v»), «tz» (für «z»), «k» (für: «c») durchaus aus dieser Quelle stammen könnten. Ein allgemeinerer Hinweis wird im Kommentar zu dieser «lingua arcaica» nachgeliefert: die Zeitung habe in ihrem puristischen Bemühen immer weiter zurückgegriffen, bis sie schliesslich bei den «autuors classics dal saideschevel tschientaner», den «klassischen Autoren des 16. Jahrhunderts» angelangt sei. Damit ist die breitere (hypo)textuelle Basis dieses Pastiche bestätigt, epithetisches «e» («puchiadse», «tempe», «as muantande», «davente» etc.) und prophetisches «a» («aschmaunchiuntza», «amuossan», «amaschdauntza», «atzieva») sind allgemeine Merkmale früher bündnerromanischer Schriftsprache. Die Übertragung eines historischen romanischen Merkmals auf das indianisch-spanische Lehnwort produziert die Hybridform «kazike» (neben «kazik»), die Realitätsbezug und Fiktionalität des Pastiche emblematisch in sich vereinigt. Ein weiteres historisches Merkmal ist das im Ladinischen weitgehend obsolete analytische Futur: «uyn el a gyrer»⁵⁹⁰.

Verspottet wird in diesem Pastiche die puristische «Entitalianisierung» der von integrierten Italianismen durchsetzten ladinischen Schriftsprache des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts⁵⁹¹. Die Phase des «Italianisierens» wird, sprachhistorisch gesehen zu spät, im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts angesiedelt: «Avaunt var sesaunta e settaunta ans vaivan ils Agneins strat notiers plets portugais a tamfun [...]» («Vor ungefähr sechzig oder siebzig Jahren hatten die Agneins [Engadiner] haufenweise portugiesische [italienische] Wörter herangeschleppt»). Diese Praxis wird von Caratsch nicht etwa verteidigt: die Verbindung zwischen diesem «portugiesischen» (italienischen) Lehnwortschatz und der «sintaxa spagnöla», der «spanischen (deutschen) Syntax», führt zu einer schriftsprachlichen Norm, die als «buoglia» («Brei») eindeutig negativ bewertet ist. Was von Caratsch im Pastiche verhöhnt wird, ist die «klassizistische» Seite der Empfehlung zur Entitalianisierung, der Vorschlag, auf die romanischen Klassiker zurückzugreifen. «Büttain finalmaing üna jada la rüzia artificiala ingio chi crescha il paiver e turnain pro noss Travers e Bifrun e Champell», empfiehlt Chasper Pult⁵⁹². Das Pastiche zeigt die Folgen eines absurden Wörtlichnehmens dieser Forderung seitens eines Zeitungsredaktors. Zur Karikatur wird dieses Pastiche nicht in der Imitation historischer Texte, sondern in der behaupteten Imitation zeitgenössischer Zeitungssprache. Der enge Bezug zu Pults programmatischem *Testamaint* zeigt sich schon in der identischen Bezeichnung der italienischen Entlehnungen: «rüzia artificiala» (Pult), «rüzcha da bazar» (Caratsch). Ein zentraler Punkt ist die nicht kommentierte, mimetisch aber eindeutige Kritik an der puristischen Gleichsetzung von «archaisch» und «rein». Wenn in der Sprache des 16. Jahrhunderts weniger Italianismen zu finden sind, so sind dafür sehr viele integrierte Germanismen zu finden, die im Laufe der weiteren Sprachentwicklung durch entsprechende Einheiten (neo)lateinischen Ursprungs ersetzt wurden. In diesem Sinne setzen «ils bildts» und «daun grimm pschait»⁵⁹³ wichtige polemische Akzente, die nicht zufällig am Anfang des nächsten Kapitels wiederaufgenommen werden:

(10) Üna redacziun da giazetta, per scorta e bain intenziuneda ch'ella saja, nu riva da cuntanter a tuots. Uschè daiva eir figls da la val chi eiran melperüna cun lur «Fögl» e pigliaivan l'iniziativa da l'idealistic kazik chi handlagia cun bildts da splers ed utschels per üna diversiun sclutrida. (1983:95)

Der Versuch, die neuen romanischen Bildtafeln für den Biologie-Unterricht unters Volk zu bringen, wird als «handlagiar cun bildts» verspottet, Sprach-

pflege als undurchsichtiger Handel mit Devotionalien dargestellt. Der Gegenstand des Handels ist ein romanischer, das Verb «handlagiar» offensichtlich deutschen Ursprungs; die Beschriftung der Bilder auf den Tafeln ist romanisch, zu ihrer Bezeichnung wird das im archaischen Romanisch integrierte Lehnwort «bildts» gebraucht, dem «idealistischen Kaziken» stehen die «Söhne des Tales» gegenüber. Diese Gegensätze bestimmen die polyphone Indirektheit dieser Stelle; der Erzähler «zitiert» die obsoleten Germanismen, integriert sie aber auch in seine eigene Rede, braucht sie zur Veranschaulichung des Gegensatzes zwischen Sprachgebrauch und Sprachpflege, als Mittel der Polemik gegen die puristische Gleichsetzung von alt und «rein».

Ein zentraler Punkt der Polemik gegen die Sprachpflege ist, wie gesagt, das behauptete Fehlen ihres Wirklichkeitsbezugs. Ein gutes Mittel der mimetischen Vorführung dieser Weltabgewandtheit ist der «unmögliche Dialog». Mit Sprachpflegern ist keine Verständigung möglich, weil sie die Redebeiträge der andern nicht kommunikativ (pragmatisch, situativ) interpretieren, sondern als «Anschauungsmaterial» für ihre metasprachlichen Erörterungen missbrauchen. Der «Guatemalin» (Giuseppe Gangale⁵⁹⁴) wird von zwei «alebardiars» («Helebardenträgern») abgeholt, die den Auftrag haben, ihn ausser Landes zu schaffen:

(II) «Signur professor», fet il sergent, «que ans displescha, ma El stu bel e dalum fer fagot.»

L'hom da scienza, chi vaiva fat atenziun be a la pronunzcha dals gutturels e labiels ed a l'intunaziun dals vocals, respundet: «Mieu amih, ch'El repeta per plaschair il pled fagot cul o aviert. Alura ch'El dia aunch'üna vouta il pled displescha cun quel caracteristic e serro e lung e cul sch afonic. Eau vulesc scumetter cha Sia chüna eira collocheda in Agnellina Sura, a Suot Funtauna dals Fringuels, per dir pü precis.» (1983:99)

An der Aufforderung, sofort zu verschwinden, interessiert den Sprachgelehrten nur die Phonetik, die Aussprache von Gutturalen und Labialen, die Betonung der Vokale. Unter völliger Missachtung von Semantik, Pragmatik und situativer Einbettung des «direktiven Sprechaktes» (cfr. Wunderlich 1976:77) des Polizisten behandelt er diesen wie einen Informanten und bittet, zur besseren Erfassung ihrer Phonetik, um die Wiederholung der Wörter «fagot» und «dischplescha». Dieser Turn zwischen dem Polizisten und dem Sprachwissenschaftler enthält Caratschs ganze Polemik gegen die Sprachpflege: sie reduziert das Romanische auf einen Gegenstand wissen-

schaftlicher, metasprachlicher Erörterung⁵⁹⁵, nimmt ihm damit die «Selbstverständlichkeit», macht es zur unbrauchbaren Sprache.

Die beiden Polizisten lassen nicht locker:

(12) Ils duos alebardiers nu vaivan müsas da s'illatscher in discussiuns geograficas e linguisticas. «Furt e davent stu El ir», arprendet il sergent.

«Furt e davent», ponderet il Guatemalin cun üna tschera surriainta e sömgedra. «El as rendaro quint, mieu amih, cha quist pledin furt es ün germanissem, ma pür ch'El as balcha, que es ün germanissem venerabel chi ho piglio la patina dal temp. Cha'S tschaintan, mieus stimabels aderents, a vulains güsta ler insembel ün pêr paginas dal grand Durich e dal sublim Gian Tütschet. Lo chattaron Els divers plets da provgnentscha germanica, ma chi as haun patagonisos e bain inguarinos in nos terratsch. Las ideas-clev --»

Tschunchand il referat clappet il sudo il bratsch da l'hom doct e'l stret our da stüva [...] (1983:99)

In seiner neuen Aufforderung braucht der Sergent die idiomatische synonymische Doppelformel «furt e davent»⁵⁹⁶, die prompt eine metasprachliche Kommentierung seitens des Wissenschafters auslöst⁵⁹⁷. Dieses «Wörtchen furt» sei zwar ein Germanismus, doch brauche sich der Polizist keine Sorgen zu machen, es sei ein «germanissem venerabel», ein «verehrungswürdiger Germanismus», wie er sich beim «grand Durich» (Durich Chiampell) und beim «sublim Gian Tütschet» (Gian Travers) verschiedentlich fände. Verehrungswürdig ist der Germanismus, weil er integriert ist, was Caratsch mit «piglier la patina dal temp» («die Patina der Zeit annehmen») und dem synchron unverständlichen Archaismus «inguariner» («Wurzeln schlagen»)⁵⁹⁸ umschreibt. Der Hinweis auf die Klassiker zur Rechtfertigung integrierter Germanismen macht diese Stelle zum impliziten Kommentar der Textstellen (9) und (10). Die für sich schon problematische, weil unnötige Rechtfertigung wird durch die völlige Vernachlässigung des stilistisch-expressiven Aspektes, vor allem aber durch die situative Einbettung dieser Belehrung *ad absurdum* geführt. Das expressive Potential der «Doppelformel»⁵⁹⁹ wird von Caratsch nicht nur an belegten, idiomatischen Beispielen ausgiebig erprobt, «zweisprachige» Tautologien, elative Doppelformeln und zweigliedrige onomatopoetische Syntagmen gehören zu den bevorzugten Formen, in denen der Autor seinen sprachlichen Spieltrieb auslebt⁶⁰⁰.

Das archaisierende Pastiche ist weniger häufig als dasjenige, das mit der geographischen Varietät von Sprache spielt und, in seinen internen Varianten, romanische Dorfdialekte und andere Schriftidiome nachahmt. Im folgenden Beispiel verrät die Rede des pseudonymen Stredin Stredella⁶⁰¹, dass er aus «Summa-Meda» (Samedan) stammt:

(13) «Haj, in mia vschinaincha tuots haun uschaja fat istorgias ch'aja dess gnigr a kista demonstraziun. Uschaja d'he a la fin cedieu, impè da rester ün prux anonim u pütost ün pseudonimus, seguond mias prümas intenziuns. Uossa m'arüglv aja d'esser capito.» – «Scu per eau chat cha quels da Summa-Meda haun giu tschient voutas radschun.» «Bombom, cu ho Ella ingiuvino ch'aja vegn da Summa-Meda? Güsta kist fat d'he aja adüna tschercho da tegner adascux!»

Ünguotta plü facil, già ch'El, mieu stimo sar Stredin, disch adüna «uschaja». Quist pledin es l'attestat da Sia avdaunza al pè dal Piz Padella. Uschaja, uscheja, uschia, uschi, anschi, inschi, uschè, uschena, uschetta – que vela scu taunts passports per tauntas vschinaunchas patagonas.»

«Aja bad ch'aja sun sto uschaja imprudaint.» (1983:6of.).

Stredin Stredella möchte seine Herkunft geheim halten und ist sehr überrascht, dass seine Gesprächspartnerin aufgrund seiner Sprache «errät» («Bombom, cu ho Ella ingiuvino [...]»), dass er aus Samaden stammt. Mit der Thematisierung der Tatsache, dass Konnotation, Symptom- oder Signalwirkung⁶⁰² seiner Aussprache dem Sprecher nicht bewusst sind, verweist die Textstelle zugleich auf eine Bedingung ihrer Komik, die von Stierle genannte Verbindung zwischen dem «Scheitern» und der «Fremdbestimmtheit» der komischen Handlung (cfr. Stierle 1976:238f.). Gerade seine Herkunft will der pseudonyme Stredin Stredella verbergen: «Güsta kist fat d'he aja adüna tschercho da tegner adascux!», gerade sie manifestiert sich zum Erstaunen des Sprechers in seiner Rede und zwar deutlich, ja überdeutlich. Die entsprechende Erklärung der Gesprächspartnerin ist zugleich eine metaliterarische Beschreibung eines dem Dialekt-Pastiche zugrundeliegenden Verfahrens. «Ünguotta plü facil, già ch'El [...] disch adüna «uschaja». Quist pledin es l'attestat da Sia avdaunza [...]». («Nichts Leichteres, da Sie [...] immerzu «uschaja» («so») sagen. Dieses Wörtchen bestätigt ihren Wohnort [...]). Wie bei den von Decurtins analysierten kollektiven Übernahmen konzentriert sich die Aufmerksamkeit auf ein einziges sprachliches Merkmal und seinem Vorkommen in einem bestimmten Wort. Bei den

sprachbezogenen Übernahmen⁶⁰³ sind es die Formen des Personalpronomens «ich», der Bejahung und Verneinung und des Ortsadverbs «hier, da»⁶⁰⁴, in unserem Pastiche ist es das Adverb und die Konjunktion «uschaja» («so»), die in Samaden gar nicht so lautet⁶⁰⁵. Die behauptete Tauglichkeit dieser Einheit als dialektale «Erkennungsmarke» wird durch die Auflistung ihrer Formenvielfalt und ihre Charakterisierung als sprachliche «Identitätskarten» («passaports») unterstrichen. Die Liste dokumentiert diese Formenvielfalt allerdings nicht ohne spöttische Verzerrungen: «anschi» und «inschi» sind lombardische Formen, die unversehens das heikle Problem der Abgrenzung des Ladin gegenüber den norditalienischen Dialekten ins Spiel bringen. Neben dem kommentierten «uschaja» übernimmt typischerweise «aja», die Samadener-Form für «ich»⁶⁰⁶, die Funktion der dialektalen «Erkennungsmarke». Das zentrale Verfahren des Pastiche besteht in der einfachen Häufung dieser tatsächlichen und in falscher Analogie gebildeten «Erkennungsmarken». Besondere Wirkung kommt dabei dem letzten Redebeitrag zu, in dem der Sprecher die Gültigkeit der explizit angegebenen «Erkennungsmarken» durch obstinate Wiederholung in komischer Fremdbestimmtheit bestätigt: «*Aja bad ch'aja sun sto uschaja imprudaint.*» Eine weitere typische Samadener-Form ist «vschinaincha», während die charakteristische, durch Diphthong-Verhärtung entstandene Lautung in: «gnigr», «m'arügl», «prux», «adascux» vor dem Hintergrund des Puter des Erzählers nur als archaisch, nicht aber als dialektspezifisch konnotiert ist⁶⁰⁷. Zu den phonetisch spezifischen Formen treten die phonetisierenden Metagraphe: «vschinaincha», «kista», «prux», «adascux!», die zwar in der Personenrede vorkommen, keineswegs aber auf die gemeinten wirklichen Personen zurückgeführt werden können. Da Domenica Messmer im Gegenteil eine Expertin in Sachen Puter-Orthographie war, können diese Metagraphe allenfalls als Provokation an ihre Adresse gelten. Auch die kolloquiale, wenig orthodoxe Syntax: «tuots han uschaja fat istorgias» (nach deutschem: «alle haben so Geschichten gemacht»), ist keinesfalls «realistisch» zu interpretieren.

Bei diesem innerladinischen Dialekt-Pastiche, das in der Tradition von Barblans berühmten Übernahmen-Anekdoten und Dialekt-Mustern⁶⁰⁸ steht, dominiert eindeutig die harmlosere, spielerisch-humoristische Funktion des Pastiche.

Weniger eindeutig ist dies bei den folgenden Beispielen des in der *Renascentscha* häufigen interidiomatischen Pastiche des Surselvischen. Wenn solche Pastiches grundsätzlich als erweiterte Formen markierter Einschübe einzelner surselvischer Wörter oder Syntagmen gelten können, sind Fälle wie die folgenden in die Erörterung einzubeziehen:

(14a) la Selvaclera, ün terrain sfrievladitsch chi vela per «intschess periclitau» [...] (1983:27)

(14b) Incler as inclegiaiva per intaunt be cha'l Guatemalin daiva üna flauncheda a «l'intschess periclitau» da Selvaclera per fer ir al trot quella povra pruzza e and fer ün viscul curridur. (1983:46)

Das Suffix «-au» des surselvischen Partizips dient offensichtlich als idiomatische «Erkennungsmarke». Ein vom Surselvischen her gesehen völlig unauffälliges, in der romanischen Diskussion bis heute gängig gebrauchtes Syntagma wie «intschess periclitau» ist dem Pasticheur Anlass genug, es wiederholt zu markieren und als speziell hervorzuheben⁶⁰⁹. Die Rückbindung an Gangale als Schöpfer dieser Wortverbindung scheint nicht zwingend, obwohl sie im Zusammenhang mit ihm vorkommt und er sie auch selber gebraucht haben dürfte⁶¹⁰. Der Wert der Anführungszeichen lässt sich im Sinne der «connotation autonymique» paraphrasieren: «intschess periclitau», wie sie auf surselvisch merkwürdigerweise sagen würden».

In den nächsten Beispielen geht es um das Wort «teguasut» («untere Alphütte»), das im Surselvischen als scherzhafter Euphemismus für «Hölle» gebraucht wird:

(15a) Ils Selvas-chürins detestaivan l'Idol e dschaivan cha quel gnif d'ün limun serviss da mascra a Lucifer, chi nu saja oter cu Belzebub, il raig da la «teguasut». Ils Agneins faivan beffa da la Tschuetta ch'els chattaivan grotesca e piglaivan scu mira per lur inspiamaints ironics. (1983:54)

(15b) Ostensibelmaing eira que la clef da la «teguasut», voul dir da l'iffiern. (1983:54)

(15c) Insembel cun sieu diavlas-ch collega Isoterm battess el ils tachs e gess as schmerdscher giò'n teguasut. (1983:102)

Zu (15a) muss vorausgeschickt werden, dass das protestantische Engadin in Caratschs *Renaschentscha* als Gegend des Lichts von der «Sonne» symbolisiert wird, während die katholische Surselva schon durch den sprechenden Namen «Selvas-chüra», «Finsterwald», als Region der Dunkelheit dargestellt und entsprechend von einer «Eule» symbolisiert wird. Daneben ist «Eule», «tschuetta», auch eine lexikalisierte Metapher zur abwertenden Bezeichnung einer Frau, womit sich traditionelle Polemik gegen den «dun-

klen» Katholizismus in der sprachlich-symbolischen Eulen-Figur⁶¹¹ mit protestantischer Häme gegen die Muttergottes verbindet. In (15a) wird «tegi-asut» als scherzhaft euphemistische Höllen-Metapher durch eine sehr deutliche Kontextdetermination: «Belzebub, il raig da la «tegi-asut»» («Belzebub, der König der «tegi-asut»») verständlich gemacht. In (15b) wird dieselbe Metapher durch nachgeschobene Übersetzung *in praesentia* erläutert: «da la «tegi-asut», voul dir da l'iffiern». In (15c) schliesslich wird «tegi-asut» ohne spezifische Kontextualisierung, ohne übersetzende Erläuterung und ohne Markierung durch Anführungszeichen gebraucht. Diese allmähliche «Normalisierung» des surselvischen Lexems kann als einfache Simulation eines Entlehnungsvorgangs aufgefasst werden, in dessen Verlauf die entlehnte Einheit immer weniger deutlich erwähnt und immer selbstverständlicher gebraucht wird⁶¹². Andererseits zeigt sich hier die Ambivalenz des Pastiche, das mit der Überraschung des «Fremden» spielt, diese Überraschung aber durch Wiederholung mindert und durch die Freude am Wiederfinden des Bekannten ersetzt.

Das folgende Beispiel ist ein Pastiche einer Zeitungsnotiz aus der «Gazetta da Tejutsch», der surselvischen *Gasetta Romontscha*. Der Bericht handelt von Batrumieu Maccabäus (Steivan Brunies), der auf einem «vacuna» (Steinbock) reitend die heilige Eule als Mäusefresserin beschimpft und behauptet hat, der Regen hänge nicht von ihr, sondern von Isothermen und Isobaren ab:

(16) Il di zieva, la «Gasetta da Tejutsch», chi exprima adüna perfettamaing il sentimaint dal pövel selvas-chürin, gnit our cun ün artichel da protesta, squitscho in lettras grassas sülla prüma pagina. La palanteda tunaiv'uschè:
 «Vargont la processiuin de sontga Tschuetta a mignuccas ha in dubitus individi sefatg neutier, in gotlos chezer carstgaun, e sclo-minau la sontga enzenna, manegiond che quella sapitgi buca far plover, essend ina paupra magliamiers tut semplamein, mo che l'aura dependi tuttavia pli tgientsch digl Isobar, enqual animal allegoric nuot encunuschiu de nossas schlattainas. Mo nuotstontamein stein nus, cars convischins, tier la Tschuetta e lein better quei Isobar dil naucli giu'n tegiasut nu ch'el sa pischar rascha buglienta!» (1983:56f.)

Neben korrektem Surselvisch finden sich auch pseudo-surselvische Formen: «sapitgi» (statt: «sappi»), «magliamiers» (statt: «magliamiurs»; «miers» bedeutet «Gebiss»), «tgientsch» (statt: «tgunsch»), «nuotstontamein» (statt:

«nuotatonmeins») und in keinem Wörterbuch zu findende, phantastische Formen wie «sclominau». Als sehr auffälliges Merkmal des Surselvischen gelten die vielen integrierten deutschen Lehnwörter⁶¹³. In der Verbindung «in gotlos chezer carstgaun»⁶¹⁴ wird dieses Merkmal obstinat vorgeführt und zugleich mit dem Stereotyp einer religiösen, mittelalterlich verschlossenen, die «Ketzer» verteufelnden Surselva verbunden. Zu diesem Stereotyp der «mittelalterlichen» surselvischen Hinterwäldler, das in den berühmten «Oberländer-Witzen»⁶¹⁵ perpetuiert wird, passt die Erklärung von «Isobar», als «enqual animal allegoric nuot encunuschiu de nossas schlatteinas», «irgendein allegorisches Wesen, das unserem Volk unbekannt ist». Das Missverständnis des naturwissenschaftlichen Fachbegriffs als Namen eines allegorischen Wesens, das Spiel mit der Homonymie zwischen dem neutralen surselvischen «animal» (Lebewesen) und dem im Engadin sehr häufig pejorativ gebrauchten «animal!» («Vieh! Biest!») entsprechen typischen Verfahren des Witzes. Das Pastiche schliesst mit einer Beschimpfung dieses satanischen Isobar als «Isobar dil naucli», das in die einmal mehr als «teguasut» bezeichnete Hölle soll, «nua ch’el sa pischar rascha buglienta!», «wo es siedendes Harz pissen kann!». Damit wird dieses Pastiche auch in enunziativer Hinsicht hybrid: in diesem grotesken Schlussbild überlagert die Stimme des Erzählers eindeutig die simulierte Stimme des Zeitungsredaktors.

Die inhaltliche Stereotypie der restlichen Beispiele von Surselvisch-Pastiche zeigt sich in der ostentativen Wiederholung des religiösen, um die «Eule» kreisenden Diskurses⁶¹⁶. Die sprachliche Stereotypie dagegen zeigt sich in Zitaten so bekannter Textsegmente wie: «Quei ei miu grip quei ei miu crap», dem ersten Vers aus Gion Antoni Huonders *Il pur suveran*⁶¹⁷, oder, in Caratschs *Commissari*, im sprachlich begründeten Übernamen «quels da leusi»⁶¹⁸.

Zum Schluss dieser innerromanischen Pastiches noch ein Beispiel des Sutsilvan von Curo Mani, der als «Curo il Curaschus» auftritt:

(17) Cun vusch terribla annunzchet il Curaschus: «Nus liagnt da Selvaclera lagn betga gnir schmagagneas da la greffla digl dargun! A surtagh della Leja Patagona ca leva manar nus schou per veias malas! (1983:114)

Dieses auf Stereotype basierende, nicht sehr realitätsnahe Pastiche⁶¹⁹ zeigt den Zusammenhang von sprachlichem und geographischem «Topos»: der Via Mala als geographisches «Wahrzeichen» der Sutselva entsprechen die «veias malas» als sprachliches. Plural und metaphorischer Gebrauch verbinden die beiden «Erkennungsmarken» in einem Wortspiel.

Nach dieser Exemplifizierung innerromanischer Pastiches, die auch eine spielerische oder satirische Bestandesaufnahme diachroner und geographischer Varietäten des Romanischen darstellen, geht es im folgenden um anderssprachige Einschübe und Pastiches.

In unmittelbarem Zusammenhang mit der satirisch burlesken Verlegung der Rätoromania nach Patagonien stehen die Einschübe des Spanischen, das in der Verfremdung der Kontaktsprachen des Romanischen zum Vertreter des Deutschen (cfr. oben, [5]) wird. Dazu nur das folgende Beispiel, in dem vom Zuger Bundesrat Philipp Etter die Rede ist, der sich für die Anerkennung des Romanischen als vierte Landessprache einsetzte, einige Male im Engadin Ferien machte und hier durch fröhliche Trinkereien auffiel.

(18) Il minister da las bellas arts, don Felipe de las Cerezias Zuganas, as sdouvla cun simpatia e premura a prô da la lingua chi vain tschantscheda da la pitschna minurited. El es eir ün amatur da l'ova minerela chi sbuorfla da la terra patagona e ch'el baiva our da zenins ch'el fo gnir d'ün pajais plain bels tschireschers. In sas vacanzas gira don Felipe suvenz a pè, be cun üna channa in maun ed üna simpla buschetta verda a güvè, tres las valledas patagonas, s'invigurind da temp in temp cun ün süerv da sia ovina transparenta. Que al fo gnir la buna glüna, ed alura chaunta'l a tuot pudair la bella chanzun: «Sut igl ischi da Santa Cruz». (1983:31).

Der wie ein burleskes Epitheton ornans wirkende Übername: «Don Felipe de las Cerezias Zuganas» (sp. wäre «cerezas») charakterisiert den Bundesrat als Kirschliebhaber und zeigt einmal mehr die spielerisch-satirische Verbindung von Maskierung und Transparenz. Es folgt ein semantisch-syntaktisches Verwechslungsspiel zwischen dem «Mineralwasser» und dem als «durchsichtiges Wässerchen», «ovina transparenta», euphemistisch umschriebenen Kirsch. Das Mineralwasser wird aus kleinen Schnapsgläsern, «zenins», getrunken und steht syntaktisch als (falscher) Antezedent des «Wässerchens»; ihre Identität ist so trügerisch wie die euphemistische Metapher des «Wässerchens». Scherzhaft euphemistisch ist auch die vom Wässerchen bescherte «buna glüna», die «gute Laune», die den angeheiterten Bundesrat singen lässt. Der Titel des angestimmten Liedes «Sut igl ischi da Santa Cruz» ist ein parodistisch verwandeltes Zitat der ersten Zeile von G. A. Huonders surselvischer «Hymne» *La Ligia grischa*: «A Trun sut igl ischi.»⁶²⁰ Die Ersetzung von Trun durch Santa Cruz setzt die «Anschwär-

zung» der Surselva fort, die als Hort eines totalitären Katholizismus spanisch-barocker Prägung dargestellt wird.

Eine wichtige Funktion im Sprachkontrast der *Renaschentscha* kommt dem Lateinischen zu. Das klassizistische Latein der Renaissance ist die Sprache des Dichters Simon Lemnius-Margadant (ca. 1511–1550), der im wichtigen Kapitel «Il palantin da la Pischa» (1983:75–93) als groteske nächtliche Erscheinung vor seinen Verehrer und Biographen Gian Rudolf Mohr («il Nair») tritt, um sich mit ihm ausführlich über Literatur zu unterhalten⁶²¹. Dabei geht es zunächst um Lemnius' *Raeteis*, die der Biograph ungebührlich hoch einschätzt, der Dichter selbst dagegen, von der spöttischen Kritik seines elysäischen Freundes Rabelais belehrt, als zusammengeschustertes Plagiat erkannt hat. So bezeichnet Lemnius sich selbst inzwischen als «ün tapezier, ün decoratur, ün imiteder», «einen Tapezierer, einen Dekorateur, einen Nachahmer» (1983:80). Der hingerissene Biograph Mohr deklamiert auf lateinisch, Lemnius setzt seine Deklamationen in romanischen Antworten parodistisch herab. Zunächst allerdings begrüsst die zwerghaft monströse, miserable Erscheinung des Renaissance-Poeten Gian Rudolf Mohr als Churer Stadtpräsidenten in einer klassischen Anrede:

(19) «Mieu bain distint cumpatriot ed arcont da la civitas curcuriensis, tü nu'm pigliarost in mel sch'eau at dumand üna pitschna audienza.»

La situaziun paret ourdvalt misteriusa al Nair. Prüma ün palantin chi so discuorrer cun üna vusch tuottafat natürela [...]. Alura quels elemaints grecs e latins cha l'homin masdaiva aint in sia tschauntscha! El paraiva da posseder üna tscherta cultura classica chi faiva cuntrast a la figüra misra e pchadusa dal favlunz. (1983:77)

Der Kontrast zwischen der «klassischen Kultur» und der «miserablen und erbärmlichen Erscheinung» verweist auf die lange Tradition karnevalesker Herabsetzung des vom Latein vertretenen «Erhabenen» und «Klassischen», eine Tradition, die im «latino macaronico» oder Küchenlatein ihren sprachlich-literarisch prägnantesten Ausdruck gefunden hat⁶²². Die Stelle der italienischen Dialekte in den «macaronee» der italienischen Renaissance wird hier vom Romanischen eingenommen, in dem sich Rabelais-Schüler Lemnius mit seinem naiven Bewunderer unterhält. Statt der Mischung des «latino macaronico» haben wir hier eine kontrastive Gegenüberstellung, die in der Übersetzung *in praesentia* ihren prägnantesten Ausdruck findet.

Im folgenden spricht der noch immer enthusiastische Mohr, der soeben seinen bewunderten Lemnius erkannt hat:

(20) Il pater urbis as prosternet avaunt il palantin, musset cun ün bratsch vers il tschêl e clamet cun üna vusch da posauna: «Ave, princeps poetarum, gloria et aeterna laus patriae tuae, vates magnifice, vive et vale, Simon Lemni Pisae!»
Il visitadur, chi eira a la fin recugnuschieu per esser Simon Lemnius [...] dschet pachificamaing: «Hej, uossa est gnieu our culla pomma. Eau sun propi il Schimunin Lemm, naschieu sper l'Ova da la Pischa in Val Davouslagluna. (1983:79)

Die erläuternde Übersetzung des Epithetons «Pisaeus», das sich Lemnius zulegte, macht es verständlich und führt es auf seinen alles andere als erhabenen Ursprung zurück, auf die dem Toponym «Pischa» zugrundeliegende Metapher «pischa»⁶²³, die den Wasserfall bezeichnet, in dessen Nähe Lemnius geboren wurde. Herabsetzend ist auch der Diminutiv: «Schimunin Lemm» gegen «Simon Lemni Pisae!» und die Umschreibung der kniefälligen Deklamation als «gnir oura culla pomma», «mit etwas (wörtlich: mit den Beeren) herausrücken». Statusunterschied und Prestigegefälle der beiden Sprachen werden durch die fehlende stilistische Äquivalenz der Übersetzung und durch kontrastierende Ersetzung des Rahmens der Äusserung hervorgehoben.

Lemnius erteilt Mohr eine Lektion in Sachen Intertextualität der Literatur: er, Lemnius, hat Vergil imitiert, dieser hat Homer imitiert, dieser wiederum hat anonyme Vorgänger imitiert. Mohr versteht zwar, «cha la litteratura mundiela es ün immens clearing-house a cha tuot appartain a tuots ed ingün», «dass die Weltliteratur ein unermessliches clearing-house ist und dass alles allen und keinem gehört» (1983:89), deutet dann aber die Lektion zugunsten von Lemnius um:

(21) «Uossa, mieu Pisaeus, nun hest tü pü üngün concurrent!
Uossa at pudains proclamer il prüm poet da tuot ils temps e da tuot il muond.
Arsü Lemnius, «quem dea nutrit Pisae rorantibus antris» divina-
maing bavranto aint il bletscham da la Pischa, scu cha tü dist in
tia immortela chanzun.» (1983:89)

Hier liefert der deklamierende Bewunderer die herabsetzende Übersetzung gleich selber: «nutrire» – «bavranter» («tränken»), «Pisae rorantibus

antris» – «aint il bletscham da la Pisch» («in der Nässerei der Pisse»), eine offensichtliche, ostentativ vorgeführte Vereinnahmung der Personenrede durch die parodistischen Intentionen des Erzählers.

Neben dem klassizistischen Renaissance-Latein des Lemnius Pisaeus findet sich auch mittelalterliches Latein im Spannungsfeld von Sprachwandel und Sprachkontakt. In einem Zwischenbereich zwischen Vulgärlatein und Protoromanisch scheint sich nach Caratschs Auffassung das Latein des Churer Bischofs Tello aus dem 8. Jahrhundert zu befinden⁶²⁴. Der Würdenträger will von seinem Mundschenk einen Becher voll Veltliner («voklux») eingesehen bekommen:

(22) In üna lingua da cadenza arcaica dschaiv'alura l'amabel se-
gnêr Tello: «Amic, festina et sporge ad mi boccalu completu cum
bon voklux coccinu!» (1983:102)

Dieses typisierende Pastiche konzentriert sich auf einige der auffälligsten, an einschlägigen Schulbeispielen exemplifizierten Züge des «Protoromanischen», wie die pseudo-vulgärlateinischen Formen «amic», «boccalu completu», «bon», «coccinu» und die präpositionale Wendung «ad mi». Das der Satire eigene Spiel mit der durchsichtigen Maske zeigt sich hier im sprachlichen Pastiche am Einschub des hybriden Kunstwortes «voklux», das als auktoriales Markenzeichen dient und die schon durch ihren Inhalt karikatural wirkende Rede ostentativ als Fälschung hervorhebt.

Das interessanteste Latein ist dasjenige des Gesandten des Gotenkönigs Theoderich, wohl Theoderich der Grosse (471–526):

(23) [...] il confident dal raig Teoderic meltrattaiva e scorchava la lingua latina. Las expressiuns eiran misras e la pronunzcha sgrischavla. «Badagonia», uschè declaret el cun sa vusch rocha, «Badagonia nung äscht sub dominio rägis Godorum». Al portazenas dschet sia uraglia fina cha quista sapchanteda inua cha'l custab p vaiva pers sieus drets ed inua cha il t crudaiva in destrucziun e decadenza annunzchaiva üna u duos millieras d'ans plain difficulteds e scumpigls glottologics, plain squitschs, colonisaziuns, infiltraziuns, chosas prievlusas. «Badagonia» – il pled bullo da quista maniera paraiva be la glanda tracagnetla chi produaro ün ruver immens, ün bös-ch chi faro ir in malura bgeras otras plauntas. Cu fer per guandager la Romania patagona? Distribuir chalenders latins scrits sün tevlina da tschaira? Francher la casa paterna? Metter buns sems aint in nies tschespet? (1983:104)

Das wesentliche Merkmal des berühmten «deutschen Akzentes» ist auch im Falle dieses individuellen Sprachkontaktes zwischen gotisch und lateinisch die Stimmbeteiligung. Im Gegensatz zu der von der Linguistik festgestellten und in den meisten «Akzent»-Pastiches vorherrschenden, mangelnden Stimmbeteiligung (Desonorisierung)⁶²⁵ wird hier die zu grosse Stimmbeteiligung: – [p] wird zu [b], [t] zu [d], [c] zu [g] lenisiert – zum Merkmal des «deutschen Akzentes». Die Realisierung von lateinischem «est» als «äscht» scheint darauf hinzudeuten, dass sich Caratschs Vorstellung von der Lautgestalt des Gotischen vorwiegend am Schweizerdeutschen orientiert. Die auffällige Aussprache des Lateins wird mit parodistischem Pathos als «schreckliche Aussprache» beschrieben, die Lenisierung des [t] als «Zerstörung und Dekadenz», die tausendjährige «glottologische Wirren» ankündigt, eine Zeit voller «Druck, Kolonisierungen, Infiltrationen». Die lenisierte Form «Badagonia» wird zum Ausgangspunkt der Germanisierung Graubündens stilisiert und als «glanda tracagnotla chi prodüaro ün ruver» («kleine Eichel, die eine Eiche produzieren wird») metaphorisch umschrieben. Die Frage nach möglichen Massnahmen gegen die drohende «Gotisierung» verbindet Historisierung, Anachronismus und vorausdeutende Anspielung. Vorgeschlagen wird ein versteckter Katalog bekannter romanischer Reihen, die der Sprach- und Literaturförderung dienen sollen. In listiger Umwandlung der autonomen Namensfunktion der Titel in einfache Lexeme werden der *Chalender Ladin*, die *Chasa Paterna* und die Reihe *Nies Tschespet* angekündigt.

Diese unvollständige Auflistung von Pastiche-Varianten in Caratschs *Renaschentscha* zeigt die vielfältige Nutzung literarischer «Mehrsprachigkeit» in einem spielerisch-satirischen Text. Zu erörtern bliebe allerdings die Frage, wie sich diese von sprachlich-literarischer Spielfreude geprägten Textstellen zu jenen andern verhalten, in denen der idealistische Sprachkämpfer und Purist Caratsch gegen den unwürdigen sprachlichen «Bastarden» im «Harlekins-Kostüm» (8) oder gegen den «Sprachbrei» (9) wettet. Wer dieser Frage nachgehen will, muss die allegorische Karikatur der allzu kosmopolitischen und «babylonischen» romanischen Literatur einbeziehen. Simon Lemnius will das karnevaleske Bild von Rabelais haben, der im Elysium genüsslich über die romanische Literatur lache:

(24) [...] il queder cha maister François ho spüert da la litteratura patagona costümeda cosmopoliticamaing. Sün testa porta ella üna chapütscha da toreador, ed intuorn la vita la famosa tschinta da stoffa cotschna chi tuocha tiers ils cumbattiduoors da las arenas spagnölas. Üna vaira parada fo la blusa blova a la russa, inrichida

d'üna murinella da pichels stil Louis Quinze. Nossa dama s'insuperbescha da sieu kilt, la schochina cuorta a la scozaisa. Sieus peis sun munieus da duos solids zoccoli chi cumpagnan mincha pass cun ün energic tactac. Duonna Patagonanda tegna in ün maun ün massiv buchel implieu cun ün liter biera dal Münchner Hofbräuhaus, in l'oter üna mandolina portugaisa.

Uschè oza nossa imposanta Madama Litteratura cun ün plashairun sia magioula s-chimanta ed esclama: «Viva! Hoch! Evoë! Arriba! A votre santé! Your health! Salve! Kongkiang!»

Ils kaziks rupettan dal gust e stiman: «Nu vains in nossas muntagnas üna cultura originela e surabundaunta?» (1983:86f.)

Die karnevalesk-grotesken Züge dieser Kostümierung resultieren aus der wilden Kumulation folkloristischer Attribute aus allen möglichen europäischen Kulturen zwischen Portugal und Russland. Dazu passt die so ostentative wie oberflächliche Mehrsprachigkeit, die sich auf die Aneinanderreihung von Begrüßungen und Trinksprüchen zwischen italienisch und pseudo-chinesisch beschränkt. Figürliche wie sprachliche Darstellung verneinen die stolze rhetorische Frage des romanischen Funktionärs («kazik») nach der «originellen» romanischen Kultur. Statt der immerzu behaupteten «Originalität» wäre also gerade die groteske Heterogenität das eigentliche Merkmal der romanischen Literatur.

Die erwähnte Ambivalenz von Caratschs Position in Sachen «Reinheit» der Sprache – Verspottung puristischer «Fremdwortjäger» und ernste Warnung vor dem sprachlichen Harlekins-Kostüm – zeigt sich auch in der poetologischen Diskussion der *Renaschentscha*. Lemnius' Lektion über die allgegenwärtige Intertextualität wird auch von Caratsch nicht nur verstanden, sondern auch umgesetzt. Wenn aber Intertextualität und mehrsprachige literarische Interdiskursivität nichts als phantasielose Collagen heterogener Versatzstücke sind, dann sind Polemik, Karikatur und Verhöhnung angesagt. Die Ablehnung von «Sprachmischung», intertextueller Collage und typologischer Vielfalt in der Karikatur der «Madama Litteratura» lässt sich in einem Text, der selber mit literarischer Mehrsprachigkeit spielt, verschiedene Diskurstypen und Gattungen in sich vereinigt, nur durch eine implizite, die ästhetische Qualität betreffende Unterscheidung erklären. Diese lässt sich aus einem Punkt erahnen, der in der Literatur-Diskussion zwischen Lemnius und Mohr von zentraler Bedeutung ist: die Polemik gegen das romanische «Übersetzungswesen»⁶²⁶. Die positive Gegenform dieser Polemik ist die Forderung nach «Originalität», die im Zentrum von Caratschs Poetologie zu stehen scheint. Diese «Originalität» muss sich im

Sprachlichen zeigen und sie zeigt sich in der *Renaschentscha* in literarischen Neologismen, in phantastischen Analogie-Bildungen innerhalb des Pastiches, in onomatopoetischen Spielformen, die nach Continis Unterscheidung als Manifestationen der «inneren Mehrsprachigkeit» einzustufen wären⁶²⁷. Diese Formen stehen zugleich am Anfang eines intertextuellen Kontinuums der *Renaschentscha*, eines Kontinuums, das von romanischer Volkspoesie⁶²⁸ bis zu der vor allem von Rabelais vertretenen europäischen Literatur reicht. Ob Caratschs *Renaschentscha* den selbst aufgestellten Kriterien einer trotz starker interdiskursiver und intertextueller Prägung «originellen» Schreibweise genügt, oder ob der ausgeteilte Spott auf sie zurückfällt, werden die Lesenden entscheiden.

IV.5.2. Theo Candinas, *Il marcadont da stratscha* (1988)

Caratschs *Renaschentscha* ist nicht der letzte satirische Angriff auf den «Materialismus» der Rätoromanen und ihre als bürokratische und trügerische Alibi-Übung dargestellte Sprachpflege. Fast vierzig Jahre nach Caratsch beschäftigt sich eine Satire von Theo Candinas (*1929) mit dem Titel *Il marcadont da stratscha* (Der Lumpenhändler, 1988) mit demselben Problem. Die Indirektheit des satirischen Angriffs ist hier einer sehr durchsichtigen «Maske» anvertraut, hinter der eine gut erkennbare auktoriale Stimme insistent und aggressiv gegen seelenlose Allesverkäufer und eigennützige Sprachbürokraten polemisiert⁶²⁹.

Zentraler Gegenstand der satirischen Polemik ist der Totalausverkauf der als «Vallada Nova» («Neues Tal») verfremdeten Rätoromania. Die Romanen verkaufen zunächst Boden, Luft, Wasser, Tiere, altes Bauerngerät⁶³⁰, dann die romanische Sprache und Kultur, schliesslich ihre Seelen und diejenigen ihrer Ahnen. Diese werden auf einer Hochebene einbetoniert und zur Erzeugung von Atomstrom genutzt. Die seelenlosen Talbewohner ernähren sich von Banknoten und benutzen die Bedrohung durch einen möglichen Seelenausbruch als Vorwand, um dem Staat regelmässige Entschädigungszahlungen abzapfen zu lassen.

Schon diese verkürzende Paraphrase lässt deutliche Verbindungen zu Caratschs *Renaschentscha* erkennen: fehlende «Seele», fehlende Eigenverantwortung und materialistisches Denken der Romanen machen die Sprachpflege zu einer grotesken Alibi-Übung, die einer folklorisierten, vermarkteten Reliktkultur werbewirksamer «Sprachprothesen» staatliche Subventionen sichert. Die Rolle mephistophelischer «Seelenkäufer» übernehmen bei Caratsch die Vertreter der hydroelektrischen Industrie⁶³¹, bei Candinas übernimmt sie der «Lumpenhändler», der die Seelen an die Atomlobby vermittelt. Von dieser aktualisierenden Anpassung abgesehen

bestehen die Neuerungen von Candinas' Satire vor allem in der polemischen Verschärfung einiger topischer Motive der traditionellen Sprachschelte. Einige dieser Motive und ihre literarisch manchmal sehr geschickte Verschärfung sollen durch die folgenden Textstellen veranschaulicht werden.

Der Totalausverkauf hat «Vallada Nova» kurzfristig zum «Schlaraffenland», zur «tiara dalla cucagna»(1988:41) gemacht, doch beginnen sich jetzt die Kassen langsam zu leeren. Der «Lumpenhändler» weiss Rat:

(1) Lu ei il marcadont da stratscha puspei cumparius ed ha fatg attents ils da Vallada Nova ch'els possedian aunc in tschuat da quei ch'ins sa explotar per bials raps, sco per exempel igl alv dils egls, il ner sut las unglas e la brastga onsum la cua-camischa. Mo surtut ha el tratg lur attenziun a da quei ch'ins sa buca tucar e palpar e che vala tuttina summas nundetgas: El ha mussau ad els co ins sa trer a nez quei surrogat che suera tier mintga pievel e naziun in tec auter e ch'ins numna cultura. (1988:42)

Auf die groteske Erweiterung des Angebots an käuflicher Ware um das Kostbare und Intime einerseits, das Wertlose und Peinliche andererseits: «igl alv dils egls, il ner sut las unglas», «das Weisse der Augen, das Schwarze unter den Nägeln», folgt der Hinweis auf den hohen Tauschwert des nicht greifbaren «Surrogats, das bei jedem Volk, bei jeder Nation ein bisschen anders riecht und das man Kultur nennt.» In einer freien indirekten Rede wird die polemische Definition von Kultur als «Surrogat» dem Lumpenhändler unterschoben, ein deutliches Indiz der in die satirische Fabel eingeschleusten, offenen Polemik. Auf die «verkaufbare Kultur als Surrogat», diesen Gemeinplatz der allgemeinen Kapitalismuskritik, folgt ohne weitere Überleitung die satirische Skizze des sprachlichen Zustands von «Vallada Nova»:

(2) Tgi che va oz tras Vallada Nova engarta casas cun nums e versets en lungatg vernachel ch'ils pardavons discurrevan pli baul. Nums e versets idillics, romantics e populars, religius e pulits che turists e passants legian e balbegian cun grond talien. Ils da Vallada Nova han discuvretg ch'ins sa far bunas fatschentas cun lungatg e cultura. Ed il stadi lai era nuota pil pauc da sustener e promover quella aschinumnada renaschientscha culturala e linguistica cun subsidis da miervi. Umens dalla politica ed auters che ein dependents dalla beinvulientscha dil pievel perdegian publicamein

il credo dalla diversidad e differenziaziun che detti pér la vera cuntscha alla democrazia federala. (1988:42)

In satirischer Verfremdung wird das «Sprachthema» als Zukunftsvision präsentiert, als utopische Beschreibung des Zustandes nach dem vorgestellten Sprachwechsel⁶³² vom Romanischen zum Deutschen. Die «einheimische Sprache der Ahnen» kommt nur noch in den kommunikativ sehr peripheren Zusammenhängen «Häusernamen» und «Hausinschriften»⁶³³ zur Anwendung. Die Charakterisierung der letzteren als «idyllische, romantische, volkstümliche, religiöse, nette Verslein» könnte auf die Inschriften von Luven⁶³⁴ gemünzt sein, sie könnte aber auch einen Seitenhieb gegen die traditionelle romanische Lyrik enthalten. Die Hausinschriften «werden von Touristen und Passanten gelesen, die sie mit grosser Lust stammeln». Dieses «Stammeln», «balbegiar», gehört zum Inventar stereotyper Metaphern zur Hervorhebung der unüberwindlichen Schwierigkeiten, die das Romanische für Anderssprachige bereithalten soll: ihr «Akzent» wird sehr häufig mit Metaphern aus dem Bereich sprachlicher Behinderung umschrieben⁶³⁵. Nach der Aufgabe des Romanischen als mündliche Umgangssprache entdecken die Romanen, dass man «mit Sprache und Kultur gute Geschäfte machen kann» und lassen sich «die sogenannte kulturelle Renaissance» vom Staat subventionieren. In dieser Kritik an der romanischen «Renaissance» stimmt Candinas mit Caratsch überein⁶³⁶, wobei diese Übereinstimmung keineswegs auf eine direkte intertextuelle Beziehung zurückgehen muss. Der Abschnitt schliesst mit einem Seitenhieb gegen die Politiker, die angesichts der verschwindenden sprachlichen Vielfalt unbeirrt und heuchlerisch ihr «Credo der Vielfalt und Differenzierung predigen»⁶³⁷.

Im nächsten Abschnitt werden Einschränkung und Verlagerung der Funktionen des «vierv original dalla tiara», der «ursprünglichen Sprache des Landes» präzisiert:

(3) En las ustrias e per las vias e stradas da Vallada Nova aud'ins bia lungatgs denton strusch il vierv original dalla tiara. Mo stizuns, hislis e hotels ed auters stabiliments publics paradeschan cun inscripziuns el lungatg vernachel. Quei fa part dalla numnada renaschiantscha, dat in'atgna tempra a Vallada Nova, tila ils jasters ed emplenescha la cassa. Secapescha che la pli davosa letra el lungatg indigen vegn subvenziunada commensuradamein cun daners publics. Saver grau! Ei savess gie tgunschamein capitar ch'in jester che capescha buca quei lungatg antiquau mass en stizun-fier per cumprar ina liongia ni tier il calger per nezzas da far

la barba. Cheutras savess ina sperdita finanziaria seresultar. Igl ei pia nuot auter che gest e dueivel ch'il stadi remplazzi la sperdita. (1988:42)

Von «vielen Sprachen», «bia lungatgs», aus dem Bereich der mündlichen Kommunikation verdrängt, dient das Romanische nur noch als exotisch reizvolle Vorzeigesprache in den Anschriften von «stizuns, hislis ed hotels», «Läden, Toiletten und Hotels». Der Überraschungseffekt des semantisch sehr deutlichen, herabsetzenden Kontrastes zwischen «hotel» und «hisli» wird durch die lautliche Ähnlichkeit der beiden Lexeme verdeutlicht. Indirekt wird damit auch das unterschiedliche stilistische Potential der beiden integrierten Lehnwörter hervorgehoben, der Kontrast zwischen dem unmarkierten Internationalismus «hotel» und dem affektiv euphemistischen, aus dem Schweizerdeutschen («Hüsli») entlehnten «hisli». Die romanische «Plakatsprache» ist zwar werbewirksam, sie «zieht die Fremden an», «tila ils jasters», doch könnten andererseits gerade diese Fremden, die die «antiquierte Sprache», «lungatg antiquau», nicht verstehen, ihre Würste in der Eisenwarenhandlung, ihre Rasierklingen beim Schuster einkaufen wollen. Für allfällige, aus der romanischen Beschriftung ihrer Läden entstehende Verluste lassen sich die geldgierigen Händler von Vallada Nova vom Staat entschädigen, der «la pli davosa letra el lungatg indigen», «den letzten Buchstaben in der einheimischen Sprache» subventioniert. Diese als absurd dargestellte Befürchtung, romanische Beschriftungen könnten dem Umsatz abträglich sein, hat ihre reale Entsprechung im manchmal bornierten Widerstand von Ladenbesitzern und Kleingewerblern gegen die von sprachpflegerischen Kreisen angeregte «Romanisierung des Dorfbildes» durch konsequente romanische Beschriftung⁶³⁸. In polemischer Verkürzung und Verdichtung werden hier gleichzeitig die profitgierigen, kurzsichtigen Gewerbler und die staatliche Subventionspolitik angeprangert, die mithilfe, das Romanische auch da zur Alibi-Sprache zu machen, wo es ohne Hin-nahme materieller Verluste problemlos Kommunikationssprache sein könnte. Wer die Auseinandersetzungen um die romanischen Beschriftungen verfolgt, findet mögliche reale Hintergründe von Candinas' Polemik: «Als die Studentenschaft von Surmeir die Ligia Romontscha um die Bewilligung von Geldern ersuchte, um denjenigen, die bereit sind, die Bezeichnung ihrer Geschäfte zu ändern, neue Schilder zu bezahlen [...], wurden diese auch bereitgestellt. Die Ligia Romontscha hat eine sehr grosse Anzahl solcher Beiträge bewilligt. [...] Dennoch bleibt der Widerstand gegenüber allem, was den Anreiz für nicht-romanische Kunden einschränken könnte, gross [...]» (Billigmeier 1983:432).

Der nächste Abschnitt gilt der touristischen Vermarktung der folklorisierten, zum Werbeträger verkommenen «Festtagskultur» der Romanen:

(4) Dis da fiasta engart'ins en Vallada Nova tils e processions en monduras da tschentaners vargai, ed ins sa udir cants e producziuns sco pli da baul. E tut quei vegn remunerau rehomein dil maun public per recumpensar la sperdita da temps ed il disvantatg ch'ins pren cheutras en cumpra. All'entrada dils vitgs da Vallada Nova fan entiras roschas d'affons spalier e salidan ils turists cun versichels el vegl lungatg dalla tiara. La taxa per mintga plaid ch'ils affons han empriu cun gronda fadigia ei stipulada da l'Uniu per il svilup e la prosperitad culturala. Ei fa strusch surstar d'endriescher ch'il marcadont da stratscha ei parsura da quell'uniu. L'indemnisaziun pils affons ei pli che giustificada, munchentan els gie savens igl exercezi el lungatg niev ed han in grond disavantatg en la veta da mintgadi. (1988:43)

Der durch archaisierende folkloristische Werbeveranstaltungen verursachte Zeitverlust wird von der öffentlichen Hand grosszügig abgegolten. Die Kinder begrüssen die Touristen mit romanischen «Verslein», «versichels», und werden für jedes der mühsam gelernten Wörter im Rahmen einer von der «Vereinigung zur kulturellen Entwicklung und Wohlfahrt» festgelegten Taxe entschädigt. Diese Entschädigung wird damit begründet, dass die Kinder dadurch «die Übung», «igl exercezi», in der neuen Sprache verlieren und so Nachteile im täglichen Leben hinnehmen müssen. Mit diesem Argument der schulischen und sozialen Benachteiligung zweisprachiger romanischer Kinder in schweizerdeutscher Umgebung begründen manche ausgewanderte Romanen die einsprachig deutsche Erziehung ihrer Kinder. Dieses Argument wird vom ideologischen Sprachkampf, wie hier bei Candinas, aggressiv zurückgewiesen, aber auch von der wissenschaftlichen Zweisprachigkeitsforschung meist als Vorurteil eingestuft⁶³⁹. Verteidigt wird es dagegen von ideologiekritischen Analysen der romanischen Sprachpflege, die der Unterschicht in idealistisch weltfremder und arrogant paternalistischer Weise die Pflege einer ökonomisch untauglichen «Ahnensprache» zumuten würde⁶⁴⁰.

Das absurde Zusammenspiel zwischen einer von Profitgier entfremdeten Sprachsimulation und dem staatlichem Subventionswesen findet in der Subventionierung von romanischem Hundegebell und Vogelgezwitscher seinen klimaxartigen Abschluss. Der Schlussteil der Satire gilt dem «Seelenver-

kauf» und macht damit den implizit der ganzen Polemik zugrundeliegenden Vorwurf des «Seelenverlustes» deutlich.

Zu klären bliebe die Identität der hinter dem «Lumpenhändler» steckenden, historischen Person, was bei den vielen Politikern, die Candinas zu seinen Gegnern zählt, nicht ganz einfach ist. Klar ist immerhin, dass es sich um die schillernde Figur des Politikers handelt, der staatliche Subventionen missbraucht, um seine Wählerschaft zu kaufen, um sie dann, samt ihrer Umgebung, wieder zu verkaufen.

IV.6. Nach dem Sprachwechsel: Sprachutopie und satirische Verzerrung

Wenn der Sprachwechsel in den oben besprochenen Texten vor allem Gegenstand prophetischer Ankündigung und Warnung oder polemischer Erörterung war, so zeigen die folgenden Texte eine sprachmimetische Ausprägung des Sprachwechsel-Themas. Diese besteht im Pastiche hypothetischer Sprache der Zukunft und verbindet in ihrer Überzeichnung das utopische Moment mit dem satirischen.

IV.6.1. Die Sprache des Fremdgewordenen: I. A. Tschen, *Charta da Samignun*

Der folgende Text stammt aus der satirischen Zeitschrift *La Tschuetta*, die von Men Rauch zwischen 1921 und 1923 auf vervielfältigten, von Hand beschriebenen Blättern herausgegeben wird⁶⁴¹. Hinter dem durch Neusegmentierung und «Akzent»-Simulation aus dem Vornamen «Jachen» abgeleiteten Pseudonym «I.A. Tschen»⁶⁴² könnte durchaus Men Rauch stecken, der in diesem fiktiven «Brief aus Samnaun» auch als erster Empfänger mit «Tschar Men» direkt angesprochen wird. Das im Nordosten ans Untere Engadin anschliessende, mit diesem erst seit 1912 durch eine befahrbare Strasse verbundene Samnauner-Tal war bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts romanischsprechend⁶⁴³. Die Isolation gegenüber dem Untere Engadin, die geographisch und konfessionell begünstigten, engen Kontakte zum angrenzenden Tirol und häufige Mischehen führten im Laufe des 19. Jahrhunderts zunächst zu einer instabilen Zweisprachigkeit, schliesslich zur vollständigen Germanisierung Samnauns⁶⁴⁴. Zum Zeitpunkt unseres fiktiven Briefes, im Jahre 1922, leben im Samnaun noch einzelne ältere, zweisprachige Menschen; 1935 stirbt mit dem Schuhmacher Augustin Heiss (1847–1935) «der letzte Romane Samnauns»⁶⁴⁵. Der enge Sprachkontakt mit dem Tirolerdeutschen hat im Samnauner-Romanisch Spuren hinterlas-

sen, die vor allem für den phonetischen Bereich immer wieder festgestellt und von Ritter erstmals umfassend dargestellt wurden⁶⁴⁶. Da in unserem «Brief aus Samnaun» die Simulation interferenzbedingt abweichender Phonetik im Vordergrund steht, müssen einige der auffälligsten, von den Linguisten festgestellten phonetischen Merkmale der Mundart von Samnaun aufgelistet werden.

Im vokalischen Bereiche handelt es sich um die Entrundung von: [ö] zu [e] und von [ü] zu [i], die sich unter Einfluss des Tirolischen in unbetonter Position vollständig, in betonter fast vollständig durchsetzt⁶⁴⁷. Als besonderer Hinweis auf den archaischen Charakter des Samnauner-Romanischen dagegen kann die Erhaltung des Diphthonges [au] (vor [n]) gelten⁶⁴⁸.

Im konsonantischen Bereich geht es in erster Linie um Desonorierungen, was zu der von Weinreich festgestellten mangelnden Stimmbeteiligung als zentrales Merkmal des schweizerdeutschen «Akzentes» im Romanischen passt⁶⁴⁹. Lateinisches G vor E/I wird im Bündnerromanischen zu stimmhaftem [dʒ] oder [ʒ], im Samnaunischen sowohl im Anlaut wie intervokalisch zu stimmlosem [č] oder [ć] desonorisiert. Desonorisiert werden auch das lateinische intervokalische [s]⁶⁵⁰ und das anlautende [d], das sich zwar nicht zu [t], aber doch zu einem spirantisierten Dental mit geminderter Stimmhaftigkeit entwickelt⁶⁵¹. Anlautendes [b] und [v] sind im Samnaunischen willkürlich austauschbar, die Nähe beider Laute zu einem schwer beschreibbaren, tirolischen [w] hat zum Verlust ihrer Distinktion geführt⁶⁵². Anlautendes [b] wird im Tirolischen, nicht aber im Samnaunischen zu [p]; neben entsprechenden tirolischen Lehnwörtern, die sich im ganzen Ladin finden, gibt es im Samnaunischen sogar ältere Lehnwörter, die noch anlautendes [b] haben⁶⁵³.

Neben der Desonorierung sind Verschiebungen bei den im Deutschen unbekanntem palatalen Konsonanten auffällig: [ǰ] wird durch [j], [ɬ] durch [lj], [ɲ] durch [nj] ersetzt⁶⁵⁴. Interessant ist die Frage der interferenzbedingten Verschiebung von [č] vom palatalen zum alveo-palatalen Bereich, die zur Verwischung der Differenz von [č] und [ć] führt, oder führen würde. Bardola gibt Beispiele dafür, ohne sie explizit festzustellen, Schorta nennt sie als selbstverständliches, erstes Indiz für die «decadenza fonetica rumantscha»⁶⁵⁵. Erstaunlicherweise aber hat sich die Unterscheidung von [č] und [ć] in Samnaun offensichtlich bis zum Sprachwechsel gehalten, was Kramer mit der abrupten, keine phonetischen Zwischenstadien zulassenden Germanisierung erklärt⁶⁵⁶. Diese wenigen Informationen zur Phonetik des Samnaunerromanischen genügen, um einige der markantesten Züge des sprachlichen Realismus und Irrealismus unseres Samnauner-Pastiche festzustellen⁶⁵⁷. Der Text⁶⁵⁸ lautet:

Charta da Samignun

Tschar Men: Jä hä senti cun plaschair tscha Ti habtschast surtut la retakziun tella Tschuetta. Usché no potain sperar tschi na gnia scrit plü ta quellas nartats sur ta Samignun sco – sot la feglia retakziun. No safain pain afonta tscha nos rumantsch na tascha conkuorrer cun quel tels Ramoschans figls ta Tschans e tella maluntraifla gliot ta Tschlin tschi fan dschol plan a paifer fin. (Del rest ha nom amò hoz il renomnà Bensonpflaster sü Tarasp: Phensionspflaster.) Ma tschi esser la cuolpa? Tsche han fat nos confrars d'Entschatina e tel Krischun per mantegner il rumantsch in nossa valletta? Pür cur tschit es stat afin cun el, han els fapritschà in pel stratun. Afant no esser stats atina serrats dscho tat els et afain stufü imprenter il linguatsch dals Nochers scha non afain foglü perir. Ma listess no esser stats atina puns Krischuns e Konfetterats e cur tscha la patria es stat in priefel nus esser stats atina prontos per la tefender. – Tel rest no hafain gnü scripturs rumantschs fintscha afant plers ans, cur tscha quels tschi tan oss ora Tschuettas na safai fan amo gnanka tir pau. Et er hoz amò Samignun ha figls tschi sun renomnats scripturs in rumantsch e tutas-tsch (Vide Epigram No Car) tschi sun perquai listess restats puns republikans e tschi ma non han fat referenzas at intschinas majestats (exclus Zita e Karl). – Kur tscha la L.R. es stat fontata, no afain sperà tscha quella farà renascher il rumantsch er pro no. Ma sch'ella ha fat tapertot tant co in Samignun, schi ella ha fat tal tiafel pak. Forsa tscha Ti Men potessas trizzar ora qualtschossa cun Tia kittarra. Timena fe aint ina jà cun Tschon Rutolf tscha no faran flot cun kanetals (pro tschel Carnot, na No-Car seis frar) e fin – no afain amo in fitsch pun Spezial – e schi sto esser ha ä er amo in pêr sakras Virtschinas, pe tschi saran in pa krossas e massa pak kulfas per trar sin skuilats. Per hoz pasta. Sta pain tschar Men e plers salits ta

I. A. Tschen

P.S. Met pro er altsch tokkets in raim scha Ti fost far atöfer. Ha tat totta fatia ta scrifer quels in lingua officinala tella Huniun tels Kirschs (con confusiun d'ün sgrisch).

Als Ausgangspunkt einer kurzen Erörterung von phonetischer Realitätsnähe und Verzerrung dieses Pastiches kann die folgende Übersicht über die 7 häufigsten Abweichungen des simulierten Samnauner-Romanisch gegenüber dem Vallader des Verfassers (wahrscheinlich Men Rauch) dienen. Die Abweichungen sind nach der Häufigkeit ihres Vorkommens (Zahl in Klammern) geordnet, unter «Samnaunerromanisch» steht der aufgrund der Beschreibung von Ritter (1981) zu erwartende Laut.

Varietät Laut	Vallader	Samnaunerrom.	Simuliertes Samnaunerrom.
[d]	[d] (48)	[ð]	[t] (48)
[č]	[č] (27)	[č]	[č] (27)
[v] [b](14)	[v] (27) [b]-[v]	[v]-[b] [w] [p] (14)	[f] (27) [b]
[ü]	[ü] (13)	[i] ([ü])	[i] (8) [ü] (5)
[ǰ]	[ǰ] (8)	[ǰ], [j]	[č](6), [dž](2)
[g]	[g] (5)	[g]	[k] (5)

Beim häufigsten Fall, der Verhärtung von [d] zu [t], könnte es sich auch um eine *Übertreibung* der tatsächlichen Verminderung der Stimmhaftigkeit dieses im Samnaunischen leicht spirantisierten Dentals handeln. Da es sich allerdings um eine «*leichte Spirantisierung*»⁶⁵⁹ handelt, liegt hier eher ein durch stereotype Verhärtung produzierter «Zufallstreffer» vor als die Überzeichnung eines beobachteten, tatsächlichen Sachverhalts. Die nur bei wenigen Lehnwörtern und nur intervokalisch zu beobachtende Verhärtung von [d] zu [t] wird ausgeweitet und produziert Formen wie «atina» (u.eng. «adüna») und «et» (u.eng. «ed»), die von den belegten Formen: «adinna» (Ritter 1981:160) und «id» (1981:500) abweichen. Die stereotype Verhärtung ist denn auch das zentrale Verfahren des Samnauner-Pastiche: es kommt in 6 der 7 aufgelisteten häufigsten Transformationen zur Anwendung, entspricht in keinem Fall der Realität und zeigt damit die markante Realitätsferne eines sprachlichen Pastiche als Karikatur⁶⁶⁰. Der einzige sichere, sprachliche *effet de réel* ist die Ersetzung von [ü] durch [i], die in der Imitation weniger durchgehend ist als in Wirklichkeit⁶⁶¹. Am zweithäufigsten Verfahren, der Ersetzung von [č] durch [č], scheiden sich die Meinungen der Sprachwissenschaftler: nach Schorta (implizit auch nach Bardola) handelt es sich um einen realistischen Zug, nach Singer und Kramer um einen unrealistischen. Könnte es sein, dass die einheimischen Beobach-

ter Bardola und Schorta vom selben, verbreiteten Imitations-Stereotyp getäuscht worden sind, das auch unserem Pastiche zugrunde liegt? So hätten sie den auffälligsten Zug des «deutschen Akzentes» unter dem Eindruck der vollzogenen Germanisierung auf die verdrängte Sprache projiziert, in der er nicht vorhanden war. Was für die beiden Sprachwissenschaftler möglicherweise gilt, gilt für unseren Pasticheur mit Sicherheit: der «Brief aus Samnaun» ahmt viel eher und viel genauer den «tirolischen Akzent» eines romanisch Lernenden als die romanische Rede eines der letzten zweisprachigen Samnauner nach. Die für das Samnaunerische unzutreffenden Lautersetzungen entsprechen viel eher der Phonetik des Tirolischen⁶⁶², die Ersetzung von [č] durch [ĉ] ist hier ein stereotyper, aber wirklichkeitsnaher Zug phonetischer Interferenz. Drei der vier häufigsten Ersetzungen entsprechen zudem einer literarischen Stereotypie der Simulation des «deutschen Akzentes» nicht nur im Bündnerromanischen. So trifft Cortelazzos Beschreibung der Sprache des «todesco», des italienisch sprechenden Deutschen in der venezianischen Komödie des 16. Jahrhunderts, sehr genau auf die Sprache unseres Samnauners zu: [v] wird zu [f]; [b] zu [p], [d] zu [t]⁶⁶³. Die Ersetzung von [v] durch [f] ist der wichtigste Zug der französischen Rede des Schweizers in Molières *Le bourgeois gentilhomme*⁶⁶⁴. Ein weiteres Stereotyp zur Konnotation von «Fremdheit» und besonders von Interferenz des Deutschen bilden die obstinaten Metagraphien, die romanisches «c» durch das zum Emblem des Deutschen gewordenen «k»⁶⁶⁵ ersetzen: «conkuorrer» («concuorrer»), «Krischuns e Konfetterats» («Grischuns e Confederats»), «Kur tscha» («Cur cha»), «kanetals» («canedals»), «sakras» («sacras»), «pak» («pac») und, auch lautlich auffällig, «kittara» («ghitarra»), «krossas» («grossas»), «kulifas» («gulivas»)⁶⁶⁶.

Der wesentlichste morpho-syntaktische Zug unseres Pastiche, die Verwendung des Infinitivs anstelle der konjugierten Verbform: «Ma tschi esser la cuolpa?», «Affant no esser stats atina serrats [...]», «Ma listess no esser stats atina [...]», entspricht einem «universellen Verfahren des vereinfachenden Sprechens»⁶⁶⁷. Auch dieses Verfahren hat literarische Tradition, ist in der Simulation der Sprache des «todesco» der italienischen Renaissance so verbreitet, dass Cortelazzo von «abuso dell'infinito di tipo franco, evitante la flessione verbale» (1976:177) spricht. Der Realitätsgehalt dieser Vereinfachung erscheint schon durch die markante Inkonsequenz seiner Anwendung als höchst zweifelhaft, finden sich doch Infinitiv-Formen in unmittelbarer Nähe konjugierter Verbformen: «tschi esser la cuolpa» neben «Tsche *han* fat», «cur tschit *es* stat» neben «no esser stats», «nus esser stats» neben «chi *sun*» und «no *hafain* gnü». Auch bei denselben Formen finden sich dubiose Schwankungen: «tschi esser» neben «cur tschit *es*», völ-

lig irrealen «Jä hä» neben «ha ä», «no hafain» neben «no afain»⁶⁶⁸. Die letzten beiden Formen sind belegte Archaismen; zu den verschiedenen, sich überschneidenden Verfahren der Simulation von Xenismen gehört also auch die Archaisierung. Ein häufiges Verfahren zur Herstellung von Auffälligkeit im Syntaktischen ist die Vermeidung der Inversion: «Ushé no potain sperar» (für: «Ushè podaina sperar»); «Tel rest no hafain gnü» (für: «Del rest vaina gnü»); «Et er hoz amo Samignun ha» («Ed er hoz amo ha Samignun»); «Ma listess no esser stats» («Ma listess eschna stats»); «Kur tscha [...] no afain sperà» (für: «Cur cha [...] vaina sperà») usw. Interferenzen des Deutschen kann solche Nicht-Inversion kaum suggerieren, weil genau diese Art Inversion für das Deutsche gerade charakteristisch ist⁶⁶⁹. Ob ihre Vermeidung als Hyperkorrektur, als Angleichung an eine allgemeinere neo-lateinische Syntax, aufzufassen ist, lässt sich schwer entscheiden, doch würde eine solche, doch eher subtile Beobachtung zur vorherrschenden groben Stereotypie dieses Pastiche schlecht passen.

Die formalen sprachlichen Aspekte von «I. A. Tschens» Brief, sowohl die selteneren realitätsnahen wie die weit häufigeren, verzerrenden und stereotypen, verweisen weniger auf einen der letzten zweisprachigen Samnauner als auf einen einsprachig aufgewachsenen Tirolischsprechenden, der sich die verschwundene Sprache seiner Ahnen mühsam wieder angeeignet hat. Diese Hypothese muss mit dem Inhalt des Briefes konfrontiert werden, der, wie nicht anders zu erwarten, die sprachliche Situation des Samnaun thematisiert.

Zunächst wird die Übernahme der Redaktion der *Tschuetta* durch Men (Rauch) in der Hoffnung begrüßt, es würden künftig nicht mehr «da quelas nartats», «solche Dummheiten» über Samnaun veröffentlicht. Worauf sich diese Bemerkung bezieht, ist aufgrund der erhaltenen und zugänglichen *Tschuetta*-Nummern nicht zu eruieren. Darauf wird behauptet, die Samnauner wüssten sehr gut («pain afonta»), dass ihr Romanisch nicht mit demjenigen der Tschliner und Ramoscher konkurrieren könne. Die Nennung dieser beiden gibt die Gelegenheit, zwei bekannte Spottreime auf die beiden Ortsnamen in vor allem lautlich veränderter Form zu zitieren. Aus: «Ramoschans,/figls da chans,» und «La malondraivla glioud da Tschlin/Get gio Plan a baiver vin»⁶⁷⁰ wird: «Ramoschans figls ta Tschans e [...] maluntraifla gliot ta Tschlin tschi fan dschol plan a paifer fin». Die Ersetzung von «baiver vin» («Wein trinken») durch «paifer fin» («paiver fin»: «feiner Pfeffer») zeigt die Tendenz der «Akzent»-Simulation, die Inhaltsseite des Zeichens einzubeziehen und die Verwischung signifikanter Distinktionen zur Herstellung von «Homonymie-Scherzen»⁶⁷¹ zu benutzen. Diese Tendenz zeigt sich auch am Schluss des Briefes: «Per hoz pasta»

(«basta»:«genug»/«pasta»:«Teig») und vor allem im Post-Scriptum. Hier machen die übliche Verhärtung und eine Metathese aus der «Uniun dels Grischs» eine «Huniun dels Kirschs». Phonetische Interferenz und «Wortverdrehung» konstruieren hier einen Kalauer, der auf den Gebrauch einer (durch Einschub eines «n» zu «officinala» verunstalteten) «lingua officiala» zurückgeführt wird. Die Schlussklammer beschreibt den Kalauer als «confusiun» und produziert mit dem Anagramm: «sgrisch» – «Grischs» gleich einen zweiten.

Im mittleren Teil des Briefes wird die Frage erörtert, wer an der erfolgten Germanisierung Samnauns schuld sei. Dabei verwahrt sich der Schreiber gegen die Unterschiebung einer österreichfreundlichen Gesinnung der Samnauner und schiebt die Schuld am Sprachwechsel der Vernachlässigung ihres Tals durch die romanischen «confrars» und ihre Institutionen zu. Erwähnt wird die bis 1912, «als es mit dem Romanischen schon zu Ende war», fehlende Strassenverbindung zum Unterengadin. Dadurch seien die Samnauner gezwungen gewesen, tirolerdeutsch zu lernen, «imprender il linguatsch dals Nochers». Bei «Nochers» handelt es sich offensichtlich um einen vom tirolischen Adverb «nocher» («nachher») abgeleiteten Übernamen, dessen Anlass wohl weniger lautliche Auffälligkeit als besondere Häufigkeit war. Als Beleg dazu die folgende direkte Rede des «Tirolais» aus einer Farce von Cristoffel Bardola: «Tirolais: So, so. *Nocher* isch's scho recht!»⁶⁷² Mit dem Gebrauch dieses Übernamens grenzt sich der Samnauner gegenüber den Tirolern ab und identifiziert sich mit den Romanen. Auf diese implizite aber klare «Positionsmarkierung» folgen ausdrückliche, politische Loyalitätsbezeugungen zu Graubünden und der Schweiz. Als gute «Konfetterats»⁶⁷³ wären die Samnauner im Ersten Weltkrieg immer bereit gewesen, die Schweiz zu verteidigen. Dann wird auf das Alter der romanischen Literaturtradition im Samnaun verwiesen und auf berühmte zweisprachige Schriftsteller, die gute Republikaner seien und ausser dem österreichischen Kaiserpaar («Zita e Karl») keinen Majestäten ihre Reverenz erwiesen. Angesprochen ist hier Pater Maurus Carnot (1865–1935), der gegen Ende des Briefes mit seinem Taufnamen «Tschon Rutolf» («Gion Rudolf») bezeichnet wird⁶⁷⁴. Die derart eindringlich behauptete Zugehörigkeit zum Romanischen wird durch die vorgeführte Unvereinbarkeit von Behauptung und Vorführung, von Ideologie und Wirklichkeit ironisiert. Die behauptete sprachliche Loyalität wird durch das gebrauchte, vorgeführte «Tiroler-Romanisch» Lügen gestraft, während die politische Loyalität zur Schweiz durch das allzu insistente Bekenntnis ironisch in Frage gestellt wird. Der aufgerufene Kronzeuge romanischer Tradition im Samnaun kann kein Samnauner-Romanisch, hat später einigermaßen surselvisch gelernt,

ist überaus österreichfreundlich und unterhält enge persönliche Beziehungen zum Kaiserpaar⁶⁷⁵. Damit wird neben der spielerischen auch eine satirische Dimension der «Akzent»-Karikatur deutlich: «I.A. Tschen» ist ein überzeichnetes Beispiel des «falschen Romanen», bei dem Sprachideologie und Sprachpraxis weit auseinanderklaffen, der sich in sehr schlechtem Romanisch als sehr guter Romane darstellt. Ob hier versteckt über die sprachkämpferische Beflissenheit von P.M. Carnot gespottet wird, ist schwer zu sagen. Gegen Ende des Briefs überwiegen offensichtlich wieder die spielerisch harmlosen Aspekte der «Akzent»-Karikatur. Da die 1919 gegründete *Lia Rumantscha* zugunsten des Samnauner-Romanischen nichts unternommen hat, soll Men Rauch mit seiner Gitarre nach Samnaun kommen und das Romanische wiederbeleben. Neben Knödeln und Wein werden ihm auch «grossartige Virginia-Zigarren» («sakras Virtschinas») versprochen. Die Bemerkung, diese seien ungeeignet, um auf Eichhörnchen zu schießen, bezieht sich auf Men Rauchs, *Il chatschader da squilats*⁶⁷⁶. Die im «Post-Skriptum» gemachte Bemerkung, die beigelegten «gereimten Texte» («tokkets in raim») seien in der «offiziellen Sprache» geschrieben, verweist nochmals auf den auffälligen, unorthodoxen Charakter dieses Textes im graphisch-phonischen Bereich.

Wenn dieses Pastiche einem «Restromanisch» gilt, das sich im Vorfeld eines Sprachwechsels zur (tiroler)deutschen Einsprachigkeit befindet, sind die simulierten phonetischen Züge markant unreal. Die deutliche Verfälschung der tatsächlichen Lautung des Samnauner-Romanischen lässt sich auf die für das Genre typische Tendenz zur Verzerrung, Karikierung und Hybridbildung zurückführen. Die beschriebenen Vereinfachungen könnten auf die gängige Vorstellung einer Beziehung zwischen sich überstürzendem Sprachwandel und Kreolisierung zurückgehen⁶⁷⁷. Interessanter ist die Hypothese der Imitation der unvollständigen Romanischkompetenz eines Deutschsprachigen, der sich die Sprache seiner Ahnen wieder aneignen möchte. Hier steht der hybride Charakter des Pastiche in funktionalem Zusammenhang mit der als Paradox hervorgehobenen Tatsache, dass sich die Romanen nach dem Sprachwechsel sehr eifrig um ihre «verlorene» Sprache bemühen. In diesem Sinn kann das Pastiche als spielerisch-spöttische Anspielung auf Pater Maurus Carnot gelesen werden. Es lässt sich aber auch als satirischer, stellenweise leicht bitterer Hinweis auf den Unterschied zwischen der sprachlichen Ideologie und der sprachlichen Praxis der Rätoromanen lesen.

IV.6.2. Mimesis romanischer Substratwirkung:

Cla Biert, *L'an 2071* (1981)

Der Sprachwechsel ist nicht nur Gegenstand ideologischen Besprechens und utopischen Erzählens, er ist auch Gegenstand sprachlich-literarischer Mimesis. In der Form des Pastiche lässt sich der vorgestellte Sprachgebrauch eines in der Zukunft sich vollziehenden oder definitiv vollzogenen Sprachwechsels imitieren. Die Verlagerung der Basis des Pastiche ins Hypothetische macht den Vergleich des Ergebnisses mit wirklichem Sprachgebrauch sinnlos. Und doch sind sprachliche wie andere Utopien immer auch Transformationen von Realitäten; der vorgestellte, in die Zukunft projizierte Sprachgebrauch ist auch eine Verzerrung des vorgestellten gegenwärtigen. Im utopischen Rahmen des Textes können die üblichen mimetischen Verzerrungen in der literarischen Darstellung von «Mehrsprachigkeit»⁶⁷⁸ sogar plausibler erscheinen.

Zu den unbekannteren Texten von Cla Biert gehört ein in Kinderhandschrift geschriebener Schulaufsatz eines imaginären Ur-Urenkels aus dem Jahre 2071. Der Sprachwechsel ist vollzogen, der fiktive Autor schreibt auf deutsch⁶⁷⁹:

L'an 2071

Aufsatz von Cla Biert 2. Klasse Primar

Am 25. Oktober des Jahres 2071 haben wir ein Ausflug gemacht von unsere Schulhaus in Scuol biss in die Val S-charl um zu sehen die Pilzzucht. Wir gingen alles zu Fuss durch die Clemgia wo jetzt wieder viel Wasser kommt wie in alter Zeit. Weil jetz nähmli die Elektrischen werke nümma fun=ktionieren wegen dem Atom. Der isch viel billiger fur Licht und so. Der President von Gemeinden Scuol hat gekauft die Löcher durch Piz San Jon biss Pradella und hat dicki Türen gemacht wegen der Temperatur. Unsere Leerer hat die Schlüssel ka und wir sind gegangen durch den Tunnel wo vorher das Wasser von der Clemgia duren ischt. Dass war sehr schön. Es ischt nur schmal für laufen und wir mussten gehen eins zu eins. Der Luft ischt nicht gut döttina weil die Pilze Mischt brauchen. Aber die Pilze waksen wia farruckt. Alles Schampignon. Und der Lehrer hat öppis gesagt wie man macht aus Not eine Tugend mit Geld und (*) von derige Sachen wo ich nicht alles verstanden habe. Der Leerer hat auch gesagt die Schamignon sigant eine gute Ide für leere Löcher und viel besser für Steuern als Fehrienhäuser wo ein Huufa kosten für die Gemeinde. We=gen der Kanalisazion

das ischt kum=pliziert hat auch der Lehrer gesakt. Und dann sind wir wieder gekommen aus dem Loch und der Leerer hat er=zählt von der Geschichte von Val S-charl und von mein Uhr-Uhr-gross=vater wo noch auf Rumantsch gesch=rieben hat. Und der hat der Name gehabt präzis wie ich. Der ischt schon lange tot und war fascht 2 Meter. Und dann haben wir gesungen das Lied Fin tanter Spälma l En mur=muren wo immer am Schluss kommt Mais Kor nun amen koa tai. Das ischt sehr schön. Und unser Lerer wo noch abiz Rumantsch kann kriegt immer Tränen bei dem Lied. Unser Alter lee=rer sackte ab Heute müssen wir wie=der Rumantsch leeren jawoll weil auch (*) der schöne Inn wieder so ischt wie in alter Zeit. Ich möchte sehr gern Ru=mantsch können, Fifa la Krischa!

Der thematische Haupttitel *L'an 2071* (Das Jahr 2071) weist in rhematischer Funktion (cfr. Genette 1987:82ff.) auf die Utopie als reale Textsorte. Der ausschliesslich rhematische Untertitel bestimmt die fiktive Textsorte «Aufsatz», nennt Namen und Alter des fiktiven Autors. Die Umschaltung zwischen dem romanischen Titel und dem deutschen Untertitel des fiktiven Verfassers weist auf «Sprachwechsel» als zentralen konnotativen Inhalt dieses Textes voraus. Als konnotativer Ausdruck⁶⁸⁰ fungieren die Abweichungen von der schriftdeutschen Norm. Die «Herkunft» der Interferenzen und die Unterscheidung der davon betroffenen Ebenen der Empfängersprache erlauben eine Hypothese bezüglich ihrer funktionalen Differenzierung. Die interferierenden Sprachen sind Schweizerdeutsch (Interferenz innerhalb einer Diglossie) und Rätoromanisch (Interferenz als Substratwirkung), das Schweizerdeutsche interferiert am auffälligsten im lexikalisch-morphologischen Bereich, das Rätoromanische im syntaktischen. Dieses Auseinanderdriften ist als solches wiederum signifikant: der «realitätsnahen», komischen Funktion der Interferenz des Schweizerdeutschen steht die «mythische» Funktion der romanischen Substratwirkung gegenüber. Die Interferenz des Schweizerdeutschen erscheint als leicht zu behebbende, alters- und bildungsbedingte Störung der sprachlichen «Oberfläche»; die Substratwirkung des Romanischen dagegen erscheint als mythische Langzeitwirkung, als Prägung der sprachlichen Tiefenstruktur, als schwer oder gar nicht tilgbares «Stigma».

Das unmittelbarste, extralinguistische Indiz eines «abweichenden» Textes ist die graphische Form⁶⁸¹ des gedruckten Manuskripts. Der Zusammenhang zwischen (kindlicher) Handschrift, graphischer, grammatikalisch-syntaktischer Abweichung und stilistischer Unbeholfenheit entspricht

einem verbreiteten Verfahren der Textsorte «simulierter Kindertext»⁶⁸². In unserem Falle präfiguriert die immer grösser und immer schräger werdende Schrift die grundlegende sprachlich-formale und inhaltliche «Schräge» des Textes.

Den transkodischen Markierungen (Interferenz und code-switching) ebenfalls «vorgelagert» sind die komisch wirkenden Verstösse gegen die Orthographie als reine *Metagraphe*: «die Elektrischen werke», «ab Heute», «unser Alter leerer», «biss», «nähmli», «Fehrienhäuser», «Uhr-Uhr-gross=vater», «Kanalisation», «waksen», «eine gute Ide», oder, unter Missachtung der Trennungsregel: «fun=ktionieren», «gesch=rieben». Die Missachtung graphischer Unterscheidungen ohne lautliche Entsprechung ist im Aufsatz eines Zweitklässlers durchaus plausibel, dasselbe gilt auch für die Schwankungen zwischen verschiedenen falschen Schreibarten: «Schampignon» neben «Schamignon», die «Flüchtigkeit» konnotieren. Im Falle des insgesamt 7mal vorkommenden «Lehrer»: «Leerer» (3), «Lehrer» (2), «Lerer» (1), «lerer» (1) dagegen führt die abweichende Schreibart zu einer trügerischen Homonymie, deren Signifikanz im folgenden offensichtlich ausgenützt ist: «Unser Alter lee=rer sackte ab Heute müssen wir wie=der Rumantsch leeren jawoll [...]». Die Folge «lee=rer sackte», mit ihren unkontrollierten Kombinationen von «leeren», «leer», «Leerer»-«Sack» und die Forderung, dass derjenige «Rumantsch leeren» soll, der doch zuerst deutsch lernen müsste, machen hier die Unterordnung der mimetischen unter die komische Funktion deutlich. Grundlegend verschieden ist die Funktion der romanischen Metagraphe: «Spälma» (für: «spelma»), «Kor» (für: «cor»), «koa» (für: «co a»), die in ihrer komischen Fremdheit vor allem auf die «Vereinnahmung» des Romanischen durch das Deutsche verweisen.

Die durch lautliche Interferenz motivierten *phono-graphischen* Modifikationen sind von den reinen Metagraphen nicht in allen Fällen zu unterscheiden, auch ist nicht immer zu entscheiden, ob nur die (plausiblere) Interferenz des Schweizerdeutschen und nicht auch die (weniger plausible) des Romanischen suggeriert werden soll. Solche in beiderlei Hinsicht unentscheidbaren Fälle sind «der President», «jawoll», «Dass war», «sackte», wobei die letzten drei durch die Ersetzung langer durch kurze Vokale⁶⁸³ eher an Interferenz des Romanischen denken lassen. Für schweizerdeutsche wie für romanische Interferenz typisch ist ferner die Realisierung von [s] als [š] vor Konsonant: «ischt» (insgesamt 8 mal), «Mischt»⁶⁸⁴, «fascht». Nur durch romanische Interferenz zu erklären ist die Form «kumpliziert» (rom. «cumplichà»).

Umgekehrt ist der «deutsche Akzent» für phono-graphische Modifikationen im romanischen Lied-Text verantwortlich: in «Mais Kor» wird die

romanische Graphie «ei» (in: «meis cor») nach deutschem Muster als [ai] gelesen und entsprechend transkribiert; in «koa tai» (für: «co a tai») ist die Wortgrenze missachtet, «Fifa la Krischa» (für: «Viva la Grischa») ist ein Stereotyp des durch mangelnde Stimmbeteiligung gekennzeichneten «deutschen Akzentes»⁶⁸⁵. Auch das einzige Beispiel deutscher Interferenz im Bereich der Morphologie folgt einem Stereotyp: «nun amen» (für: «nun ama») ersetzt ein typisch romanisches Morphem durch das als typisch deutsch stilisierte «-en»⁶⁸⁶.

Das Schweizerdeutsche scheint vor allem im *morphologischen* und *lexikalischen* Bereich durch. Morphologische Interferenzen und Einschaltungen einzelner Lexeme verweisen auf die mangelnde Beherrschung des Schriftdeutschen, auf die «Durchlässigkeit» innerhalb der Diglossie. Interferenz im morphologischen Bereich haben wir in «nähmli», «isch», «dicki Türen», eigene schweizerdeutsche Lexeme sind: «nümma», «duren ischt», «döt-tina», «öppis», «derige Sachen», «abiz». Grenzfälle, die sowohl auf lautliche Interferenz wie auf code-switching zurückgeführt werden können, haben wir in: «waxen wia farruckt» und «wo ein Huufa kosten». Die Häufigkeit und Abruptheit des Wechsels ist offensichtlich wichtiger als die Plausibilität von Interferenzen und Umschaltungen, die in Fällen wie: «hat öppis gesagt», «und von derige Sachen wo» doch eher unwahrscheinlich sind⁶⁸⁷.

Im *syntaktischen* Bereich könnte die Vernachlässigung der Nominativ-Akkusativ-Unterscheidung in Fällen wie: «*ein* Ausflug gemacht» auch auf Interferenz des Schweizerdeutschen zurückgeführt werden. Die klare Dominanz und die geradezu obstinate Eindeutigkeit romanischer Satzmuster als Fehlerquelle legen nahe, auch diese Fälle unter die romanische Substratwirkung zu subsumieren. Als einziges belegtes romanisches Relikt im Bündnerdeutschen kann «präzis» gelten: «Und der hat der Name gehabt *präzis wie ich*» (romanisch: «*precis sco eu*»).

Die syntaktische Interferenz steht am Ende eines Kontinuums, das von «flüchtigen» Verstößen gegen die Morphologie vom Typ: «*unsere* Leerer», über morphologische Interferenz vom Typ «*von unsere* Schulhaus» (aus: «*da nossa chasa da scoula*»), «*der* Luft» (romanisch «*l'ajer*» ist männlich), über syntaktische Lehnkonstruktionen vom Typ: «*Der* President *von Gemeinden*» («*il president da cumiün*»), «*das* Wasser *von der Clemgia*» («*l'aua da la Clemgia*» und «*ds* Wasser *vo dr Clemgia*»), bis zu romanischen «Satzbauplänen» reicht. So findet sich die Unterdifferenzierung Nominativ/Akkusativ sowohl für sich: «haben wir *ein* Ausflug gemacht», «wo *ein* Huufa kosten», wie in Verbindung mit der Lehnübersetzung der romanischen Wendung «*avoir nom*» («heissen»): «*der* hat *der* Name

gehabt». Ob die grammatikalisch falsche Anaphorik in: «wegen dem *Atom*. *Der isch*» auf ein interferentielles «der Atom» oder aber auf eine Metonymie *ad sensum*: «der Atomstrom» zurückgeht, ist nicht zu entscheiden. Die häufigste syntaktische Interferenz ist die Unterlassung des im Romanischen nicht normgerechten, im Deutschen obligatorischen Einschubs von Objekt und Adverbiale zwischen Pronomen und Verb, Konjunktion und Infinitiv, Hilfsverb und Partizip: «um zu sehen die Pilzzucht», «hat gekauft die Löcher», «wie man macht aus Not eine Tugend», «und dann sind wir gekommen aus dem Loch», «der Lehrer hat erzählt von der Geschichte», «Und dann haben wir gesungen das Lied». Die unterlassene Inversion im Falle von: «Wegen der Kanalisazion *das ischt* kumpliziert» kann nicht auf romanische Interferenz zurückgehen, da das Romanische die Inversion ebenfalls kennt⁶⁸⁸. Im Falle von «wir mussten gehen eins zu eins» haben wir interferentielle Wortstellung in Verbindung mit einer Lehnübersetzung von «ir ün ad ün» («eins zu eins gehen» für: «im Gänsemarsch gehen»). Bei «schmal *für laufen*» liegt eine Lehnübersetzung von romanischem «per chaminar» vor, die sich als interferenzbedingte Erweiterung der Funktion von «für» («per») auswirkt, das die Funktion von «zu» (romanisch ebenfalls «per») übernimmt.

Die Unterscheidung von Substratwirkung, Interferenz des Schweizerdeutschen und der Simulation stilistischer Unbeholfenheit im Schriftdeutschen ist nicht immer einfach. «Und der Lehrer hat öppis gesagt, wie man macht aus Not eine Tugend und *von* derige Sachen [...]». Ob hier ein Anakoluth vorliegt, ob romanisches «dir *da* quellas robas» («solche Sachen sagen») hineinspielt oder ob einfach unbeholfenes «Kinderdeutsch» unter Einfluss des Schweizerdeutschen nachgeahmt wird, ist nicht zu entscheiden. Im Falle von: «Der ischt schon lange tot und *war fascht* 2 Meter» kann höchstens festgestellt werden, dass die Weglassung des Adjektivs in romanischem: «*Quel d'eira bod duos meters*» geläufiger und weniger auffällig ist.

Stilistische Unbeholfenheit und nächsprachliche Syntax sind ein von Interferenzen unabhängiger stilistischer Grundzug dieses Aufsatzes: «für Licht und so», «dicki Türen gemacht», «viel besser für Steuern», «wegen dem Atom».

Der Text verbindet in seiner utopisch-unrealistischen, wenig mimetischen sprachlichen Ausprägung zwei Eigenschaften, die grundsätzlich unvereinbar scheinen: Komik und Pathos. Ihre gemeinsame Basis ist der konnotative Inhalt «Sprachwechsel» in seiner (ideologischen) Gleichsetzung mit sprachlichem «Chaos». Die Komik resultiert aus der Verbindung von «Fehlern» und der unkontrollierten, das System bedrohenden «Koexistenz des Hete-

rogenen»⁶⁸⁹. Das Pathos resultiert aus dem Chaos als Exempel eines alten Ideologems der romanischen Sprachbewegung, der Vorstellung, wonach ein Sprachwechsel zu sprachlicher «Verwilderung», zu Aphasie, zu Sprach- und Kulturverlust führt⁶⁹⁰. Signifikanterweise ist der Sprachwechsel zur Zerstörung der Natur, wie sie am Beispiel der Wasserkraftwerke exemplifiziert wird, in Parallele gesetzt, während die Wiederherstellung des natürlichen Flusslaufes zeitlich mit der Rückbesinnung auf die verschwundene Sprache zusammenfällt: «ab Heute müssen wir wieder Rumantsch leeren jawoll weil auch der schöne Inn wieder so ischt wie in alter Zeit.» Durch diese Parallelisierung von Sprache und Natur erhält die utopische Vision eine mythische Dimension⁶⁹¹. Wasserfluss und Sprachfluss kann man kanalisieren, in unnatürliche Bahnen leiten, aber sie finden wieder zurück; die syntaktische Substratwirkung symbolisiert das romanische «Rauschen» unter der Oberfläche der deutschen Wörter.

IV.6.3. Verzerrung und Umpolung: Paulin Nuotclà,
Das tragliun (1984)

Im Falle von Paulin Nuotclàs *Das tragliun* ist eine sprachlich-literarische Analyse schon deshalb unzureichend, weil es sich hier um einen Text zu einem Musikstück handelt⁶⁹². Die folgenden Bemerkungen könnten allenfalls der Vorbereitung einer Text und Musik einbeziehenden, semiotischen Analyse dienen. Der Text wurde ohne Änderungen aus der Beilage der Schallplatte übernommen. Aus dieser Quelle stammt auch das auktoriale Glossar.

Das tragliun

Der Riet het das TRAGLIUN vendiert
dem mullet vo Obervaz
de isch kho ama Tag und het gsait:
«Eu ta dun: fünf francs und tschinquanta raps»

5 Der Riet het das TRAGLIUN nit bruucht
wo isch no vom bapsegner gsii
Und wiil er svessa nit puura tuot
het er nüt pensiirt dabii.

10 S'pensiera isch ihm erscht plü tard amol kho
wo-n-er amol von CHAFLUR
go dar flinta für der Jagt go kaufa-n-isch
zum Vasella-n-aba-n-ims CHUR.

Und wo-n-er durch'd cità duruf chaminiert
vom Bahnhof am Bahnhofplatz
15 und in a vaidrina inaluogt
zieht er dindet ein Satz.

D'immez reclomas für Feria in SCUOL
mit dem Foto vom PIZ SQUIGLIAT
ischt sein TRAGLIUN vom plafon pendiert
20 culla nouda da seis tat.
Do het's na wüekli buonder gnoo
wia de TRAGLIUN do hera khunnt
im Büro hend's gsait: «Für milla francs
fum Waser, dem mulet, wo khunnt».

25 Do het der Riet der rabgia 'packt
uf der Waser, der mulet
das TRAGLIUN het er kauft für milla e tschinch
het'na haigschleppt ins cumünet.
Und wer jetzt denkt: «Der RIET isch muff
30 uff Kulturverkauf allgemain»,
de waiss nu nit dass der RIET nit will
cha'ls mulets fan affars plü bain.

Il di davo ischt am RIET sim Huus
usaghängt gsii an placat:
35 «I ferkaufa Plunder für kliina Priis
à l'ingrossa & separat».
Und wer's nit denkt het, het bald gsee
wia der affar floriert:
bald isch der Riet mit dem MERCEDES
40 im Dorf umanand tretliert.

Der Gschäft isch immer grösser khoo
und jeda het gsee quant buns
chi sun ils Gschäfts wo-ma macha khann
culs UNTERLÄNDERUNS.
45 Und wo der alti Plunder isch fertic gsii
her der RIET nit lanc schtudiert
und het an Schrainer impiegiert
wo TRAGLIUNS für ihn zipliert.

Zu dem Schrainer isch bald an zwaita kho
 50 und bald darauf deschet
 dia hend alli das Brot und dem Essen kha
 im RIET sin cumünet.
 Der RIET het sich a Villa 'baut
 dadour il cumünet
 55 mit TÜÜFGARASCH und SWIMMING-POOL
 und vista uf PIZ SQUIGLIET.

Im TIGERS-CLUB und COR MASDA
 wo er singt RUMANTSCH LADIN
 dankt der RIET dem SEGNER BUN
 60 dass er isch vom ENGADIN.

Und wenn aina maint: «Das ischt nit recht!»
 ischas nu wegam MAL IL BUTTATSCH
 das sait der RIET und: «Tü pover gross,
 fa megl der, scha tü sast,
 65 mach's besser, wenn du khasch
 fa megl der, scha tü- sast.»

Wortspiel mit schweizerdeutsch-romanischer Eintopfsprache

il tragliun	alter Heuwagen	affars	Geschäfte
vender	verkaufen	plü bain	besser
tschinquanta	fünzig	Il di davo	am nächsten Tag
bapsegner	Grossvater	a l'ingrossa	en gros
svessa	selbst	treklar	umher furzen
pensar	denken	quant bun	wie gut
plü tard	später	Unterländerun	Nicht-Bündner
Chaflur	Ortsname	impiegar	einstellen
chaminar	schreiten	ziplar	schnitzen
cità	Stadt	deschet	siebzehn
vaidrina	Schaufenster	dadour	ausserhalb
dindet	plötzlich	vista	Aussicht
d'immez	zwischen	TIGERS-CLUB	Grosskatzenbund
plafon	Decke	Cor masdà	Gemischter Chor
pender	herunterhängen	Rumantsch ladin	Engadinerrom.
nouda	Hauszeichen	Engadin	Bündner Hochtal

tat	Urgrossvater	mal il buttatsch	Bauchweh, (Neid)
buonder	Neugier	Tü	Du
mulet	Scherenschleifer	pover gross	armer Dickschädel
rabgia	Zorn	fa meglder	mach es besser
milla e tschinch	1500	scha	wenn
cumünet	kleines Dorf	savair far	machen können

Die auktoriale Beschreibung dieses Textes als «schweizerdeutsch-romanische Eintopfsprache» lässt sich mit einem Blick auf die Anteile der beiden Sprachen an diesem Text präzisieren. Eine sehr grobe, nur die unmodifizierten Einschaltungen des Romanischen berücksichtigende Auszählung⁶⁹³ ergibt einen Anteil von 78% Schweizerdeutsch und 22% Romanisch an diesem «Eintopf». Damit müsste, trotz aller nötiger Präzisierung, wohl eher von einem schweizerdeutschen Text mit Einschaltungen und Entlehnungen aus dem Romanischen die Rede sein. Dass Autor wie Kritiker, Klainguti spricht von «masdügl tudas-ch e rumauntsch» (1985:12), diesen Text als «Eintopf» und «Gemisch» charakterisieren, entspricht der gängigen Diagnose von «Mischsprache» in der sprachpflegerischen Auseinandersetzung⁶⁹⁴. Dass eine linguistische Beschreibung die Sprachmischung dieses Textes vorsichtiger einschätzen dürfte, ist wenig relevant; auktorialer Einschätzung und Intention, aber auch unmittelbarem, beim Leser und vor allem beim Hörer dieses Textes hervorgerufenem Eindruck zufolge handelt es sich offensichtlich um ein «Sprachgemisch».

Trotz seines offensichtlich und markant realitätsfernen sprachlichen Charakters hat auch dieser Text einige Kontaktstellen und Analogien zu textexternen sprachlichen Gegebenheiten. Als solche können vorweg genannt werden:

- auf Substratwirkung zurückgehende romanische Relikte im Bündnerdeutschen
- «Fehlerhaftes Bündnerdeutsch» zweisprachiger Rätoromanen, wobei die Fehler vor allem als Interferenzen aus dem Romanischen dargestellt werden
- Interferenzen des Schriftdeutschen im Bündnerdeutsch von Rätoromanen.

Die wichtigsten und auffälligsten synchronen Kontakterscheinungen, die bündnerdeutschen Interferenzen, Einschaltungen und Entlehnungen ins Romanische, scheinen fast vollständig ausgeblendet. Und doch könnten gerade sie den Ausgangspunkt dieses Textes und die Basis seines «karnevalischen» Charakters darstellen. Nuotclàs *Das tragliun* liesse sich nämlich als sprachliche Variante der «verkehrten Welt» des Karnevals lesen, wobei anstelle von sozial und axiomatisch bestimmtem «Oben» und «Unten» hier Spender- und Empfängersprache die Plätze tauschen⁶⁹⁵. Der Text simuliert

eine «verkehrte Welt» des sprachlichen Kontaktes, in der das Bündnerdeutsche massiven Einflüssen des Romanischen ausgesetzt ist⁶⁹⁶. Allerdings ist diese «Umkehrung» keine ordentlich symmetrische, sie kombiniert vielmehr, im Sinne komplexerer Beschreibungen des «Karnevalesken»⁶⁹⁷, verschiedene Verzerrungen und «Grenzüberschreitungen».

Zunächst sind einige Anknüpfungspunkte an tatsächliche sprachliche Gegebenheiten aufzulisten. Als romanisches Relikt im Bündnerdeutschen⁶⁹⁸ kann das Lexem «tragliun» als einigermaßen plausibel gelten. In Bündnerdeutschen Dialekten finden sich zur Bezeichnung von Bauerngerät durchaus Wörter romanischen Ursprungs⁶⁹⁹. Dasselbe gilt von der Verwandtschaftsbezeichnung «bapsegner»: «wo isch no vom *bapsegner* gsii» (V.6), für die sich im Bündnerdeutschen ebenfalls Analogien finden⁷⁰⁰. Zu den üblichen Indizien von romanischer Substratwirkung im Bündnerdeutschen gehört die Übernahme der Funktion des Verbes «werden» durch das Verb «kommen» in Analogie zur entsprechenden Funktion von romanischem «gnir»-«vegnir»⁷⁰¹. Die Konstruktion: «Der Gschäft isch immer grösser khoo» (V.41) ist, vom Artikel abgesehen, normgerechtes Bündnerdeutsch und damit für sich ohne besondere Konnotation. Andererseits ist die Signalisierung von Sprachkontakt in diesem Text so obstinat, dass auch diese dialektale Besonderheit als artifizielle «Sprachmischung» erscheinen kann.

Bei syntaktisch auffälligen Fügungen vom Typ: «Il di davo ischt am RIET sim Huus/*usaghängt gsi an placat*:» (V.33f.) scheint es sich eindeutig, trotz analoger Beispiele im Bündnerdeutschen⁷⁰², um simulierte Interferenz des Romanischen zu handeln. Dasselbe gilt für die falsche Präposition-Artikel-Verbindung bei der Richtungsangabe «zum Vasella-n-*aba-n-ims* CHUR» (V.12). Die Ersetzung des Richtungs-Akkusativs durch den Dativ kommt, durch romanischen Einfluss gestützt, auch in Bündnerdeutschen Mundarten vor⁷⁰³. Hier handelt es sich aber viel eher um eine Simulation unmittelbarer, romanischer Interferenz, wobei der realistische Zug, der immer noch zu beobachtende Dativ bei Richtungsangaben, hinter der unwirklich hybriden Kumulation mehrerer Fehler⁷⁰⁴ verschwindet. Zu den Stereotypen der Simulation von «Romanendeutsch» gehören Artikelfehler. Sie kommen vor allem durch interferenzbedingte Unterdifferenzierung («der» für «der» und «das») zustande, wie sie sich in Falle von «an placat» (V.34) und «der Gschäft» (V.41) zeigt. Daneben findet sich, als eine Art Hyperkorrektion, die Tendenz zur Häufung des im Romanischen unbekanntes sächlichen Artikels. Neben dem erwähnten «ins Chur» (V.12) zeigt sie sich im wiederholten «*das* tragliun» (V.1, 5, 27). Die Kombination mit dem romanischen Lexem und der inkonsequente Gebrauch, neben «*das* tragliun» findet sich auch «*de* tragliun» (V.22) und «*der* affar» (V.38), macht den Artikel-

Fehler zum wirklichkeitsfernen Stereotyp des «Romanendeutsch». Dasselbe gilt für das nicht interferenzbedingte, absolut unwahrscheinliche «*der rabgia*» (V. 25). Artikel- und Kasusfehler verbinden sich in: «go *dar* flinta für *der* Jagt go kaufta-n-isch» (V. 11), «das Brot und *dem* Essen kha» (V. 51), wobei der letzte falsche Dativ kontextuell besonders unwahrscheinlich ist und so die entsprechende Stereotypie bestätigt. Als simulierte Interferenz kann die Lehnübersetzung «zieht er dindet ein Satz» (V. 16) gelten, die erst vor dem Hintergrund des romanischen «trar ün sigl»⁷⁰⁵ verständlich ist.

Die aufgezählten simulierten Interferenzen zeigen, wie das literarische Pastiche auch im Bereich an sich realitätsnaher Phänomene durch karikierende Überzeichnung und Verallgemeinerung zu völlig irrationalen Verzerrungen gelangt. Ein letztes «wirklichkeitsnahes» Phänomen sind standarddeutsche Elemente im Schweizerdeutschen, wie sie sich in Reden älterer Rätoromanen beobachten lassen⁷⁰⁶. Als Simulation schriftdeutscher Interferenzen und Einschübe ins Schweizerdeutsche können trotz generell wie textintern schwankender Graphie die folgenden Formen gelten: «*dem* mulet» (V. 2), «*von* Chaflur» (V. 10), «mit *dem* Foto» (V. 18), «*ischt sein* tragliun» (V. 19), «fum Waser, *dem* mulet» (V. 24), «mit *dem* MERCEDES» (V. 39), «und bald *darauf* [...]» (V. 50) «und *dem* Essen» (V. 51). Im Falle von «*zieht er* [...] *ein* Satz» (V. 16) käme, falls hier Einfluss des Schriftdeutschen suggeriert wird, eine typische, durchaus realitätsnahe, grammatikalische Unterdifferenzierung (Nominativ auch für Akkusativ) hinzu.

Diesen insgesamt eher spärlichen Kontaktstellen zur sprachlichen Wirklichkeit stehen die Verfahren der Simulation einer «verkehrten Welt des Sprachkontakts» gegenüber. In einfacher Umkehrung der tatsächlichen Entlehnungstendenz werden einzelne romanische Lexeme in den schweizerdeutschen Diskurs von Erzähler und Personen eingeschoben. «Und wo-n-er durch'd *cità* duruf chaminiert» (V. 13), «und ina *vaidrina* inaluogt» (V. 15), «*wia* der *affar* floriert» (V. 38), «und bald *darauf* *deschset*» (V. 50), «im Riet sin *cumünet*» (V. 54). Die markante Unwahrscheinlichkeit dieser Einschübe bleibt zu einem Teil auch nach probeweiser Rückübertragung in die reale Kontaktsituation erhalten. So ist etwa ein von schweizerdeutschen Lehnwörtern durchsetztes Zahlen-Paradigma völlig unreal und ein rückübersetztes «e bod davo siebzehn» so wenig wahrscheinlich wie das Original (V. 50). In andern Fällen kann die Rückübersetzung zu wahrscheinlichen Ergebnissen führen, wie der Text in einem Fall *in praesentia* vormacht: «*wie* der *affar* floriert» (V. 38); «*Der* *Gschäft* isch immer grösser khoo» (V. 41); «*chi* sun *ils* *Gschäfts* wo-ma macha khann» (V. 43). Auf das völlig unrealistische «*affar*» im schweizerdeutschen Segment folgt der plausible Artikelfehler im romanisch-deutschen «*der* *Gschäft*», auf dieses folgt «*ils* *Gschäfts*», ein sel-

tenes Beispiel für ein reales, grammatikalisch integriertes deutsches Lehnwort. Weitere Beispiele für deutsche, in die romanische Umgangssprache integrierte Lehnwörter sind: «Plunder» (V.35), «separat» (V.36), «Schrainer» (V.49), «Tüüfgarasch» (V.55) und «Unterländeruns» (V.44), dessen romanisches Suffix die Integration dokumentiert.

Eher noch unwahrscheinlicher als die unverändert eingeschobenen romanischen Lexeme sind die grammatikalisch durch Suffixangleichung adaptierten Lehnwörter. In sieben Fällen werden die Partizip-Suffixe «-à» und «-ü» romanischer Verben durch das entsprechende (schweizer)deutsche Suffix «-iert» ersetzt. Das Ergebnis sind die hybriden Analogieformen «vendiert» (V.1), «pensiert» (V.8), «chaminiert» (V.13), «pendiert» (V.19), «tretliert» (V.40), «impiegiert» (V.47) und «zipliert» (V.48). Der Analogie-Charakter dieser Bildungen wird zwar durch die realen, vollständig integrierten Formen (neo)lateinischen Ursprungs «floriert» (V.38) und «schtudiert» (V.46) hervorgehoben⁷⁰⁷, doch bleibt die Analogie im Bereich des Irrealen, denn es ist mehr als unwahrscheinlich, dass (schweizer)deutsche Verben wie «verkaufen», «denken» oder «gehen» von romanischen Lehnwörtern konkurrenziert werden. Ein besonderer Fall ist «pensiert» (V.8), das in der substantivierten Form «s' pensiera» (V.9) wiederaufgenommen wird und damit die mögliche Produktivität von Lehnwörtern spielerisch vorführt. Ein besonderer Fall ist auch die Ersetzung von «Wunder» durch das integrierte Lehnwort «buonder» in der Wendung: «Do het's na würlkli *buonder gnoo*» (V.21). Die Einschaltung des romanischen Lexems suggeriert hier eine merkwürdige «Rückentlehnung», mit dem Effekt, dass romanisches «buonder» auf sein Etymon, auf «Wunder», verweist und die Wendung «as tour da buonder»⁷⁰⁸ als Lehnübersetzung von «Wunder nehmen» wieder bewusst macht.

Die realitätsfernen Einschübe romanischer Lehnwörter sind auch unter dem Gesichtspunkt der *Kodeumschaltungen* markant unwahrscheinlich. Trotz fehlender linguistischer Untersuchungen zum romanisch-deutschen code-switching können die Häufigkeit der Umschaltungen und die sehr variable, inkonsequente und schwer korrelierbare Verteilung der Umschaltstellen als Indizien des irrealen Charakters⁷⁰⁹ unseres Pastiches gelten. Obwohl Beschränkungen der Anzahl Kodeumschaltungen⁷¹⁰ im Bereich realer Sprachnormen schwer zu bestimmen sind, lässt sich wohl mit Sicherheit sagen, dass 4 Umschaltungen innerhalb von 10 Silben: «»Eu ta dun: fünf francs und tschinquanta raps» (V.4) eine unrealistische Hyperbel des code-switching darstellen.

Dokumentierten realen Umschaltungen am nächsten kommen wohl diejenigen zwischen Erzählerdiskurs und Personenrede: «de isch kho ama Tag

und het gsait:/«*Eu ta dun*: fünf francs und tschinquanta raps» (V. 3f.)⁷¹¹. Syntaktisch eher plausibel sind wohl auch Umschaltungen zwischen Haupt- und Nebensatz: «und jede het gsee *quant buns/chi sun ils gschäfts* [...]» (V. 42f.). Dasselbe gilt für Umschaltungen zwischen regierendem und regiertem Satz, die mit dem Versende zusammenfallen können: «de waiss nu nit, dass der Riet nit will/*cha'ls mulets fan affars plü bain* « (V. 31f.). Mit dem Versende zusammenfallende Umschaltungen finden sich auch zwischen zwei Präpositionalphrasen: «ischt sein tragliun vom plafon pendiert/*culla nouda da seis tat*.» (V. 19f.). Mit Ausnahme der wiederholten romanischen Verse in der Schlussrede Riets (V. 64, 66) sind dies die beiden einzigen romanischen Zeilen ohne transkodische Markierungen. Ansatzweise zeigt sich hier die zeilenweise Sprachalternanz, die bei Chasper Po diskutiert wurde⁷¹². Dieser Alternanz kommt nur in den letzten drei Zeilen die Funktion einer Übersetzung *in praesentia* zu. In allen andern Fällen ist sie weder als metaphorische noch als konversationale Variante von Kodeumschaltung plausibel⁷¹³, womit der Text auch auf dieser Ebene seiner markanten sprachlichen Künstlichkeit gerecht wird. Zu seinem hybriden Charakter gehört nicht nur die Unwahrscheinlichkeit der einzelnen Verfahren, sondern auch die Inkonsequenz ihrer Anwendung und ihre teilweise schlechte Vereinbarkeit. So ist *Das tragliun* in mimetischer Hinsicht allein schon durch die auffälligen Schwankungen der Sprachkompetenz seines Erzählers völlig unplausibel⁷¹⁴.

Das auktoriale Glossar ist in erster Linie eine Verständnishilfe, eine Aufschlüsselung der romanischen Einschübe. In einigen Fällen kommt den erläuternden Übersetzungen aber auch eine parodistische (Neben)Funktion zu. So sind «Chaflur – Ortsname» und «Engadin – Bündner Hochtal» etwas sehr knapp und bürokratisch, die zweite Erläuterung skizziert zudem einen Modell-Leser, der bei solcher Art Inkompetenz auch mit Hilfe des Glossars nicht die Spur einer Chance hat, den Witz dieses Pastiches zu verstehen. «Unterländerun – Nicht Bündner» ist eine ironische Untertreibung und absurde Präzisierung der Ausgrenzungsfunktion dieser hybriden Benennung der Feriengäste, «TIGERS-CLUB – Grosskatzenbund» beruht auf dem häufigen Witz des «Wörtlich-Nehmens» einer Metapher.

Der Versuch, die aufgelisteten Formen von «Mischsprache» zur inhaltlichen Ebene dieses Textes in Beziehung zu setzen, stösst sofort auf mögliche signifikante Entsprechungen. Den rätoromanischen Reliktwörtern im Bündnerdeutschen entspricht das übriggebliebene einzelne Gerät, der Schleifwagen, ein zusammenhangloses Relikt, dessen Umfunktionierung innerhalb eines neuen «Systems» im Zentrum der Fabel steht. Die Aktualisierung durch den falschen Artikel («*das tragliun*») lässt sich als kleinste

kontaktsprachliche Entsprechung der Umfunktionierung des Arbeitsgeräts zum Dekorationsgegenstand betrachten. Aus den zentralen Sequenzen der Fabel: «achtloser Verkauf», «verlustreicher Rückkauf», «kommerzielle Wiederverwendung» ergeben sich weitere Analogien. So achtlos wie ein alter Schleifwagen wird die alte Sprache aufgegeben oder eben «verkauft». Die von der Sprachpflege erhoffte Neuentdeckung ihres Wertes⁷¹⁵ findet zwar statt, doch steht sie im Zeichen von Vermarktung und Folklorisierung. Das neue «System», sprachlich vom Schweizerdeutschen, gesellschaftlich von der Tourismusindustrie repräsentiert, integriert problemlos echte wie falsche Überbleibsel der früheren Sprache und bäuerlichen Gesellschaft, doch ist Integration eben Umdeutung und, vom «Spender» aus gesehen, Entfremdung. Dieser Aspekt wird durch die Kritik an der folkloristisch reduzierten, falschen «Kulturpflege» des Spekulanten unterstrichen, der seine gefälschten «Tragliuns» auf deutsch anpreist und romanisch nur noch singt: «Im TIGERS-CLUB und COR MASDA/wo er singt RUMANTSCH LADIN» (V. 57f.). In dieser Perspektive liessen sich die unrealen romanischen Lehnwörter als kritische Vorführung der entfremdenden Vereinnahmung des Romanischen auffassen. Auf der Sachebene steht der Text in einer gut erkennbaren Tradition expliziter Polemik gegen die Zerstörung, den Verkauf und die Umfunktionierung von altem Bauerngerät. «E dal rest, roba veglia nu's venda. I nu's venda la ierta culturala da tats e da bazegners.» («Und übrigens, alte Sachen verkauft man nicht. Man verkauft das kulturelle Erbe von Urgrossvätern und Grossvätern nicht»), so belehrt Armon in Jon Nutoclàs *Il tunnel* (1991:80) seine Eltern, die eine alte Kornkiste einem Touristen verkauft haben⁷¹⁶.

Eine Interpretation der «falschen Sprache» als sprachlich-literarischen Signifikanten des «falschen Bewusstseins» eines einheimischen Profiteurs und Werte-Fälschers liegt nahe. *Das tragliun* ist durchaus als Karikatur der Sprache eines geldgierigen Ignoranten zu lesen, der sich sprachlich auf die Seite der Macht stellt und wegen der grundlegenden Falschheit eines Systems auch äusserst erfolgreich ist. Entsprechend ist auch seine Arroganz: «mach's besser, wenn du khasch» (V. 65), gegen die sich die Karikatur seiner unzulänglichen Sprache und Bildung in intellektuelle Häme zur Wehr setzt. Auf diesen Aspekt weisen auch die Metagraphien: «fertic» (V. 45), «lanc» (V. 46), die ein indirektes «wie er schreiben würde» suggerieren⁷¹⁷.

Andererseits wäre diese Art Polemik und Häme effizienter, wenn sie präziser und wirklichkeitsnäher wäre. Der Aspekt der Karikatur und der karnevalesken Umkehrung der realen sprachlichen Gegebenheiten ist so auffällig, dass er diesen eindeutigen Bezug der «falschen Sprache» aufhebt und den Text in einen offeneren Rahmen sprachlicher Polivalenz stellt. So ist

weder die einfache Übersteigerung des «Falschen», noch die symmetrische Umkehrung des sprachlich Wirklichen das richtige Erklärungsmuster für diesen Text, der im Zeichen vielfältigerer Formen von Ambivalenz steht, wie sie von Bachtin beschrieben werden. Solche Ambivalenz folgt einer «konfusiven Logik» des Grotesken⁷¹⁸, die diesem irritierend unsinnigen und irritierend lustigen Pastiche entspricht.

IV.7. Karnevalische Misch- und Pseudosprache

Wenn die manifeste sprachliche Unwirklichkeit von Paulin Nuotclàs *Das tagliun* über Analogien und karnevalische «Umkehrfiguren» in doch noch erkennbaren Beziehungen zur sprachlichen Wirklichkeit steht, so gibt es Texte, in denen diese Beziehungen noch gebrochener und entsprechend schwerer zu erkennen sind. Am Ende des skizzierten Kontinuums zunehmender Verzerrung und Realitätsferne (oben, 11.2.1.–11.2.3.) literarisierter «Mischsprache» finden sich auch Beispiele für sprachlich Groteskes und Phantastisches, die alle Rückbindungs-Versuche an sprachliche Realitäten zum freien Spiel von Hypothesen zu machen scheinen. Im ersten Beispiel (IV.7.1.) zeigt sich, dass ein Text trotz «wilder Sprachmischung» (Häufung der beteiligten Varietäten und der «Mischverfahren») relativ gut lesbar bleiben kann. Im zweiten Beispiel (IV.7.2.) geht es um «Pseudo-Sprache», um das «Romanisch» des Kabarettisten Franz Hohler.

IV.7.1. «Abraham a Santa Claras» Sprachkarneval

*Abraham a Santa Clara al Lesezirkelfesta Engiadina*⁷¹⁹

Heissa, juccheia, dideldumdei
 Quella pomposa festerei!
 Ista binandi gokel e gakel
 Per far rumor e muortspetakel?
 5 Sinta versamblad di tuot mundi
 Creti pleti di vagabundi?
 Giumfras, molt o mingo pudri,
 Veterans e juven snudri,
 Pagans, israels e christs
 10 Bobs e snobs e qualchün mists!
 Tuot veln con düvals gvalt

Laschiar lüchtain ir gistalt,
 Snörriing, kjöring consequenz
 Valzers, frantsches, conterdenz.
 15 Prüm caressiun pomaders,
 Poi zusamaing promenaders,
 Sainz padruns survelian, z,
 Bis moral güng flötain gianz!
 Sienz Zürigs, sienz Bündners –
 20 Egalmaing condampi sünders,
 In quals temps di malorias
 Niur pensar al lumperias!
 Ma ün penitenz spezial
 Arrivar per quaist scandal!
 25 Hanno vistos, huoms di Zürich
 Il comet al cielo fürig?
 Dico: sapienti sat,
 Siunst gazüch an di cravat,
 Ed inferno cuntir brati,
 30 Tuot quanti – ischnit schati!
 Prüm li members magistrails
 Mal exempel gubernails,
 Comün –, uniun-presidents
 Sverinöter – sapperments
 35 Sizzaing tiuf in sündanez
 Con boun vin e cotelets!
 Politics di tuot colores,
 Svizzer, suabi, maist sainz mores,
 Huoms d'gazett – immens laterni,
 40 Sgüri candidats, inferni!
 Litterats, poets sensibels
 Scribiun vers e drams horribels
 Per theater tuot commun –
 Dov'ista la religiun?
 45 Miserere Dominic,
 Pacti sünders bain genic!
 Duonnas huoms – indifferenza
 Festeria – pestilenz!
 San Gian et San Barnabas
 50 Con quaist lumpas, non fa gspass,
 Preg'exempel fulminant

Per los sünders tutti quant –
E per me, il capuzin
Preg'ün schluc di boun veltlin!

Die Komplexität dieser Sprachmischung ist von der Anzahl der Sprachen als «Ingredienzen» und von der Anzahl der angewandten «Mischverfahren» bestimmt. Als Varietäten sind zu erkennen:

- zeitgenössisches Vallader
- vereinfachende Lernvarietät des Vallader (Infinitiv)
- archaisches Ladin (als Pastiche religiöser Streitschriften)
- Alemannisch mit walserdeutschen Merkmalen
- archaisiertes Standarddeutsch
- Latein
- Italienisch
- Englisch und/oder «Skandinavisch»
- Spanisch
- «Phantasiesprache»

Ladin und Deutsch sind die vom zweisprachigen Publikum eines Engadinerfestes in Zürich durchwegs verstandenen und in selbstverständlicher Alternanz verwendeten «Umgangssprachen». Das Fest eines «Lesezirkels» deutet auf ein bildungsbürgerliches Publikum, dem auch das Italienische geläufig und das in wenigen Stereotypen vorkommende Latein verständlich sein dürfte. Die vielleicht weniger vertrauten Sprachen Spanisch und Englisch/«Skandinavisch» kommen nur sehr selten⁷²⁰ vor. Die am meisten verwendeten «Grundsprachen» dieses Textes sind Vallader und Alemannisch, die beide auch in unverändert normgerechter Form vorkommen oder so geringfügig modifiziert sind, dass die normgerechte Form sofort erkennbar durchscheint. So sind etwa die Zeilen: «Sainz padruns survelian, / Bis moral güng flötain gianz!» (17f.) sehr leicht als «Sainza padruns survegliants, / Bis Moral ging flöten ganz!» zu erkennen⁷²¹. Die Veränderungen zielen auf eine «Romanisierung» des Deutschen («-en» zu «-ain»), das auch in der Form einer vereinfachenden Lernvarietät präsentiert wird. Darauf deutet das Fehlen des Artikels («Bis Moral»), während die syntaktische Auffälligkeit auf eine simulierte Interferenz des Romanischen⁷²², aber auch auf die Nachahmung eines poetischen Hyperbatons zurückgehen könnte.

Die sprachliche Hybridisierung des Textes lässt sich auf vier zentrale Verfahren zurückführen:

1. Kodeumschaltungen zwischen den aufgelisteten Varietäten
2. Hybridisierende Überlagerung oder verdichtende Verschränkung der aufgelisteten Varietäten

3. Metagraphien, besonders auch graphische Neusegmentierung
4. Freie Transformationen: auf keine bestimmten Verfahren oder transkodierte Markierungen zurückführbare Ersetzungen einzelner Elemente verschiedenster Extensionen.

Aus verschiedenen Kombinationen zwischen den aufgelisteten Varietäten und Verfahren resultiert die hybride sprachliche Form dieses erstaunlich verständlichen, manchmal gar eindeutigen Textes. Die Vielfalt von Varietäten, Verfahren und Überschneidungen können trotzdem den Eindruck einer unüberschaubar heterogenen sprachlichen Form erwecken. Die in der Nachfolge Bachtins häufige Rückführung des Heterogenen auf ein Prinzip des «Karnevalesken» entspricht offensichtlich gängiger Vorstellung, sollte doch dieser Text nach dem Willen seines Wiederentdeckers in der Karnevalsnummer des *Chardun* erscheinen⁷²³.

Bevor diese hybride Sprache anhand einiger Beispiele näher angesehen wird, muss die enunziative Grundsituation des Textes geklärt werden. Die in der ersten Person sprechende Figur ist in mehreren Verba dicendi zu erkennen: «Dico» (V. 27), «Preg'» (V. 50) und tritt vor allem in den letzten beiden Zeilen deutlich in Erscheinung:

E per me, il capuzin
Preg'ün schluc di boun veltlin! (V. 53f.)

Zunächst wird man vermuten, dass es sich bei diesem Kapuziner um den im Titel angekündigten Abraham a San(c)ta Clara handelt und davon ausgehen, dass der mit dem Kürzel R. Z. zeichnende Verfasser den Augustiner⁷²⁴ zum Kapuziner gemacht hat. Den Lexikonangaben zu Abraham a Sancta Clara ist zu entnehmen, dass dessen *Auff, auff ihr Christen* (1683) die Vorlage für die Predigt des Kapuziners im 8. Auftritt von Schillers *Wallensteins Lager* abgab. Dass dieser Text zum Lesestoff des Lesezirkels gehörte, lässt sich nur vermuten, dass Schillers Kapuziner-Predigt dagegen den wichtigsten Hypotext unseres Textes darstellt, ist eindeutig. Dies zeigt schon die überraschende Übereinstimmung des Anfangs seiner Tirade mit derjenigen von Schillers Kapuziner, der mit den gleichen «mots vides» zwischen Interjektion und onomatopoetischer Nachahmung die lautliche Kulisse der angeprangerten ausgelassenen Fröhlichkeit evoziert:

Heisa, juchheia! Dudeldumdei!
Das geht ja hoch her. Bin auch dabei!⁷²⁵

Weitere Analogien zeigen, dass unser Text nicht nur in seiner ersten Zeile eindeutig auf Schiller zurückgreift. Schillers Mönch fragt rhetorisch nach der Religionszugehörigkeit der Soldaten:

Ist das eine Armee von Christen?
Sind wir Türken? Sind wir Antibaptisten? (V. 486f.)

Auch in unserem Text ist die als beliebig dargestellte Religionszugehörigkeit wichtig:

Pagans, israels e christis
Bobs e snobs e qualchün mists! (V. 9f.)

Schillers Kapuziner droht, wie der Kapuziner in unserem Text, mit einem am Himmel gesehenen Kometen:

Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder,
[...]
Den Kometen steckt er wie eine Rute
Drohend am Himmelsfenster aus, (V. 507ff.)

Hanno vistos, huoms di Zürig
Il comet al cielo fürig? (V. 25f.)⁷²⁶

Im Bereich der mehrsprachigen Sprachspiele sind die lateinischen Einschübe, besonders das korrekte: «Dico, sapienti sat» (V. 27) auf Schiller zurückzuführen, dessen Kapuziner seine Rede mit lateinischen Versatzstücken (und entsprechenden Übersetzungen *in praesentia*) spickt:

Ubi erit victoriae spes,
Si offenditur Deus? Wie soll man siegen,
Wenn man die Predigt schwänzt und die Mess', (V. 533ff.)

oder das berühmte:

Fragten ihn: Quid faciemus nos?
Wie machen wir's, dass wir kommen in Abrahams Schoss?
(V. 549f.)

Damit ist auch das komische Verfahren des zwischensprachlichen Reimes zwischen lateinischen und deutschen Reimwörtern («sat»:«cravat») bei Schiller vorgegeben.

Schillers «Kapuzinerpredigt» ist ihrerseits schon parodistisch und wird hier nicht einer zweiten Parodie unterzogen, sondern dient, neben andern Texten, als Modell für ein Pastiche einer religiös-moralistischen Tirade eines Kapuziners aus dem 17. Jahrhundert. Dieser ist eine typische Figur der bündnerischen Gegenreformation und als solche ein Opfer protestantischer Streitschriften wie dem *Capuciner* (1650) von J. P. Salutz. Zum 17. Jahrhundert passt auch die Deutung des Kometen⁷²⁷. Religiöse Schriften dieser Zeit können die romanischen Archaismen «huoms» (V. 25, 47), «horribels» (V. 42) plausibel machen, während die Italianismen: «pomposa» (V. 2), «mist-s» (V. 10), «poi» (V. 16), «al cielo» (V. 26), «inferno» (V. 29), «Preg'» (V. 51), «tutti quant» (V. 52) auf die Tatsache anspielen könnten, dass viele Kapuziner-Patres der Gegenreformation aus Italien stammten⁷²⁸.

Zu diesem Hintergrund passt dieser Text, der, klar strukturiert, gegen die karnevaleske Ausgelassenheit einer Gesellschaft wettet und Gott um ihre Bestrafung bittet. Ein erstes Segment gilt der Aufzählung der Vergehen, Musik und Tanz (V. 1–14), die zur Unzucht (V. 15–22) führen. Ein zweites Segment beginnt mit der Ankündigung einer Strafe für solches, zusammenfassend als «quaist scandal» (V. 24) bezeichnete Treiben. Die von einem Kometen (V. 25f.) angekündigte Strafe wird alle treffen (V. 30), d.h. die samt ihren Missetaten aufgezählten Sünder (V. 31–44). Dann wird Gott nochmals aufgefordert, die Sünder beim Genick zu packen (V. 46); auch die Heiligen werden keine Gnade zeigen (V. 47–50). Den Schluss bildet die nochmalige Bitte, an den Sündern ein Exempel zu statuieren (V. 51f.) und den Kapuziner mit einem Schluck guten Veltliner zu entschädigen (V. 53f.). Das Grundmuster dieses Textes: Sünden katalog und Strafandrohung ist der Predigt wie dem religiösen Lied gemeinsam, was die Auffindung eines entsprechenden Hypotextes, wenn es ein einziger sein sollte, erschwert.

Zum Schluss noch einige Beispiele der aus der Kreuzung der aufgelisteten Sprachen und Verfahren entstehenden, hybriden Sprachmischung.

Ista binandi gokel e gakel
Per far rumor e muortspetakel? (V. 3f.)

Die pseudoromanische Form «ista» (für: «sta») kann als freie Variation mit latinisierender Anspielung auf das lateinische Demonstrativum gelesen werden. Der an deutsch-alemannische Lexeme angehängte (oder ein «e» ersetzende) «I»-Auslaut: «binandi» (V. 3), «snudri» (V. 8), «brati» (V. 29),

«schatì» (V. 30), der im letzten Falle auch der Herstellung eines ostentativ künstlichen Reimes⁷²⁹ dient, könnte auch mittelalterliches Deutsch simulieren. Der Reimherstellung gilt auch der zweite Teil der synonymen Paronomasie⁷³⁰ «gokel e gakel». Die Kodeumschaltung romanisch-deutsch wiederholt sich in der zweiten Zeile, die zudem noch lateinisches «rumor» einschleibt, das im ersten Element von «muort-spetakel» als Hypogramm wiederholt wird. Damit wäre nicht nur der Verschnitt von «Mords-spetakel» mit romanischem «mort», sondern auch die Herstellung grösserer lautlicher Ähnlichkeit zum lateinischen «rumor» für den ungewöhnlichen Diphthong verantwortlich.

Die Kodeumschaltungen zwischen deutscher und neolateinischer Mischsprache können zeilenweise erfolgen (cfr. V. 17f.), sie können aber auch nur die Reimwörter betreffen und damit einem ironisierenden verspielten Umgang mit dem Reimzwang dienen:

Hanno vistos, huoms di Zürig
Il comet al cielo fürig? (V. 25f.)

Die Kodeumschaltungen können gehäuft vorkommen und verschiedenste Sprachen betreffen:

Per los sünders tutti quant (V. 52)

Drei Kodeumschaltungen, drei romanische Sprachen (Romanisch, Spanisch, Italienisch), und, im adaptierten Pseudo-Lehnwort «sünders», ein Hinweis auf das Deutsche. Damit sind in diesem Vers sowohl die Sprachen wie die Verfahren ihrer Juxtaposition und Verbindung gut vertreten.

Miserere Dominic,
Pacti sünders bain genic! (V. 45f.)

Die Ersetzung des lateinischen Vocativs «Domine» durch den Eigennamen «Dominic» (Metagraphie von «Dominique») folgt dem Muster küchenlateinischer Herabsetzung, wie sie an Elementen lateinischer Sakraltex-te besonders beliebt ist. Da hier ein Kapuziner spricht, ist diese «Makkaronisierung» zugleich als grobe Parodie des klerikalen Ignorantenlateins⁷³¹ zu lesen.

IV.7.2. Franz Hohler, *Il malur da la fuorcla* (1987)

Wie das «Unbekannte» im allgemeinen ist auch das sprachlich «Unbekannte» keineswegs ein von Vorstellungen unbesetzter, leerer Bereich. Von unbekanntem Sprachen gibt es durchaus bestimmte Vorstellungen und diese sind nicht durchwegs individueller, idiosynkratischer Art, sie können sich auch zu kollektiven Erkennungsstereotypen verdichten. Das in der Schweiz von sehr wenigen gesprochene, aber von sehr vielen als solches erkannte Bündnerromanische wird vom Kabarettisten Franz Hohler als literarische Pseudo-Sprache verwendet. Das Ergebnis ist ein Text, der seine Spannung aus dem Verhältnis von Erkennungsstereotypie und Lesbarkeit bezieht.

Il malur da la fuorcla

- Duraint üna not, schlorza da plondscher charbuns, duos tschaggelaris givettain aint illa stüvnaunca. Avaivan gradamaint pardats la fuorcla da Romadur, bestemmiand e malgridand sco il tüfel, cu splavettan ad ün plötz ün mortunzel, che spispigliaiva
- 5 fast exactamaint suot illas s-chorazzlas.
Blais-chs e murks ils duos s ourgriplettan e avettan üna pfundai-
vla schlatterada süls rips.
Glinzlaind cun il lumplöz, il mortunzel schlittit da lurs e grözlò
sainza sbruonzlas ni schlappuonzlas: «Ghest dadur?»
- 10 O, scha füssan stats duos pots dal sanatori!
«Qua hest il glump!» foschet ün a l’oter.
«Chara lingua da la mamma!» schrainzlet il seguond tschaggelari,
e con ün grond grunz farschlettan danot la bluosta, las
fozzlas e tuot il plunder, marschlinds da la fuorcla scu duos
- 15 giovanolis.
Mo in quaist mumaint la muntanza startet a scrumplar e
cratschler d’ün tuonder tremblus, e tumbettan a bassa a schne-
stra e vadrets il Piz Ot, il Piz Nair, il Piz Blanc, il Piz Grond et
tuota la pizzeria, e suotpurzlaiva nu söl süls duos tschaggelaris,
- 20 mo svaino e svastats eiran aclas ed auas, enteira l’Engiadina am
Schlarigna e Puntraschigna e San Murezzan, nua il schah da
Perscha mangiaiva l’ultim dalönch.
So il mortunzel grizchaiva gnüd e briclus aint illa sturba glü-
strüm: Hehehehehehe!
- 25 Fin da l’emissiun.

Dieser pseudo-romanische Text enthält auch längere, normgerechte romanische Segmente. Es sind dies ein ganzer Satz, der irgendeinem realen Text entstammen könnte: «O scha füssan stats duos pots dal sanatori!» (10) und die beiden «Erkennungsmarken» «Chara lingua da la mamma!» (12) und «Fin da l'emissiun» (25). Bei der ersten handelt es sich um die als Titel verwendete erste Zeile der «engadinischen Hymne» von Gudench Barblan⁷³², die zweite verweist auf eine romanische Radio- oder Fernsehsendung und damit auf die wichtigsten Anbieter stereotyper romanischer «Muster». Als Vorlage käme also auch eine Fernsehbearbeitung einer romanischen Erzählung, etwa als «Gutnachtgeschichte», in Frage. Als referentielle Erkennungsmarken dienen die Toponyme «Piz Ot, Piz Nair, Piz Blanc» (18), letzter wohl nach dem «Bianco-Grat», und «Engiadina [...] Schlarigna e Puntraschigna e San Murezzan» (20f.). Als mit dem Engadin verbundene Assoziations-Stereotype sind ferner der lexikalisierte Name des Skirennfahrers Dumeng Giovanoli in: «sco duos giovanolis» (14f.) und, als bekannter Besitzer einer Villa in St. Moritz, der «schah da Perscha» (21f.) zu nennen.

Der Anteil der unveränderten romanischen Einheiten am Text beläuft sich, nach einem (zu) einfachen Zählverfahren⁷³³, auf 61%, die restlichen 39% sind mehr oder weniger stark modifizierte pseudo-romanische Einheiten. Zu den romanischen Einheiten sind auch die vollständig integrierten deutschen Lehnwörter: «tuot il plunder» (14) und «tuonder» (17)⁷³⁴ zu zählen. Das erste ist für deutschsprachige Leser sehr auffällig und gehört zu jener Reihe von Entlehnungen aus dem Deutschen, die den Eindruck des Romanischen als einer von deutschen Elementen durchsetzten «Mischsprache» bestätigen. Diesem Eindruck wird mit Pseudo-Entlehnungen nachgeholfen, die den tatsächlichen Lehnwortschatz des Romanischen karikaturistisch erweitern. Solche Pseudo-Entlehnungen sind zunächst unveränderte (schweizer)deutsche Einheiten, die in Analogie zu den tatsächlichen Lehnwörtern, sehr plausibel scheinen: «sco il tüfel» (3f.), «fast» (5), «ün grond grunz» (13), bei dem Alliteration und Paronomasie wichtig sind, und «So» (23), das zwar als Lehnwort integriert ist, aber nicht in dieser Funktion (Adverb-Konjunktion). Grammatikalische Integration simuliert das ebenfalls unbelegte «ils rips» (7)⁷³⁵.

Bei einigen Einheiten sind die Abwandlungen so klein, dass sie eindeutig auf ihre normgerechte, romanische Basis zurückführbar sind. «Ghest» (9) wird als Ableitung von «hest» («hast du») gelesen, der Satz: ««Qua hest il glump!» foschet l'ün a l'oter.» (11), ist sehr nahe bei: ««Qua hest il lump!» dschet l'ün a l'oter». Abgewandeltes «il glump» könnte auf Umstellung und Neusegmentierung von «igl lump» oder einfach auf schweizerdeutsches «glump» zurückgehen. Hinter «spispigliar» (4) ist leicht normales «bisbi-

gliar» («flüstern») zu erkennen, «muntanza» (16) wird im vorliegenden Kontext zu «muntagna» normalisiert, hinter «svastats» (20) ist «devastats» («verwüstet») zu erkennen, die Präfixersetzung kann als Analogie zu Formen wie «svanits» erklärt werden. Hinter «grizchaiva» (23) schliesslich ist «sgrizchaiva» («knirschte») zu erkennen, hinter «gnüd» (23) «nüd», «briclus» ist ein mustergerecht gebildetes, deverbales Adjektiv zu «briclar» («kribbeln»), das zwar nicht belegt, aber verständlich und «systemgerecht» ist. In einigen Fällen wird eine andere Integration vorgeschlagen: in «exacta-maint» (5) wird das gelehrte Lehnadverb «exactamaing» näher an sein Etymon (-MENTE) herangeführt, in «gradamaint» (2) wird dieses etymologisierende Suffix an ein im Ladinischen nicht belegtes «grad» angehängt, für das neben dem Schweizerdeutschen auch das Surselvische⁷³⁶ als Spendersprache suggeriert sein kann.

An diese kleinen, sprachinternen und nicht sehr interessanten Verzerrungen und Innovationen schliessen sich solche an, die auch einen zwischensprachlichen Aspekt haben. Das Titelwort «malur» erinnert an das in festen Syntagmen vorkommende romanische «malura», kann aber auch als Pseudo-Gallizismus, als Entlehnung von «malheur» gelesen werden. Die Form «bestemmiand» (3) ist ein Pseudo-Italianismus, da romanisches «blastemmar» durch keine italianisierende Nebenform dieses Typs konkurrenziert wird. Die Form «enteira» (20) könnte als spöttische Angleichung von ladinischem «intera» («ganz») ans Surselvische⁷³⁷ gelesen werden. Wenn diese Pseudo-Entlehnungen dank ihrer sehr grossen Ähnlichkeit zu entsprechenden romanischen Formen problemlos verstanden werden, so gibt es andere, die nur unter Rückgriff auf die Spendersprache verständlich werden. «Malgridand» (3) ist ein mit italienischem «gridare» («schreien»), in Analogie zu italienischem «maledire» und ladinischem «schmaladir» gebildeter Neologismus, dessen Verständnis durch die synonymische Doppelung «bestemmiand e malgridand» erleichtert wird. Im Falle von «tumbettan a bassa» (17) dagegen liegt ein Pseudo-Gallizismus vor, der nur in Analogie zu französischem «tomber en bas» verständlich wird. Das Syntagma «startet a scrumplar» (16) ist nur unter Rückgriff auf englisches «to start» erhellbar, das in Anlehnung an das «-ed» des englischen Past Tense mit dem «-et»-Suffix des romanischen passà defini versehen wird.

Die Pseudo-Entlehnungen aus dem Deutschen bilden ein Kontinuum abnehmender Erkennbarkeit zwischen Lehnwörtern und versteckten Lehnübersetzungen. Auf die oben aufgeführten, erkennbaren Lehnwörter folgen verstecktere Formen. In einer Verbform wie «schlittit» (8) (aus: «schlittir» oder «schlitter») ist eine Entlehnung aus deutschem «schlitteln» nicht zwingend, auch «las fozzlas» (13f.)⁷³⁸ evozieren nicht zwingend ein

schweizerdeutsches «Fotzel». «Tschaggelari», das zweimal (1, 19) zur scherzhaft beschimpfenden Charakterisierung der beiden Helden gebraucht wird, scheint, von surselvischem «cuccalori» vermittelt, auf schweizerdeutsches «Gaggelari» zurückzugehen, das im Anlaut durch ein zum lautlichen Erkennungsmerkmal des Romanischen stilisiertes «tsch» ersetzt wird.

Beim Adjektiv «murks» (6) konnotiert das «k» deutsche Herkunft, der Wortklassenwechsel und die aus romanischem «sblachs e smorts» herausverwandelte Verbindung «blais-chs e murks» evozieren eine weitgehende Integration. Andererseits wird zugleich ein effektives, vollständig integriertes Lehnwort wie «sblach»⁷³⁹ durch Wiederannäherung an sein Etymon bzw. durch dessen spielerische Ersetzung als solches wieder bewusst gemacht. Bei «pfundaivla» (6f.) handelt es sich um eine Analogiebildung aus entlehntem Lexem und dem häufigen Suffix «-aivel» (cfr. «nüzz-aivel»-«nütz-lich») nach metaphorischem schweizerdeutschem «pfundig». Komplexer ist «ad ün plötz» (4), das eindeutig als «plötzlich» gelesen wird und romanisches «dandet» in der adverbial-substantivischen Wendung «in ün dandet»⁷⁴⁰ als Basis haben könnte. Deutsches «plötzlich» wird als «plötz-lich» analysiert und in Analogie zum Romanischen substantiviert. Aus dieser pseudo-interferentiellen Konstruktion «in einem Plötz» wird das Substantiv herausgelöst und ins Romanische zurücktransferrt. Auf solche zwischensprachliche Hybride folgen Pseudo-Lehnübersetzungen, die sich als romanische Neologismen nach deutschen Wortbildungsmustern präsentieren: «suotpurzlaiva» (19), «suot-purz-lar» übersetzt das deutsche «runter-purz-eln»; «ourgriplettan» (6) geht auf ein nach deutschem «heraus-fels-en» gebildetes «our-grip-lar» zurück. Letzteres zeigt die Verbindung von transkodischer Markierung und freier sprachlicher Erfindung.

Auch die «erfundenen» Wörter dieses Textes liessen sich grundsätzlich auf einzel- wie zwischensprachliche Abwandlungen und Ersetzungen zurückführen, deren Rekonstruktion den freien Assoziationen der einzelnen Leser zu überlassen ist und durch keine literaturwissenschaftliche Methode unterstützt werden kann. «Erfunden» sind grundsätzlich: «schlorza» (1), «stüvnaunca» (2), «pardar» (3), «splavar» (4), «mortunzel» (4), «s-choraz-zlas» (5), «ourgripler» (6), «schlatterada» (7), «glinzliar» (8), «lumplöz», «schlittir» (8), «da lurs» (8), «sbruonzlas» (9), «schlappuonzlas» (9), letzteres vielleicht auf der Basis von «schlappa» in reimbedingter Analogie zu «sbruonzla», «dadur» (9), «foscher» (11), «schrainzler» (12), «farschler» (13), «danot» (13), «la bluosta» (13), «las fozzlas» (14), «marschliar» (14), «la muntananza» (16), «scrumplar» (16), «suotpurzlar» (19), «nu söl»

(19), «svaino» (20), «svastats» (20), «enteira» (20), «Perscha» (22), «am» (20), «briclus» (23f.), «sturba» (23), «glüstrüm» (23f.).

Aufgrund der teilweise bereits angesprochenen, lockeren Indizien lassen sich einige Bereiche eines offenen Kontinuums unterscheiden. Leichter oder nachhaltiger modifizierte, erkennbare romanische Einheiten, nach Wortbildungsmustern gebildete, verständliche Neologismen, Pseudo-Lehnwörter, Pseudo-Lehnübersetzungen, «Phantasiewörter», die mehr oder weniger romanischen Lautmustern entsprechen. So sind «pardar» (2), «splavar» (4), «foscher» (11), «marschli» (14) oder «sturba» (23) in ihrer Lautstruktur realitätsnäher als «grözler» (8) und «glüstrüm» (23)⁷⁴¹. An Beispielen wie «schlorza» (1), «grözler» oder «scrumplar» (16) zeigt sich die Offenheit des Übergangs zwischen Entlehnungen und «Phantasiewörtern»: «schlorza» nach «schlora»⁷⁴², «grözler» nach «grölen», «scrumplar» nach «rumpeln» sind mögliche, doch keineswegs zwingende «Rückbindungen». Auf das besondere rhetorische Verfahren des *mot-valise* gehen «stüvnaunca» (2) («stüva» + «vschinaunca») und «mortunzel» (4) («mort» + «Rapunzel»)⁷⁴³ zurück. Dieses liesse sich auch als Übersetzung von Hohlers bekanntem «Totenmügerli» interpretieren. In einem besonderen zwischensprachlichen Wortspiel wird das integrierte italienische Lehnwort «pizzeria» (19) verwendet. Es wird syntagmatisch als neugebildetes romanisches Kollektiv von «piz» («Berg») in der Bedeutung von «Bergkette» lanciert und in der Homonymie-Kollision mit der normalen Bedeutung von «pizzeria» parodistisch herabgesetzt. Diese Herabsetzung wirkt vor allem auch durch den Bezug zu den jeweiligen Referenten, durch den Kontrast zwischen den «erhabenen» Bergen und der weniger erhabenen Pizzeria.

Normverstoss, Verzerrung und Hybridisierung sind nicht nur auf der lexikalisch-morphologischen Ebene zu beobachten. An einigen Stellen kommt es zu semantischen Konterdeterminationen, die sich nicht einfach durch Metaphorisierung auflösen: «plondscher charbuns» («Kohlen klagen») (1), «cratschler d'ün tuonder tremblus» («nach Art eines zittrigen Donnerszeugs krähen») (17), «mangiaiva l'ultim dalönch» («ass die letzte Ferne» oder: «ass zuletzt fern»). Im letzten Fall könnte «dalönch» nach englischem «lunch» interpretiert und damit als Komplement zu «mangiar» semantisch kompatibel werden. Im morphosyntaktischen Bereich verstossen das als Passà-Defini-Form fungierende «grözlò» (8) und das als Gerundium fungierende «marschlinds» (14) gegen Norm und System des Romanischen. Syntaktisch hybrid sind Segmente wie «avaivan pardats la fuorcla» (2–3), «suot illas s-chorazzlas» (5), «svaino e svastats» (21). In der Sequenz «Bergsturz» (16–22) hat der «Sturz» der Syntax eine inhaltlich-thematische Entsprechung: «e tumbettan a bassa a schnestra e vadrets il Piz Ot [...]» (17f.).

Die bisher auf die paradigmatischen Erhellungsmöglichkeiten sich konzentrierenden Versuche, markant normferne Einheiten zu verstehen, müssen durch die syntagmatischen Erhellungsmöglichkeiten erweitert werden. Zunächst ist festzuhalten, dass die Massierung «erfundener Sprache» die Erfassung eines kontextuellen Sinns erschweren, wenn nicht verhindern kann. «Glinzlaind cun il lumplöz, il mortunzel schlittit da lurs e grözlò sainza sbruonzlas ni schlappuonzlas: «Ghest dadur?» (9f.) dürfte von verschiedenen Lesern sehr unterschiedlich «übersetzt» werden. Andererseits sind «grözlò» in diesem Segment, wie auch «foschet» (11) und «schrainzlet» (12), durch Vor- oder Folgekontext direkter Reden eindeutig als *Verba dicendi* markiert. Einzelne verständliche Elemente erlauben eine abduktive, aber doch sichere Erschliessung des Sinns längerer Segmente: «[...] e avettan üna pfundaivla schlatterada süls rips» (7), heisst wohl eindeutig: «und kriegten eine pfundige Tracht Prügel auf die Rippen». Die verständlichen Elemente bilden ein Netz von «Leuchtpunkten», die mehr oder weniger weit und deutlich in den Vor- und Folgekontext «ausstrahlen» können. Dieses Netz ist für den zweisprachigen Leser dichter als für den einsprachig deutschen. Andererseits ist diesem die Analogiesetzung zu anderssprachlichen Einheiten (wie im Falle von «dalönch» – «lunch») durch die Nicht-Erkennung romanischer Einheiten erleichtert, was die Beantwortung der Frage nach dem Modell-Leser⁷⁴⁴ und Hörer dieses kabarettistischen Textes nicht leichter macht. Bevor dies näher erörtert wird, noch eine minimale Paraphrase dessen, was der zweisprachige Leser unter Einbezug der intertextuellen und gattungsspezifischen Determiniertheit dieses Textes verstehen kann. Der Titel verweist eindeutig auf die Textsorte «Sage» oder «Legende»⁷⁴⁵, «mortunzel» auf eine Figur aus dem Reich der Toten; ihr «Hehehehehe!» (24) ist nicht nur in Hohlers *Totenmügerli*, sondern auch in romanischen Sagen⁷⁴⁶ zu hören. Wer den Hinweis auf die Textsorte erfasst, wird auch die Grundsequenzen dieser einfachen, stereotypen Fabel erfassen, die dem Muster Frevel – Konfrontation – Katastrophe folgt. Zwei fluchende «tschaggelaris» werden von einem Lemuren überrascht, ihre Auseinandersetzung endet mit einem Bergsturz, der das ganze Oberengadin unter sich begräbt. Diese Sequenzen sind anhand von Minimalelementen auch ohne Romanischkenntnisse erkennbar: «bestemmiand [...] sco il tüfel» (3–4), Dialogsequenzen, «tumbettan a bassa» (17).

Über die effektiven Romanischkenntnisse des Autors Franz Hohler wird hier im Rahmen einer auf die Text-Leser-Ebene sich beschränkenden Analyse nicht spekuliert⁷⁴⁷. Die Hypothese, dass dieser Text einen Modell-Leser ohne Romanischkenntnisse vorsieht, lässt sich nicht «beweisen». Dass ihn der Autor in seinem deutschsprachigen *Kabarett-Buch* veröffentlicht hat

und mehrheitlich oder ausschliesslich deutschsprachigem Publikum vorträgt, kann ebenfalls nebensächlich sein. Eine von der Wirkung ausgehende Hypothesenbildung zum Modell-Leser steht vor dem Dilemma, ob das Wirkungspotential dieses Textes eher in der Transformation von Bekanntem, oder im ersparten Aufwand im Umgang mit Unbekanntem liegt. Im Rahmen der ersten Hypothese, die von einem Modell-Leser mit Romanischkenntnissen ausgeht, kann darauf verwiesen werden, dass Hohlers pseudoberndeutsches *Totenmügerli* zu den beliebtesten Kabarett-Texten der Deutschschweiz gehört. «Sprachmuster», Stereotypisierung, Karikatur durch Frequenzsteigerung, Kumulierung und Verdichtung enthalten also ein komisches Potential, auch wenn die Ausgangssprache bekannt ist. Desgleichen ist leicht zu erahnen, dass solche Texte für Leser, denen die Ausgangssprache völlig unvertraut ist, ohne jeden Reiz sind. In Analogie zur Parodie, die auf einen bekannten Hypotext angewiesen ist, wäre diese Art Sprachparodie auf die Bekanntheit der Ausgangssprache angewiesen. Dagegen kann die zweite Hypothese ins Feld führen, dass gerade die überraschende Verständlichkeit eines Textes in einer unbekanntem Sprache den Witz dieser Hybridisierung ausmacht. Der lästige Lernaufwand, der sonst nötig ist, um die ärgerliche Unverständlichkeit des Fremdsprachlichen aufzuheben, wird einem hier erspart. Zitat, Abwandlung, Entlehnung, Pseudo-Entlehnung und freie Erfindung werden in ein Mischverhältnis gebracht, dass nicht nur «karnevalesk» wirkt, sondern die Kodeabhängigkeit des Verständnisses relativiert. Damit konfiguriert sich der Modell-Leser als Verbindung der beiden Hypothesen: um den parodistischen Witz zu erahnen, muss er eine passive Vertrautheit mit der Lautgestalt des Romanischen haben; um die Verständlichkeit als befreienden Überraschungseffekt zu erleben, schadet es nichts, wenn sich seine Kompetenz auf dieses absolute Minimum beschränkt. Wenn sonst häufig über den Sprecher gelacht wird, so verbünden sich hier Erzähler und Leser im Lachen über die Unverständlichkeit einer Sprache, die sie spielerisch aufzulösen versuchen.

Die hier abgeschlossene Lektüre einzelner Texte zeigt die grosse Vielfalt an Formen und Funktionen transkodisch markierter Sprache. Diese Vielfalt, sie ergibt sich auch aus der Interaktion zwischen Text und «Rahmen» (Intertextualität, Interdiskursivität, puristische Tradition, Stereotype einer Minderheitensprache), kann hier nicht reduziert werden. Die besprochenen Texte nutzen zwar die Möglichkeiten von Mehrsprachigkeit und Mischsprache in besonders vielfältiger, überraschender oder signifikant stereotyper Weise, doch wäre es vermessen, von diesem sehr beschränkten Corpus ausgehend, eine Typologie entsprechender Funktionen in der bündnerromanischen Literatur erstellen zu wollen. In den nächsten Abschnitten

wird das Corpus erweitert und zugleich die Betrachtungsweise verändert. Abschnitt v. gilt der Kennzeichnung und Kommentierung transkodisch markierter Einheiten sowie verschiedenen «Übersetzungsspielen». Im Falle der Übersetzung zeigt sich, dass diese auch zum wichtigsten Stilmittel, ja zum Konstruktionsprinzip ganzer Texte werden kann. In Abschnitt VI. wird unter nochmaliger Erweiterung des Corpus versucht, die auffälligsten Formen, Funktionen und «Inhalte» systematisierend und typologisierend zusammenzufassen.

